





Jakob Friedrich Fries.



Jakob Friedrich Fries.

Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt

von

Ernst Ludwig Theodor Henke.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1867.

Vorwort.

Dem Verfasser dieser Schrift standen zur Zusammenstellung derselben die Quellen zahlreich zu Gebote, welche er auf dem Titel angedeutet und hier noch näher zu beschreiben hat. Er besitzt von Fries', seines Schwiegervaters, eigener Hand umfangreiche selbstbiographische Aufzeichnungen, welche dieser im Herbst 1837 während eines Badeaufenthalts in Teplitz für ihn niedergeschrieben und später hier und da ergänzt hat. Ferner zwei kürzere Aufsätze, für zwei seiner treuesten Schüler, Ernst Fr. Apelt und Ernst Siegm. Mirbt, bestimmt, in welchen Fries über seinen Entwickelungsgang und über seine Schriften Bericht erstattet und manchmal angegeben hat, was er an diesen letzteren noch selbst vermißte und anders wünschte. Dazu kommen noch mancherlei andere Arbeiten: zwei lange Beschreibungen von Reisen durch ganz Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Oberitalien in den Jahren 1797 und 1803—1804, Aphorismen und Fragmente in Prosa und in Versen, darunter Dramatisches, und vollendet zwei novellenartige Erzählungen, außerdem akademische Reden deutsch und lateinisch, Gutachten, Abstimmungen, Actenstücke aus der Zeit der Untersuchungen gegen ihn, u. dgl. m. Vor allem sind auch zahlreiche Briefe von Fries an seine vertrautesten Freunde und Schüler durch die Güte mehrerer von diesen in den Besitz des Verfassers gekommen oder ihm doch zur Benutzung überlassen: über hundert an den Bischof der Brüdergemeine Samuel Christlieb Reichel in Berthelsdorf, viele andere an die Freunde

Karl v. Zezschwitz, Appellationsrath zu Bautzen, Wilhelm v. Beaulieu-Marconnay, Oberschenk in Oldenburg, und an W. M. L. de Wette in Berlin und Basel; viele auch an Schüler, wie an Professor Fr. Francke in Rostock, Apelt in Jena, Ludwig Rödiger in Frankfurt a. M., Dr. H. Schleiden und Dr. Grapengießer in Hamburg, wie auch noch viele von Fries an die Mitglieder seiner Familie gerichtete Briefe. Und zu diesen Aufzeichnungen von Fries' eigener Hand kommen nun noch die seiner Freunde selbst, die fast vollständig erhaltenen Briefe der soeben genannten Männer und vieler anderer Correspondenten, darunter Namen wie beide Humboldt und Gauß, F. H. Jacobi, K. L. Reinhold und J. F. Herbart, F. K. v. Savigny, A. Heise, G. Hugo und A. F. J. Thibaut, K. Benedict Hase, W. L. Döderlein und F. Passow, K. A. v. Wangenheim, B. A. v. Lindenau, E. Chr. A. v. Gersdorff und viele andere. De Wette und Reichel haben auch eigene Aufsätze zur Charakteristik ihres Freundes und Lehrers auf Bitten des Verfassers für ihn zusammengestellt.

Aus dieser Beschaffenheit seiner Quellen schienen sich aber auch schon die Regeln für die Benutzung derselben zu ergeben, welche der Verfasser zu befolgen gesucht hat. In einem Gemälde ist wol alles fließender als in einer Mosaik, aber Edelsteine sind dafür mehr werth als Farben. Was ein darzustellender Mann selbst über sich geredet hat charakterisirt ihn jedesmal in zwiefacher Weise zugleich, durch das was er von sich berichtet, und durch die Eigenschaften, welche er dann bei Würdigung seiner selbst an den Tag legt, Urtheil oder Verblendung, Anspruchlosigkeit oder Großthun, historischen Sinn oder lyrische Maßlosigkeit, Wahrhaftigkeit oder Apologetik. So schien es hier fast rathsam nach der Bescheidenheit des gelehrten Tillemont zu trachten, welcher in seinen Memoiren zur Kirchen- und Kaisergeschichte jedes eigene Wort, als wäre es eine Anmaßung, in Klammern eingeschlossen und dadurch angedeutet hat, daß er als vollberechtigten Text seines Werks nur die unvermischten Angaben seiner Quellen angesehen wissen wolle. So ist es denn auch hier versucht, die Erzählung und was

sonst zur Charakteristik nöthig schien wo es irgend möglich war mit den eigenen Worten von Fries selbst oder mit denen seiner Freunde und Correspondenten zu geben und ihnen dabei so wenig als möglich in die Rede zu fallen; sind doch dadurch auch immer aus den Autographen kleine Inedita derselben mitgetheilt, aus welchen das Geringfügige weggelassen ist und welche im ganzen Umfange nicht wohl zur Publication gelangen konnten.

Diese Methode, neuerlich in Clemens Perthes' Leben seines Vaters bewunderungswürdig angewandt, hat der Verfasser auch deshalb um so lieber zu befolgen gesucht, weil sie ihm die schicklichste schien nach seinem eigenen Verhältnisse zu dem Gegenstande seiner Darstellung, als Schwiegersohn und als Schüler von Fries, aber als nicht ganz treu gebliebener Schüler. Auf der Voraussetzung beruht freilich seine ganze Arbeit: Fries und seine Leistungen sind ein so bedeutendes Glied in dem Entwickelungsgange der deutschen Philosophie, daß es einer Erklärung nicht nur aus der allgemeinen, sondern auch aus Fries' besonderer Geschichte bedarf, warum dies früher und jetzt erst in so beschränktem Maße anerkannt ist, und daß darum eine künftige Zeit, welche von der gegenwärtigen undeutschen Verzweiflung an der Philosophie wieder zurückgekommen sein wird, wie auf Kant so auch auf Fries zurückgehen, dann aber auch nach der Geschichte seines Lebens und seiner Schriften fragen und für eine sonst anspruchlose aber sorgfältige Aufbewahrung der Hauptnachrichten und Actenstücke dankbar sein wird. Aber je mehr ihr Verfasser, wie Fries selbst, auf solche Richter hoffte, desto weniger durfte er bei diesen noch auf ein Interesse für seine eigene Beurtheilung seines Gegenstandes rechnen, mit welcher sich vorzudrängen ohnedies nicht schicklich für ihn war, und so hat er sich verpflichtet geglaubt, die Ausdrücke seiner Bewunderung und Verehrung ebenso wie seine Dissense und Bedenken überall möglichst zurückzuhalten.

Bei diesem Verfahren blieben ihm immer noch eine beträchtliche Anzahl Briefe und Aufsätze übrig, für welche er in seiner Arbeit

keine Stelle finden konnte und welche doch gar sehr werth schienen erhalten zu werden. Gern hätte er viel mehreres davon mitgetheilt, als jetzt geschehen ist; er hat sich beschränken müssen, bloß solche Stücke dieser Art in den Anhang dieser Schrift aufzunehmen, welche ebensowohl durch die Namen ihrer Verfasser als durch die Bedeutung ihres Inhalts für die Geschichte der Zeit, welcher sie angehören, ein größeres Interesse zu erregen geeignet schienen.

Gern möchte er hier auch noch allen denen seinen Dank aussprechen, welche ihn durch ihre Mittheilungen bei seiner Arbeit unterstützt haben. Aber von allen Freunden und Altersgenossen von Fries, welche dabei das meiste thaten, gilt jetzt auch schon das Wort des Dichters „zerstoben ist das freundliche Gedränge und manche liebe Schatten steigen auf", und so sind es nur noch wenige jüngere Freunde, welche er hier bitten kann, seinen Dank für geleistete Hülfe, wie sein Buch selbst, gütig aufzunehmen.

Marburg, 6. Februar 1866.

E. L. Th. Henke.

Inhalt.

Beilagen.

Erstes Buch.

Die Jahre in der Brüdergemeine.

1773—95.

1. Kindheit und Schuljahre in Barby und Niesky.

1773—92.

Wenig Wochen, nachdem die Aufhebung des Jesuitenordens unterzeichnet war, und in denselben Tagen, wo die erste Kunde davon die Welt erfüllte, am 23. Aug. 1773 früh um halb 4 Uhr wurde einem Beamten der Brüdergemeine zu Barby an der Elbe, Peter Konrad Fries, ein erster Sohn geboren. Die Losung des Tags war Jeremia 46, 27: „Jakob soll in Friede sein und die Fülle haben", und so wählten die Aeltern daraus die Namen Jakob und Friedrich für ihr Kind; sie sollten ihr Gebet ausdrücken, welches auch nicht unerfüllt blieb, daß Jakob stets in Frieden sein möge.

Das Leben der Vorfahren des Kindes war nicht allzu friedlich gewesen. Sigismund Eberhard von Fries war in der Mitte des 17. Jahrhunderts kaiserlicher Oberst und Commandant der Stadt Höchst am Main. Dessen Sohn aus einer Ehe mit einer Schottin Juliane Anna von Hamilton, Heinrich Sigismund von Fries, hessen-homburgischer Kammerjunker und kaiserlicher Lieutenant, fiel im ungarischen Feldzuge im October 1683 vor Ofen. Erst nach seinem Tode gebar seine Witwe, eine Tochter des gräflich hanauischen Amtmanns Philipp Moritz von Erckebrecht, im März 1684 zu Frankfurt a. M. einen Sohn Konrad von Fries, welcher genöthigt wurde, als seine Mutter in einer zweiten Ehe den größten Theil ihres Vermögens verloren hatte, bei einem Apotheker in Erfurt in dessen Geschäft einzutreten und dabei auch auf seinen Adel zu verzichten, da der Lehrherr die Beibehaltung desselben mit dem Apothekergeschäfte nicht recht vereinbar fand. Konrad Fries, wie er sich nun nannte, ließ sich in Mömpelgard nieder, begründete eine große Familie mit Judith Scharfenstein, der Tochter eines dortigen Goldschmidts, und starb

dort als Apotheker und als Bürgermeister von Mömpelgard im Jahre 1763.

Der jüngste seiner sieben Söhne, Peter Konrad Fries, am 1. Nov. 1720 geboren, schon als Kind durch einen Lehrer pietistisch erregt, setzte es durch, gegen die Wünsche seines Vaters, welcher ihn zum Kaufmann bestimmt hatte, daß er Theologie studiren durfte, und nach Beendigung seiner Studien in Strasburg von 1739—41 und nach Erwerbung der philosophischen Doctorwürde erhielt er 1746 in Mömpelgard, welches damals noch zu Würtemberg gehörte, ein Pfarramt, zuerst zu Hericourt und dann zu Coutenans, wo er zwölf Jahre lang blieb. „Aber", so schreibt sein Sohn, „die Bekanntschaft mit Zinzendorf's Schriften und mit einzelnen Mitgliedern der Brüdergemeine machten ihm immer mehr Lust, sich dieser Gesellschaft anzuschließen; im Jahre 1757 lernte er den Grafen Zinzendorf in Montmirail persönlich kennen, erbat sich im Jahre darauf seinen Abschied vom Herzog Karl von Würtemberg und trat in die Brüdergemeine ein. Anfangs nahm ihn der Graf in sein Haus, damals nach Herrendyk, stellte ihn aber bald darauf in Neuwied an, wo er nur zwei Jahre blieb und dann die Jahre 1761—63 auf Reisen in Geschäften der Gesellschaft im südlichen Frankreich bis nach Bordeaux und dann nach Preußen und Litauen hinbrachte". „Er machte", schreibt Bischof Reichel, „oft mit Lebensgefahr in Südfrankreich Besuche bei dortigen damals unter großem Druck lebenden Protestanten. Neben treuem Eifer im Dienst der Brüdergemeine und ungeheuchelter Religiosität besaß er ausgebreitete Kenntnisse und war ein sehr denkender Kopf, was sich schon aus seiner hochgewölbten Stirn schließen ließ, welche nebst andern Zügen seines Profils der Sohn von ihm geerbt hat." „Im August 1763", fährt der letztere fort, „kam er nach Herrnhut zurück und heirathete am 30. Nov. 1763 Christiane Sophie Jäschke, die Tochter eines der ersten Auswanderer aus Mähren, welche sich unter den Schutz des Grafen Zinzendorf begeben hatten." Der Vater dieses Michael Jäschke, Georg, war, wie Reichel bezeugt, „einer derjenigen nach dem gewaltsamen Untergang der alten Böhmisch-Mährischen Brüderkirche übriggebliebenen treuen Bekenner, welche die Lehren und Ueberlieferungen ihrer Väter sorgfältig bewahrt und auf ihre Nachkommen vererbt hatten".

Diese Aeltern unsers Fries erhielten aber nur einen sehr geringen Einfluß auf seine Erziehung. Der Vater wurde noch immer jahrelang mit Reisen im Dienst und zur Ausbreitung der Gemeine beauftragt. Noch 1763 wurde er mit seiner Frau nach Genf geschickt; dann im Jahre 1764 mußte er an der Synode zu Marienborn theilnehmen und

diese bestimmte ihn zum Agenten der Gemeine für Rußland; im April 1765 wurde er mit seiner Frau nach Petersburg gesandt, „an den Hof der Kaiserin Katharina II., wo er", versichert Reichel, „für die damals an der Wolga gegründete Colonie Sarepta eine mit mehrern wichtigen Privilegien ausgestattete Concession auswirkte". Bald darauf zurückgerufen, lebte er bis 1769 als Prediger in Niesky; dann wurde er zum Vorsteher der Gemeine in Neuwied gemacht, ein Amt, welches „ihm manchen Verdruß und Verlust brachte"; ein sehr glaubwürdiger Mann bezeugte seiner Tochter, ihr Vater habe damals „theils durch seinen Credit, theils dadurch, daß er einen bedeutenden Theil seines eigenen Vermögens opferte, den Credit der Gemeine gerettet; dein Vater war ein echter Israelit, in dem kein Falsch war". Dennoch ward er nun von Neuwied entfernt und 1772 wieder nach Genf geschickt; endlich im Frühjahr 1773 wurde er Conferenzschreiber und 1775 Mitglied der Unitätsältestenconferenz und behielt von nun an zwar seinen festen Wohnsitz zu Barby, einem von der kursächsischen Regierung für die Brüdergemeine erworbenen Schlosse an der Elbe, wurde aber auch von hier aus noch immer so oft verschickt, daß er, „wie dies damals bei den Dienern der Brüdergemeine sehr gewöhnlich war", seine beiden einzigen Söhne, den ältesten Jakob Friedrich, mit fünf Jahren, und den jüngern, Johann Christian Wilhelm, dreijährig aus seinem Hause und Wohnorte an die Erziehungsanstalt der Brüdergemeine zu Niesky wegzugeben sich für verpflichtet hielt. Auch die Pathen Jakob's, sonst bekannte herrnhutische Namen, Joseph Spangenberg, Johannes von Watteville, Johann Friedrich Reichel, Benigna von Watteville, geb. von Zinzendorf, Maria Magdalena Lorez, geb. Steiger, und Valeria Huber, scheinen nicht in der Lage gewesen zu sein, hier irgendwie die Stelle der Aeltern zu vertreten.

Es ist sehr folgenreich für Fries geworden, daß er demnach in seiner Kindheit seit dem fünften Jahre kein häusliches Leben, kein Aufwachsen neben Vater und Mutter und Geschwistern gehabt hat. Nicht daß ihm die feinere Ausbildung des Gemüths dadurch entgangen wäre, dafür war in der Brüdergemeine sonst schon gesorgt; aber sehr früh wurde er dadurch nur auf sich selbst, auf seine Einsamkeit und in dieser auf sein eigenes Urtheil verwiesen, und er lernte wol gleichalterige Genossen neben sich lieben, aber über sich nur Vorgesetzte sehen und diese mehr beurtheilen und behandeln, als sich ihrer freuen und sich ihnen hingeben. Freunde erhielt er früh, und darunter solche, die ihm von Kindheit an innig verbunden blieben bis an seinen Tod. Zu derselben Zeit, wo sein Vater ihn von Barby in die Erziehungs-

anstalt nach Niesky brachte, fand sich auch ein anderes noch bedeutenderes Mitglied der Unitätsältestenconferenz, einer von Fries soeben genannten Pathen, der nachmalige Bischof Johann Friedrich Reichel, als er nach Ostindien abgehen sollte, genöthigt, seinen Sohn Samuel Christlieb Reichel derselben Anstalt zu übergeben. Die Väter hatten bis dahin Thür an Thür auf dem Schlosse zu Barby nebeneinandergewohnt und nicht minder treu halfen die Mütter einander aus; Christlieb war nur wenige Monate jünger als Jakob, und Jakob, als es einst seiner Mutter fehlte, wurde von Christlieb's Mutter mitgesäugt; es gab keine Zeit, wo die beiden Knaben nicht wie Brüder zusammengelebt hatten, und nun wurden sie auch zusammen mit dem kleinen dreijährigen Wilhelm Fries aus dem Zusammenleben mit ihren Aeltern in die Anstalt gegeben; „ihr Großen", sagte Fries' Mutter den beiden fünfjährigen beim Abschied, „sorgt mir für den Kleinen"; es folgte auch keine Zeit, wo Jakob Fries und Christlieb Reichel, wie weit auch sonst ihre Wege auseinandergingen, jemals völlig wieder voneinander geschieden wären. Von seinem Vater behielt Fries kaum mehr als eine Erinnerung. „Ich sah ihn", sagt er, „nur kaum ein Jahr vor seinem Ende im Jahre 1782 auf kurze Zeit wieder, als er zum Synodus in Herrnhut sein mußte", und von der Mutter, welche er eine schöne und sehr kluge Frau nennt, bemerkt er, „er habe sie eigentlich erst später als Student kennen gelernt, wo er sie bisweilen besucht habe". Sechs kleine Briefe sind noch übrig, welche der Vater in den Jahren 1781—83 aus Barby nach Niesky an den Sohn geschrieben hat. „Laß uns wissen", heißt es in dem einen vom 6. Dec. 1781 an den achtjährigen, „wie es Dir geht, ob der liebe Heiland Dir ein vergnügtes Herz schenkt, ob Du seine Liebe erkennst und Ihn liebhast, ob Du gesund bist und ob Du etwas lernst, auch ob Du ein Vergnügen am Lernen hast. Nun nahen die Weihnachtsfeste heran, da wollen wir den lieben Heiland bitten, daß Er euch mit Seiner Menschwerdung und Geburt segnen möge, damit ihr im Genuß Seiner Gnade euere Kinderjahre selig verbringet, und etwas bei Zeit lernt, damit ihr einmal auch im Stande seiet, Ihm zu dienen." Und im Jahre 1783: „Wende allen Fleiß daran, daß Du recht schön schreiben lernst, Du wirst den Nutzen davon selber bald einsehen, und Deine lieben Vorgesetzten werden sich mit uns, Deinen Aeltern, darüber freuen", Worte, welche später etwas anders, als sie gemeint waren, erfüllt wurden. „Der Vater", sagt Fries' Schwester, „besuchte seine Söhne so oft als möglich, besonders 1782 zur Zeit des Synodus, und setzte ihnen dann jedesmal Wein und Obst vor; ich glaube, er

hing noch mehr an seinen Kindern als die Mutter, die auch selbst mit fünf Jahren in die Anstalt gegeben war."

„Wehe dem, der fern von Aeltern und Geschwistern ein einsam Leben lebt." Bei Fries kam noch manches hinzu, seine Kindheit trüber werden zu lassen. Fein organisirt und fast schwächlich war sein ganzer Körperbau; er bemerkt später einmal, daß seine Mutter jedesmal zu früh niedergekommen sei. Eine Freundin dieser, erzählt die Schwester, sagte, wenn er mit seinen schönen blauen Augen so ausdrucksvoll gen Himmel sah: das Kind sieht Engel, das heißt soviel als: „es bleibt nicht am Leben"; aber es blieb. Als Kind hatte er auch öfter Visionen abends im Bett und Furcht davor, welche auch durch Züchtigungen des Vaters nicht wich. Dazu frühe Krankheiten. „Die Blattern", schreibt ihm Christlieb Reichel, „hatten wir miteinander im März und April 1783; im folgenden Spätsommer 1784 bekamst Du das Kalte Fieber, das von unserm alten Zembsch den auf einem Spaziergange mit Hüffel in die Büsche beim Maiblumenwäldchen reichlich genossenen halbreifen Haselnüssen zugeschrieben wurde; im Herbst und Winter von 1786—87 war es, als Du im Dr. Eberhard's Cur warest und er über die zu sparsam von Dir genommene Latwerge so zornig wurde. Du pflegtest damals, wenn das Fieber kam, Dich oft im Hofe an warmen Tagen zu sonnen; wie lange die immer wiederkehrenden Fieberanfälle dauerten, weiß ich nicht, wol aber, daß G. M. Schneider, bei dem wir vom Frühjahr 1788 bis Herbst 1789 wohnten, Dich den «Fieberfrosch» nannte." Diese Zustände und Leiden seiner Kindheit beschreibt Fries selbst noch anschaulicher. „Mein eigenes kindisches inneres Leben", sagte er, „begann schon zu Hause mit beängstigenden Träumen, die sich in völlige Visionen ausbildeten, und diese plagten mich zuweilen bis in das siebente oder achte Jahr; später hatte ich sie nicht wieder ohne Fieberphantasien. So oft ich allein war, verlor ich mich in meine innere Welt, in der etwa im vierzehntägigen Wechsel zwei Arten von Phantasiespielen miteinander tauschten. Der eine Traum war kriegerisch, ich war der Feldherr eines mächtigen Königs, führte glückliche Kriege mit seinen Nachbarn, unterwarf ihm diese und umgab so sein großes Reich mit kleinern Bundesstaaten. Kindlicher war das verliebte Spiel der andern Zeit; ich wählte mir aus den Mitschülern einer obern Klasse einen Liebling, den ich nur von fern sah, ohne ihn sprechen zu können; für dessen Vergnügen sorgten meine Phantasien, Blumen waren mir das Liebste und Schönste, Gärten legte ich ihm an und in diesen vorzüglich schöne Blumenbeete, zwischen welchen ich ihn dann umhergeleitete. Diese

sonderbar eintönigen Phantasien fesselten mich so, daß ich an keinem Märchen Freude fand, selbst nicht an Robinson. Nur die für wahr gegebene Geschichte interessirte mich. Die unbeschreibliche Einförmigkeit unsers Schullebens bot einzig im Genuß von Naturschönheiten etwas lebhaft Erfreuendes; längere Spaziergänge, und besonders, was uns jährlich ein paar mal zutheil wurde, ein Tag im Freien in einem schönen Garten verlebt, gewährten die entzückenden Freudestunden. Aber wie mußten diese auch erdarbt werden! Niesky liegt mitten auf einem aus dürren Kiefernwäldern geschlagenen Felde über kiesichten Höhen, die alles Wasser abfließen lassen, also stets unfruchtbar bleiben; jede Blüte, jeder frische Zweig vermochte in dieser Armuth schon zu ergötzen. Mir sollten eben diese Reize noch sparsamer zugetheilt werden, indem zugleich die krankhafte Spannung meiner Phantasie noch mehr begünstigt wurde. Im Herbst 1784, soeben elf Jahre alt, bekam ich mit mehrern Schülern einen Anfall vom Kalten Fieber; die andern verließen alle nach acht Tagen die Krankenstube wieder, aber mich hielt die Krankheit immer noch zurück; sie setzte sich endlich als ein viertägiges Kaltes Fieber fest, und sie verfolgte mich bis ins funfzehnte Jahr; nachher artete sie in seltene kurze Anfälle von Flußfieber aus, aber Nasenbluten und Wurmbeschwerden blieben bis ins neunzehnte Jahr, ja die hysterischen Fieberanfälle wol bis gegen das funfzigste Jahr. Die Krankheit wurde von Anfang an schlecht behandelt. Der Arzt hatte die Grausamkeit, mir fast alle nahrhaften Speisen zu verbieten, ohne dafür zu sorgen, daß ich zweckmäßige Kost bekäme. So wurde mein Wachsthum unterbrochen und die Muskelkraft auf eine Weise geschwächt, daß ich diese Schwäche nie habe überwinden können; dazu das wiederholte Nasenbluten; ich wurde einigemal so schwach, daß man mein Ende erwartete. Einmal erschien ich nach Monaten wieder in der Schule; da grüßte mich der Inspector, der mir sonst wohlwollte und mich gern einen Philosophen nannte, mit bedeutendem Vertrauen auf meine philosophische Ruhe: «Nun, Jakob, es scheint der Heiland hat Dich noch nicht gewollt.»"

„Das Schlimmste", fährt er fort, „war aber dabei die geistige Behandlung. Der Arzt hatte die Meinung, daß ich, ungeachtet ich mich meist nur jeden dritten Tag vier Stunden krank fühlte, doch die Schule nicht besuchen dürfe und keine geistige Anstrengung vertrage. Man sperrte mich manchmal monatelang auf der Krankenstube ein, ohne mir nur ein Buch zum Lesen zu geben. Auch kein Spielzeug wurde mir, einen Ball ausgenommen, mit dem ich aber nicht gegen die weißgetünchte Wand, sondern nur gegen die Thüren werfen durfte.

Dabei bestand dieses mein Gefängniß aus zwei Zimmern, jedes mit Einem Fenster. Aus dem einen sah man in den Wirthschaftshof eines Bauern; froh war ich, wenn ich da einmal ein paar Tauben vorüberfliegen sah, und ein Fest war es mir, wenn der gute Mann einmal Dünger laden ließ. Das andere Fenster konnte ich nur auf einem Stuhl stehend erreichen, und sah dann in einen engen Hof der Schulgebäude, wo denn doch beim Wechsel der Schulstunden einige Schüler herüber und hinüberliefen. Das Unbarmherzigste war, daß ich in diesem Gefängniß meist vom Frühstück bis Mittag und nach dem Essen bis abends allein gelassen wurde. So fand mich einmal ein zufällig hinaufkommender Lehrer bis zur Ohnmacht verblutet über einige Stühle gestreckt. Schrecklich war mir diese Einsamkeit oft während der Angst des Fieberfrostes, sodaß ich aus meinem Bette aus Leibeskräften schrie, um nur einmal ein menschliches Angesicht herbeizuzwingen, sollte es auch nur kommen, um mich auszuschelten. In gesundern Stunden war ich in dieser Einsamkeit einzig auf die Spiele meiner Phantasie beschränkt; aber welche krankhafte schädliche Anstrengungen kostete es, diese Träume stundenlang im Spiele zu erhalten! Ich glaube gewiß, daß diese krankhaften Anstrengungen vorzüglich daran schuld waren, daß ich später nie ein kräftiges belebendes dichterisches Spiel der Einbildungskraft in meine Gewalt bringen konnte, während es mir doch Bedürfniß blieb, mein Denken immer von Zeit zu Zeit mit wachen Träumen zu unterbrechen." Vielleicht, wenn man ihn nicht so eingesperrt hätte, wäre Fries damals auch mit einem fünf Jahre ältern Schüler bekannt geworden, welcher noch früher als Fries ähnlichen Erfahrungen wie dieser in der Gemeine entgegenging: von 1783—85 war Friedrich Schleiermacher (geb. 1768) auf dem Pädagogium zu Niesky und nachher noch 1787 in Barby, damals schon eng verbunden mit seinem „Pylades" Albertini, welcher nachher auch Fries' Lehrer wurde.*) Aber weder damals noch später kam es zu persönlichen Berührungen zwischen Fries und Schleiermacher, auf deren Entwickelung hier soviel Gleiches, auch zum Theil mit gleichen Erfolgen, eingewirkt hat.

Trotz aller Störungen durch die Krankheit war nun dennoch diese seine erste Schulzeit für Fries durchaus nicht verloren. Schon weil er durch sie ein entschiedenes Interesse für das Lernen selbst gewann. „Als Jakob", erzählt seine Schwester, „im dreizehnten Jahre die

---

*) Aus Schleiermacher's Leben, I, 8 fg.; 42—65. H. Plitt, Das theologische Seminarium der evangelischen Brüderunität (1854), S. 57—63.

Kinderanstalt verlassen und seine weitere Bestimmung erfahren sollte, war er in großer Angst, daß er zu einem Handwerk bestimmt werden könnte, und nahm sich vor, wenn dies geschehe, lieber davonzulaufen nach Berlin zu einem berühmten Gelehrten, ich weiß nicht ob Mathematiker oder Chemiker, von dem er gehört oder gelesen hatte, daß er sich fähiger Knaben angenommen und sie unterrichtet habe. Daß er sich mit so etwas an die Mutter wenden könne, davon hatte er keinen Begriff. Zum Glück erfuhr er bald, daß er zum Studiren bestimmt sei". Er selbst rühmt auch den weitern Schulunterricht, wie gut dieser damals überhaupt geordnet, und wie „vielseitig für den Inbegriff alles wahrhaft Wissenswürdigen in allen höhern Klassen gesorgt gewesen sei". „Das lebendige Interesse der meisten Lehrer, besonders meiner unvergeßlichen Lehrer Hüffel und Garve, mußte auch uns kräftig anregen"; besonders der letztere, derselbe, der auch als christlicher Dichter bekannt und vielen theuer geworden ist *), sollte hier später noch das Beste thun. Es gab wol auch wieder Störungen für Fries; „eine der schlimmsten Perioden meiner Krankheit traf in die Zeit, als meine Kameraden anfingen Griechisch zu lernen, ich versäumte fast die ganze Zeit der Formenlehre, und dieser Mangel ist mir zeitlebens unbequem geblieben". Aber desto günstiger waren andere Einwirkungen der Schule. „Als ich dreizehn Jahre alt sein mochte, ersetzte einmal ein paar Monate der Inspector die Stelle eines abgerufenen Lehrers und fing in diesen Stunden an, uns Geometrie vorzutragen. Rechnen mochte ich nie gern, aber dieser geometrische Unterricht war von allen der erste, der mich wissenschaftlich selbst ansprach und belebte. Er gab mir überhaupt ein Interesse für die Mathematik, dem ich mit eigenem Studium folgte, in diesem Gebiete, wo man uns die Bücher nicht verweigerte. Stets war es mir eins der größten Vergnügen, einen neuen Theil der mathematischen Wissenschaften zu studiren. Astronomie entzückte mich vor allem, dann kam aber auch die Kriegsliebe dazu; in Verbindung mit dem zum Soldaten bestimmten Heinrich von Zeschwitz trieb ich eifrig die Elemente der Fortification; dazu kam der Türkenkrieg, der uns in die Zeitungspolitik einführte, und das Interesse unserer Lehrer an jeder großartigen Unternehmung und so auch an den Entdeckungsreisen, wodurch ich endlich Geographie zu lernen anfing." „Mit dem Alter von zwölf

*) Karl Bernhard Garve, geb. 1763, gest. 1841. Eine kurze Biographie desselben von seinem Sohne Leopold in Voigt's Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 19, I, 609 fg.

bis dreizehn Jahren", schreibt auch Reichel über seinen Freund, „entwickelte sich zuerst sein ausgezeichnetes Talent und lebhaftes Interesse für Mathematik; bald konnte ihm der in den öffentlichen Lehrstunden ertheilte mathematische Unterricht nicht mehr genügen, welcher damals nicht hinauszugehen pflegte über Elementargeometrie, ebene Trigonometrie und die Anfangsgründe der Analysis. Was ihm daher irgend zugänglich war von mathematischen Schriften, wurde von ihm mit großem Eifer und emsigem Fleiß studirt, wodurch er sich in wenig Jahren so gründliche und umfassende mathematische Kenntnisse zu eigen machte, daß er nachher nicht nur dem in den Schulen des Pädagogiums ertheilten Unterricht weit voraus war, sondern bei seinem Eintritt ins Seminar vom Anhören der mathematischen Vorlesungen darum ausdrücklich dispensirt wurde, weil in denselben für ihn nichts mehr zu lernen sei."

Auch an andern Anregungen fehlte es in diesem Schulunterricht nicht ganz. „Die ganze Gesellschaft unserer Lehrer", sagt Fries selbst, „hatte neben dem ernsten wissenschaftlichen Interesse ein sehr lebhaftes für Naturschönheiten und geführt von einem guten Geschmack für alle Werke der schönen Künste. Dies führte uns mit, und da man uns aus religiösen Gründen von Dichtungen sehr zurückhielt, bekam ich einen ins Kleinliche gehenden Enthusiasmus, wie für schöne Blumen, so auch für jeden dichterischen Gedankenanflug. Ins Große wirkte auf mich vorzüglich der Einfall eines unserer Lehrer, uns in deutscher Uebersetzung die Ilias vorzulesen, Homer wurde mir der erste Führer für die Auffassung dichterischer Anschauungen. Dies Erwachen hat lange auf mein Urtheil über den Cultus einen bedeutenden Einfluß behalten."

Dagegen eben dieser, der Gottesdienst, so wie er Fries in der Brüdergemeine entgegentrat, übte durchaus nicht den großen Einfluß auf ihn aus, welchen man erwarten möchte. Hier fehlte die Nachhülfe, die leitende Hinweisung der Aeltern; die seinigen hatten ihn zu früh verlassen und ihn sich selbst und fremden, wenn auch nicht theilnahmlosen Menschen überlassen; hätte er Vater und Mutter täglich das Zusammenleben mit der Gemeine theilen sehen, wäre ihm die Erfahrung nicht entzogen von einem Vaterhause, über welches jene Fülle gemeinsamer Andacht auch noch ihren Segen verbreitete, es würde ihm wol alles, was dort war, anders erschienen sein. So aber erzog sich die Gemeine in dem armen Jungen, welchen sie in seiner Krankenstube vergaß und versäumte, einen Rebellen, welcher unter einer blos expedirenden Aufsicht schon als Kind gegen das Beste, was sie ihm anbot, gleichgültig blieb und beinahe schon bitter wurde. Auch die große

Menge der Functionen wirkte bei dem Knaben nicht eine desto tiefer gehende Neigung, sondern eher abstoßend, und gering war diese Menge freilich nicht. Schleiermacher beschreibt es damals seiner Schwester aus Niesky, wie dort im Jahre 1783 die Versammlungen eingerichtet waren: „Sonntags um ½9 Uhr Litanei, um 10 Uhr Predigt, um 2 Uhr Fremdenstunde für die Diaspora, um 5 Uhr eine Liturgie für die Aufgenommenen, um 8 Uhr Gemeinstunde; in der Woche um ½9 Uhr Kinderstunde, um 7 Uhr Abendstunde, um 9 Uhr Singstunde." *) So sagt nun Fries von sich schon für diese Zeit: „Der Schlendrian des herrnhutischen Gottesdienstes war mir von Beginn her alltäglich und machte fast keinen Eindruck auf mich; nur die vierwöchentliche Ohrenbeichte, dort Sprechen genannt, weckte in mir Wahrhaftigkeit und treue Ehrlichkeit. In der Schule lernte ich, was man von mir gelernt wissen wollte, mit Ausnahme der bloßen Gedächtnißübungen, die mir sehr schlecht gelangen; lebhaften Antheil aber nahm ich an nichts von diesem; wir lasen meist, nachher auch lateinisch, fast nur die Bibel, ich wenigstens fast immer ohne Sinn und Verstand." „Ueberhaupt", sagt Fries, nachdem er den Schulunterricht in der Brüdergemeine gerühmt, „die Erziehung bildete dagegen völlig die Kehrseite. Die Sache ging nur mit Hülfe jener milden Sitten, die durch die ganze Brüdergemeine walten, denn im übrigen vertraute man fast einzig dem Schlendrian der täglichen Religionsübungen. Jede Klasse hatte neben ihrem Lehrer noch eine Art Aufseher, und dieser hatte außer den Schulen am nächsten und meisten mit uns zu thun. Sie wurden aber, etwa um besonderer Frömmigkeit willen, meist aus der Reihe gemeiner Handwerksgesellen gewählt und waren damals zum Theil Menschen ohne alle Bildung. So kam es, daß mich das religiöse Leben bis zum sechzehnten Jahre gar nicht berührte. Den Religionsunterricht nahm ich nur für den Verstand; ich erinnere mich nur solcher Zweifel, wie z. B. was das bedeute, daß Melchisedek weder Vater noch Mutter hatte, worauf mir geantwortet wurde: Kind, das verstehst du nicht! was ich denn auch sehr wohl einsah. In der Predigt gab ich nicht Acht; in den Abendversammlungen, in die wir jeden Tag um 7 und 9 Uhr geführt wurden, schlief ich regelmäßig; nur die Missionsberichte, allenfalls Lebensläufe und ähnliche Berichte hielten mich wach; sogar in einer obern Klasse hatte ich mit einem Grafen F. L. einen besondern Freundschaftsvertrag abgeschlossen, daß wir immer Hand in Hand so auf den Betsaal

*) Aus Schleiermacher's Leben, I, 28.

gingen, daß wir mitten auf eine Bank nebeneinander zu sitzen kamen, wo er mir dann auf der Bank ohne Lehne gestattete, mich an seine Seite zu lehnen, um ruhig schlafen zu können. Freundlich war zwar Weihnachten und mancher andere Festtag als Kinderspiel, aber einzig die Feier der Marterwoche und des Ostermorgens machte mir einen wahrhaft religiösen Eindruck. Meine sittlichen Ansichten wurden daher mehr durch einige Betrachtungen des Cicero geweckt, bildeten sich aber, als ich etwa vierzehn Jahre alt war, sehr tölpisch aus." „Wir müssen wol von Cicero in der Schule irgendetwas Philosophisches gelesen haben, denn ich erklärte mich für einen Epikureer. Meine Weisheit hatte aber eigentlich viel Aehnliches von der Moral der Sophisten; ich hielt mir alles für erlaubt, wenn meine Handlung nur unentdeckt blieb; indessen machte ich von dieser Erlaubniß doch nur sehr wenig Gebrauch und hegte daneben ein strenges Rechtsgefühl, mit dem ich mir Urtheile über andere anmaßte."

Es blieb auch den Gemeineobern nicht verborgen, daß es in ihren Erziehungsanstalten solche von ihr abgewandte Schüler gab und daß hier Abhülfe nöthig sei. Es war, sagt einer ihrer Geschichtschreiber *), eine Zeit der Klage über den sittlichen und religiösen Zerfall im Pädagogium und Seminarium durch Mode- und Genußsucht, Trachten nach Unabhängigkeit, Spott und Richtgeist, wozu im Seminarium noch die Hinneigung zum Unglauben kam. Im Pädagogium wurden jene Schäden und der Mangel an Kraft und Einigkeit in der Inspection besonders mit Schmerz erkannt von zwei Männern, welche von außen her, zuerst als Lehrer der Kinderanstalt, eintraten: Karl von Forestier, welcher als Lieutenant zu Berlin und Mitglied der Brüdersocietät Erlaubniß zur Brüdergemeine suchte und dieselbe mit seiner Anstellung in Niesky erhielt, und Lorenz Nagel, Candidat der Theologie aus Appenzell, ein Zögling Lavater's, welcher ebenfalls in Niesky eine Thätigkeit als Gehülfe des Hausvaters fand. Als diese das „Ungemeinmäßige und Ungeordnete" rügten, wurden ihre Klagen in der Unitätsältestenconferenz mit Aufmerksamkeit gehört, und als Bischof Johann Friedrich Reichel 1787 von Ostindien heimgekehrt war, wurde ihm sogleich eine Visitation des Pädagogiums aufgetragen; infolge derselben und auf den Antrag des Inspectors — das war noch der alte Chr. Theodor Zembsch, geb. 1728, neben ihm als Mitinspector Gottfried Cunow — wurde nun Forestier im Herbst 1787 als Pfleger berufen; eine zweite Visitation des Bischofs Reichel folgte 1788

*) E. W. Cröger, Geschichte der erneuten Brüderkirche, III, 367.

Dies blieb auch nicht ohne Wirkung auf Schüler wie Fries; er bezeugt es selbst. „Karl von Forestier, Lieutenant bei der Garde zu Berlin, hatte seinen Abschied genommen, um zu den Herrnhutern zu gehen. Er wurde bei uns angestellt als eine Art Exercirmeister; nachdem er uns aber einige Wochen über Stühle hatte springen lassen, übergab man ihm das Exercitium unserer Herzen. Er hatte eine tiefe gemüthliche Ausbildung und Talent zu erbaulichen Reden. Dieser interessirte sich für mich, und ich dauerte ihn, daß das Loos mir den Zutritt zum Abendmahl immer verweigerte, während meine Kameraden alle schon dazu gelangt waren. Da nahm er mich allein zu sich, redete mir dringender zu und betete für mich. Dadurch gewann er mein Herz für sich und machte mich glauben, daß ich die Gnadenwirkungen des Heiligen Geistes an meinem Herzen spüren und vor dem Genuß des Abendmahls ein Gefühl der Vergebung der Sünden erlangen müsse. Treuherzig und ehrlich strebte ich danach und erlangte es denn auch bald. Indessen blieb mir dies doch immer ein erzwungener Zustand, weil ich mich in die Schönheit der angebeteten Bilder der Andacht und des Trostes gar nicht finden konnte. Ich ging nie zum Abendmahl, ohne vorher ein besonderes Gefühl der Vergebung der Sünden erhalten zu haben, und gewann Augenblicke des Gefühls einer besondern Nähe Jesu. Aber es wollte mir mit diesen Dingen doch nicht recht gelingen. Ich bedurfte dazu einer unbequemen, gewaltsamen Anspannung, daher hielt sie sich immer nur von der Beichte vor dem Abendmahl bis nach der Danksagungsliturgie nach demselben; nach dieser war ich gleichsam froh, mich wieder frei zu fühlen. Mein Hauptleiden war, daß ich mich in den blutigen Schmerzensmann und seine Marterschöne verlieben, daß dabei mein Herz überfließen sollte von Dank für das Leiden, welches er für mich ausgestanden habe, mich zu erlösen; ich konnte mich zu diesem Danke nicht durchfinden und an dem Bilde einer Leiche keine Freude gewinnen. Ich dachte oft, wäre es das Bild eines Freundes oder wären es schöne Blumen, so sollte es wol gelingen, aber so war es mir unmöglich, denn die große Noth um die Sünde machte keinen Eindruck auf mich. Die Marterschöne, die ich fühlen sollte, blieb mir nicht nur bedeutungslos, sondern ein widerliches geschmackloses Bild." Das war denn freilich nicht Liebe genug zur Stütze für ein verlassenes Kind, welches auch von Vater und Mutter keine Liebe lernen konnte.

Hierin änderte sich im ganzen auch noch eben nichts in den Jahren 1789—92, wo Fries von seinem sechzehnten bis siebzehnten Lebensjahre mit den obern Schulklassen, welchen er angehörte, nach

seinem Geburtsorte zurückversetzt wurde. „Die Kinderanstalt blieb in Niesky; ihr an die Seite wurde das theologische Seminar gesetzt. Hingegen die bisher mit der Kinderanstalt verbundenen obern Klassen des Pädagogiums wurden nach Barby in ein zum Schlosse gehöriges Gebäude verlegt.“ Es gehörte auch dies zu den Veränderungen, welche eine Reform wirken und das „Ungemeinemäßige“, worüber man klagte, vermindern sollten; das Seminar, die Universität der Brüdergemeine, schien in Barby ein zu selbständiges und von der Gemeine losgerissenes, gelehrtes Gemeinwesen geworden zu sein, dessen Studirende, öfter von hallischen und wittenberger Studenten besucht, durch die Aufklärung, für welche diese eiferten, irre gemacht wurden; selbst Studirende wie Schleiermacher hatten hier so eben nicht vor den folgenreichsten Zweifeln behütet und nicht davon und vom Abfall von der Gemeine abgebracht werden können (1787); so schien es besser, das Seminar in die Mitte einer Ortsgemeine, wie Niesky mehr als Barby war, zu versetzen, um es schon dadurch an seinen Beruf für die Gemeine lebendiger zu erinnern.*) „Dem theologischen Unterricht“, sagt ein anderer herrnhutischer Historiker für diese Zeit**), fehlte etwas, was die Schüler, die geistvolleren am meisten, merkten; keine kräftige und keine recht herzliche Oberleitung, keine Anfassung der einzelnen war jetzt mehr; um so stärker daher, überdies bei dem ungenügenden Unterricht in den Hauptfächern und dem mangelnden Studienfleiß, das Einreißen einer gewissen Universitätslibertinage in diesen letzten Jahren des barbyschen Seminars vor dem Synodus 1789; es war eine Sichtungszeit für dies Institut, und diese zusammenfallend mit einer allgemeinen in der gesammten theologischen und Universitätswelt in Deutschland.“ Dagegen ein klein wenig Freiheit mehr erhielten durch diesen Ortstausch die nun von Niesky nach Barby versetzten Schüler des Pädagogiums, wie Fries, und schon durch die Uebersiedelung selbst. Er sagt: „Reichel und ich wurden von einem Freunde unserer Aeltern — den alten Quandt nennt ihn Reichel, und gibt die Dauer der Reise vom 30. Sept. bis zum 7. Oct. an — über Dresden nach Barby geführt; dieser erste Aufenthalt in Dresden machte einen großen Eindruck auf mich; die Größe und Schönheit der katholischen Kirche, der Terrasse, der Brücke, der Linden, des Japanischen Palais, das herrliche Thal nach Meißen hin mit seinem

*) H. Plitt, Das theologische Seminar, S. 68.

**) Johann Plitt in seinen bei H. Plitt, a. a. O., S. 63, und sonst öfter benutzten sonst ungedruckten Denkwürdigkeiten der Brüdergemeine.

lebendigen Strom; vor allem zeigte man uns die Rüstkammer und die Gemäldegalerie, die Beschauung der letztern bereicherte in großem Maße die Phantasie und machte tiefe Eindrücke. Den Nachklang dieser Gefühle begünstigte dann auch die neue Umgebung in Barby. Barby liegt freilich nur umgeben von charakterlosen Ebenen mit kahlen Getreidefeldern; die etwas fernere Gegend um Niesky ist schöner, aber sie war uns nur selten erreichbar, und die nächsten Umgebungen boten nur dürre Kiefernwälder und Sumpf. In Barby hingegen lag unsere Wohnung schon von Gärten umgeben, dann der breite Strom mit dem grünen Damm entlang und schönen Eichenwäldern gegenüber, auch unsern die waldige Umgebung der in die Elbe mündenden Saale. Dies gab unserm einförmigen Schulleben, in welchem die freie Natur fast die alleinige Freudespenderin war, einen bedeutend größern Reiz. Mir indessen wurde daneben durch die Krankheit immer der größte Theil des Winters und vorübergehend mancher andere Tag verdorben. Hier lag der Grund in der ärmlichen Kleidung; in einem kurz ausgeschnittenen Frack nebst kurzen Beinkleidern und Schuhen und Strümpfen mußte ich im Freien jeder Winterkälte trotzen, sodaß einige Zeit Schneewetter stets mein gastrisches Fieber mit Nasenbluten wiederbrachte. Hier wurde ich aber in der Krankheit von einem ehemaligen westindischen Missionar weit besser gepflegt und nicht mehr der Einsamkeit überlassen.

„So blieben wir noch drei Jahre unter dem Schulzwange, zuletzt mit bedeutendem Widerwillen. Bis ins neunzehnte Jahr waren wir die Kinder auf das Zimmer gesperrt; ohne Erlaubniß durften wir kein anderes Zimmer des Hauses besuchen, nie durften wir allein das Haus verlassen, sondern draußen geleitete ein Lehrer die ganze Schaar. In den alten Sprachen wurden die Fortschritte nach und nach sehr gering; aber Albertini weckte das Interesse an der Geschichte, und mir blieben die ästhetischen Anregungen, für welche ich mit vieler Liebe die Baukunst studirte, und die von Hüffel gegebene Vorliebe für Mathematik und Naturwissenschaften. Ich beschäftigte mich gern, aber oberflächlich, mit Naturgeschichte; manche gute Stunde vertändelte ich mit Blumeneinlegen und indem ich mit Schwefeldampf u. dgl. in unserm Naturaliencabinet Krieg mit dessen kleinen Zerstörern führte. Aber besonders blieb ich der reinen Mathematik treu, gefördert durch die Anregung des Engländers Gambold, eines guten Musikers, der mir auch das Räthsel der Akustik und Theorie der Musik stellte, mit welchem ich nachher so manches mal zu thun bekam, damals indem ich Euler's Akustik und ohne irgendeine praktische Kenntniß der Musik Kirnberger's Reinen Satz studirte.“

Diese mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien trugen freilich auch nichts bei, die religiösen Eindrücke zu beleben, welche sonst auch in Barby aus dem Zusammenleben und Cultus einer allerdings viel kleinern Gemeine über ihn hätten ergehen können: sein Vater, welcher zuletzt in Barby gewohnt hatte, war schon sechs Jahre todt, als man das Pädagogium dorthin verlegte, und so trat auch hier kein Ersatz für ein häusliches Leben für Fries ein. „Inspector Zembsch", schreibt seine Schwester, „lobte seinen ausgezeichneten Fleiß und sein ganzes sittliches Betragen sehr, nur bedauerte er, daß er über zu eifrigem Fleiß in der Mathematik den Heiland zu vergessen scheine." Auch Lehrern, wie Hüffel, welchem er beim Naturaliencabinet half, war er sehr werth; in Aufzeichnungen desselben fand Reichel die Bemerkung über ihn: „Es ist wirklich ein lieber Junge, an dem ich ungemein viel Freude habe; vom Heiland weiß er wenig oder nichts; es wäre nicht gut, wenn das nicht anders würde"; und ein anderer, G. M. Schneider, hatte dazu bemerkt: „Genießt er Jesum nicht in der Stille?" Vor dem Abendmahl sah Hüffel alle Knaben, „sogar Fries", ihre Gesangbücher vornehmen. „Mein lieber Forestier", sagt Fries selbst, „gab sich viele Mühe, mir den Glauben zu stärken, und forderte mich deswegen öfter auf, Vertheidigungsschriften für denselben zu lesen; ich erwiderte ihm aber, er dürfe mir ja doch die Schriften der Gegner nicht mittheilen, und da wollte ich die Sache lieber anstehen lassen, bis ich Rede und Gegenrede vergleichen könne."

Dagegen regte sich nun auch schon auf dem Pädagogium bei ihm ein philosophisches Interesse. Der alte Weg durch die Geometrie in die Philosophie war auch der seinige geworden, und er dankt es jener, was er in dieser erreicht hat: „Durch die mathematischen Studien erhielt ich das feste Maß von Sicherheit und Gewißheit, welches nachher auch in philosophischen Dingen meinem Geiste die Richtung gab." „Meinem Lehrer Hüffel sprach ich in einer Stunde des geometrischen Unterrichts einmal meine Freude aus an der Festigkeit und Klarheit der geometrischen Beweisführung. Er entgegnete: so kann man auch philosophisch das Dasein Gottes beweisen. Mit lebhaftem Interesse fragte ich: o! wie denn das? und er antwortete etwa: Jedes muß seinen zureichenden Grund haben, so auch das Ganze der Welt; dieser höchste Grund der Welt ist Gott. Ich schwieg, dachte aber sogleich: nun wenn jedes seinen Grund haben muß, so auch Gott; oder kann Gott durch sich selbst als seinen Grund bestehen, warum nicht auch die Welt und die Dinge in der Welt? Das war die erste bestimmte philosophische Discussion, welche mich traf; damals war ich vierzehn

Jahr alt.“ Dieser Trieb führte ihn jetzt weiter. „Die Logik (nach Lapriz' «Logik») erschien mir“, sagt er, „als eine ganz unnöthige Untersuchung, als eine lächerliche, langweilige Sache, in welcher man weitläufig Dinge besprach, die sich von selbst verstehen. Gelegentlich lasen wir Platon's «Phädon», ich mühte mich viel damit“ (Reichel erzählt, Fries habe sich damals eine Uebersetzung des ganzen Phädon ausgearbeitet), „fand das Raisonnement aber falsch und unbedeutend. Als der Lehrer uns dagegen Mendelssohn's «Phädon» vorlas, wurde ich sehr davon angezogen und befriedigt. Außerdem lasen wir Euler's «Briefe an eine deutsche Prinzessin»; alles Metaphysische darin erschien mir aber, wie Cicero's Gespräche, unzulänglich und willkürlich, Leibniz' «Monadenlehre» z. B. als ein willkürlich ersonnener, unbegründeter Traum. Ich wurde nur auf den einen eigenen Gedanken geführt, ob sich die objective Gültigkeit unserer Vorstellungen nicht geometrisch beweisen lasse, sowie wir messend doch die Lage jedes gegenwärtigen Gegenstandes mit Nothwendigkeit zu bestimmen vermöchten. Doch als ich den Gedanken mehrmals hin- und hergeworfen, wurde mir klar, daß wir damit ja auch nur unsere Vorstellungen vom Gegenstande und nicht getrennt davon das Sein desselben fixirten.“ „So kam ich mit einem sehr günstigen Urtheil für die Mathematik und einem ungünstigen über Philosophie im Herbst 1792 in das theologische Seminarium nach Niesky.“

Eine durch so viel Einsamkeit früh gereifte intellectuelle Selbständigkeit und ihr entsprechende innere Emancipation von Autoritäten jeder Art, von welcher keine Pietät gegen Vater oder Mutter zurückhielt, eine große Ehrlichkeit mit einer Selbstkritik, welche nichts, was Illusion schien, noch festzuhalten vermochte, dabei eine ebenfalls durch die habituelle Isolirung bis zum krankhaften Hange verstärkte Uebung, den eigenen Gedanken nachzuhängen mit der Vertiefung des durch keinerlei Umgebung Zerstreuten, und nun die Kräftigung und Disciplinirung, die Reinigung von Phantasien und Spielereien, welche diese eigenen Gedanken durch die Freude an der Mathematik und durch die Gewöhnung an ihre Nüchternheit und Strenge erhielten, dies waren die schon fest gewordenen Gewohnheiten, mit welchen Fries neunzehnjährig aus Schulzeit und Schulzwang in die höhere Lehranstalt der Brüdergemeine übertrat. Ohne Gefahren war dieser Zustand sicher nicht, aber eine ungünstige Vorbereitung für einen künftigen Philosophen auch nicht.

„Noch Eins aber darf bei der Schilderung von Fries' Jugendzeit nicht unerwähnt bleiben“, so beschließt Reichel im Jahre 1848 eine

Schilderung seines Freundes nach einer Klage über manche religiöse Skepsis, welche schon damals „in einem Gemüth angeregt seien, in welchem der reflectirende Verstand und der Trieb zum speculativen Forschen so vorherrschend war wie in dem seinigen“, „noch Eins, wie sich mit den Jahren mehr und mehr entfaltete jene Liebenswürdigkeit seines innersten Charakters, von welcher alle diejenigen Zeugniß geben werden, welche irgend Gelegenheit hatten, ihn näher kennen zu lernen, und welche sich zeigte in der durchaus offenen, kindlichen Gemüthsart eines Herzens, in welchem kein Falsch ist. Hatte er in seiner frühern Kindheit sich nicht selten hinreißen lassen zu Aufwallungen einer leidenschaftlich gereizten Heftigkeit, besonders wenn er glaubte, daß ihm von Lehrern oder Kameraden irgendein Unrecht geschehen sei, so war in seinen spätern Jugendjahren davon nichts mehr zu verspüren. Er erwarb sich vielmehr die durchgängige Liebe seiner Kameraden in einer Allgemeinheit, wie dies nicht oft angetroffen wird. Selbst Aeußerungen der ihm eigenthümlichen sarkastischen Laune, denen er sich nicht selten überließ, konnten bei der arglosen Gutmüthigkeit, mit welcher sie vorgebracht wurden, für die davon Getroffenen nicht leicht verletzend sein oder die Herzen ihm entfremden. Er blieb der, dem jedermann von ganzem Herzen gut sein mußte, auch von solchen, welche mit ihm in keiner nähern Freundschaftsverbindung standen.“

---

2. Studienzeit im theologischen Seminar zu Niesky.

1792—95.

Drei Jahre waren vergangen, seitdem man das theologische Seminar der Brüdergemeine nach Niesky versetzt hatte, um dasselbe gegen Einwirkungen von außen her mehr als bisher zu verschließen und es durch die Theilnahme an dem Zusammenleben mit einer größern Gemeine dieser wieder inniger zu verbinden. Aber die von außen her gefürchteten Einflüsse dauerten mit den Bedingungen derselben fort und waren auch in Niesky selbst von den Lehrern und darum auch von den Studirenden nicht fern zu halten. Unter den Lehrern ragte der schon genannte Karl Bernhard Garve hervor, welcher, nur zehn Jahre älter als Fries, schon seit 1784 am Pädagogium, solange dies zu Niesky blieb, Fries' Lehrer gewesen, nun aber seit 1789 ebendaselbst

als Lehrer am Seminar angestellt war, auch er von Kindheit an ein Zögling der Brüdergemeine und auch nachher stets bemüht, sich seine Glaubensgemeinschaft mit ihr zu erhalten, aber auch er für die Lehren Kant's, Reinhold's und Jacobi's lebhaft interessirt und mit ungewöhnlichen Lehrgaben seine Schüler im Seminar so sehr dafür interessirend, daß man doch schon 1797 seine Entfernung aus dem Lehramte zu verfügen nöthig fand. „Ausdrücklich zum Lehrer der historischen und philosophischen Wissenschaften berufen", so äußert sich sein damaliger Schüler Christlieb Reichel fast 50 Jahre später über ihn, „mußte er lebhaft das Bedürfniß empfinden, sich selbst gründlich bekannt zu machen mit den damals aufs lebendigste angeregten speculativen Fragen und Untersuchungen, wobei er zugleich aus wahrer innerer Ueberzeugung für seine Pflicht hielt, die Jugend ebenfalls dazu anzuleiten. Hierbei blieb es nicht aus, daß gar manche Jünglinge, geblendet von dem vermeintlichen hellen Lichte, mehr oder weniger abgeleitet wurden von dem Wege der Herzenseinfalt und des kindlichen Glaubens. Dieses aber konnte nicht auf die Länge verborgen bleiben, und wenngleich von solchen Brüdern, welche sein Inneres näher kannten, seine treue Meinung und Herzensgesinnung keineswegs verkannt wurde, so war jenes doch die Veranlassung, daß man es für zweckmäßig erachtete, ihn in einen andern Wirkungskreis zu versetzen." *) Dies war aber jetzt noch nicht geschehen, und die hier beklagte Einwirkung Garve's wurde bei keinem seiner Schüler nachhaltiger und fruchtbarer als jetzt bei Fries. „Im September 1792", schreibt Johann Plitt in seiner «Handschrift der Brüdergeschichte» **), „kam aus Barby die erste größere Gesellschaft Jünglinge, die nun schon drei Jahre unter Forestier's Seelenpflege und in Gambold's und Albertini's Unterricht gestanden und zum Theil an Herzensreligion und sittlichem Ernst wie an Wissenschaftsinteresse und Kenntniß von Sprachen und Mathematik gewonnen

*) Aus dem vom Bischof Christlieb Reichel bei Garve's Begräbniß in Herrnhut 1841 vorgelesenen Lebenslauf. Ueber die Versetzung Garve's vom Seminar an das Archiv der Gemeine äußert sich auch Johann Plitt in den handschriftlichen Denkwürdigkeiten bei H. Plitt, a. a. O., S. 87 fg., doch fehlen dort die Worte des erstern: „Einige Todesfälle jetziger und vormaliger Seminaristen, die über der Philosophie Zeit und Herzensfriede eingebüßt zu haben bereuten (Marasch, Dahl in England, Oldendorp, Uexküll?) 1796—97, verstärkten den Eindruck fortwährend, eine Totalreform ward in der Unitätsältestenconferenz berathen und endlich ausgeführt: das Unitätsarchivariat war durch Ranzau's Tod erledigt; es ward Garve angetragen und angenommen Februar 1797." S. auch Cröger, a. a. O., III, 367, 471.

**) Etwas vollständiger nach einem Excerpt aus Johann Plitt's Handschrift als bei H. Plitt, Das Seminar, S. 76 fg.

hatten, damit aber auch gereift waren für die höhere philosophische Bildung, welche durch Garve ins Seminar war eingeführt worden. Von nun hat dieselbe eigentlich erst ihre Stätte daselbst erhalten für vier bis fünf Jahre, von 1792 an, dergestalt, daß das Studium von Kant's Kritiken und neuern Schriften und der an sie sich anknüpfenden von Reinhold, F. H. Jacobi (vorzüglich «Allwill» und «Woldemar») und Fichte das vorherrschende ward und die Theologie völlig daniederlag, mit fast alleiniger Ausnahme von Herder's geistreichen Werken, theologischen und ästhetischen; an diese aber reihte sich weiter Goethe's und Schiller's frühere und neueste Poesie. Das war es, was sich jetzt im Anschluß an die Humanitätsstudien aus dem griechisch-römischen Alterthum an die im Pädagogium gelesenen Dichter der jugendlichen Gemüther allgewaltig bemächtigte. Die in dieser Gemüthswelt nicht lebten und die frommen Eindrücke aus den Knabenjahren nicht bewahrten, waren denn freilich den Gefahren des rohen Sinnenlebens um so mehr ausgesetzt; andern, die ohne die geistige Kraft dazu Philosophen sein wollten, lag die Gefahr eines ungewissen Zustandes der Zweifelei näher." Schon wurde daher auch 1792 die Inspection des Seminars in die Hände solcher gelegt, welche wie die Brüder Gottfried und Gebhard Cunow kein Wohlgefallen an diesen philosophischen Studien hatten; aber noch beobachteten diese und enthielten sich noch des Urtheils über „die neue, seit kurzem auf allen deutschen Universitäten emporgekommene Philosophie"; auch die alten Mitglieder der Unitätsältestenconferenz verglichen sie dem ähnlichen Auftreten der Wolf'schen als einer vorübergegangenen Erscheinung, und glaubten daher nicht sofort gegen dieselbe einschreiten zu sollen.

Zu den von Barby mitgekommenen neuen Studirenden gehörten auch die noch niemals getrennten Freunde Christlieb Reichel und Jakob Fries, und beide gaben sich eifrig dem neuen philosophischen Treiben hin, und doch mit wie verschiedenem Erfolg beide! Reichel sagt über diese Zeit von sich in seiner freilich erst 20 Jahre später aufgezeichneten Selbstbiographie: „Hielt ich meinen Glauben innerlich für fest gegründet, so stellte das theologische Studium ihn auch gegen alle Angriffe von außen sicher; zugleich versprach ich mir Großes vom Studium der Philosophie, welche damals die höchsten Erwartungen rege gemacht hatte von dem, was sie in allen Gebieten der menschlichen Erkenntniß leisten könne und werde, Erwartungen, welchen auch wir Jünglinge uns um so leichter hingaben, da sie durch die lebendigen und begeisterten Vorträge des einen unserer Lehrer kräftig in uns genährt wurden. Meine Vernunft verlor sich immer tiefer und

tiefer in einen Abgrund von Zweifeln; es war kaum ein Artikel des christlichen Glaubens, der mir noch ausgemachte Wahrheit gewesen wäre. Aber an den Herzenserfahrungen meiner Kinder- und Knabenjahre wurde ich dadurch nicht irre; so erinnere ich mich noch lebhaft, wie in der Charwoche des Jahres 1794, als eben meine Zweifel aufs höchste gestiegen waren und ich gar nicht mehr wußte, was ich von der Person Jesu, von seiner göttlichen Würde und von dem Zweck seines Todes halten sollte, mir die simple Geschichte, wie er am Kreuz verschied, allgewaltig ins Herz drang, wie ich zu dem, der mir jetzt ein unbekannter Gott geworden war, mit Inbrunst beten konnte, und wie in solchen Augenblicken alle Zweifel vergessen waren und ein himmlischer Gottesfriede mein Herz erfüllte." Er setzt hinzu, welch eine Stütze ihm dabei während seines Aufenthalts im Seminar die Nähe seiner Aeltern und der Umgang mit seinem Vater gewesen sei: „an ihm sah ich in einem lebendigen Beispiel das Leben im Glauben des Sohnes Gottes und zugleich die schönen Früchte dieses Glaubens." *) Diese Hülfe und dieser Segen war seinem früh verwaisten Freunde neben ihm versagt; desto ungehemmter gab dieser sich dem schon in ihm angeregten Zuge nach einer vor seinem eigenen Fürwahrhalten und Gewissen bestehenden Erkenntniß und einer dafür und gegen Autorität streitenden Freiheit hin.

„Die drei Jahre im Seminarium", sagt Fries, „gehören zu den schönsten meines Lebens. Mit dem ersten Gefühl geistiger Freiheit wurde mir zugleich lebendige Anregung des selbständigen Gedankens und lebendige Anregung von Geschmack und Gefühl." Zwar „auch hier waren wir noch unter genauer Aufsicht, fünf bis sechs auf einer Stube; wir durften nicht über Nacht ausbleiben und uns selbst keine Bücher anschaffen. Aber die Zwangsarbeiten außer den Collegien fielen weg, den Tag über waren wir unsere eigene Herren, dem Selbstdenken war der Spielraum geöffnet und die Gegenstände des Unterrichts waren interessanter. Auch unsere geselligen Unterhaltungen außer den Stunden muß ich sehr loben. Ich stand in einem Kreise von Jünglingen, deren Unterhaltung wissenschaftlich und ästhetisch viel bedeutender und feiner war, als ich sie nachher auf der Universität fand. Unser Geschmack war angeregt für jede schöne Kunst und besonders für jede Naturschönheit; daher kam die große Gleichmäßigkeit unserer wissenschaftlichen, Geschmacks- und religiösen Interessen. Die letzteren

---

*) Lebenslauf des Bruders Samuel Christlieb Reichel (Berthelsdorf 1853), S. 12—16.

belebten vorzüglich unsere Unterhaltung; Verwerfung oder Beibehaltung unserer positiven Gewohnheiten traf die einzelnen in sehr verschiedener Weise, aber Achtung vor der religiösen Wahrheit war uns allen gleich."

„Binnen drei Jahren ging ich das ganze theologische Studium durch, soweit man es von uns verlangte. Dabei kam freilich keine große Kunst der Exegese in Anwendung und die praktischen Disciplinen fehlten ganz. Daneben aber lernten wir die Elemente der angewandten Mathematik und Physik nebst etwas Chemie, wurden in der Geschichte weiter geführt und erhielten besonders eine sehr belebte Anleitung zur encyklopädischen Kenntniß aller Wissenschaften." „Verachte mir Garve nicht", schreibt Fries einmal 1799 an Reichel, „denke an die Stunden, in denen er durch seinen Vortrag philosophisch-moralischen Enthusiasmus so zu beleben wußte, daß auch die Unphilosophischen unter uns zu schweigen genöthigt wurden. Freilich war er sonst unumgänglich, grillenhaft, anmaßlich, da mag Albertini besser sein, aber ein besserer Lehrer der Philosophie? nein, das ist er nicht. Garve's Philosophie hatte sehr schwache Stellen, aber er lehrte uns nicht sie, sondern mit Interesse philosophiren." „Der philosophische Vortrag", fährt er später fort, „führte bald auf die Lehre von der Einbildungskraft und besonders vom Aberglauben. Dies änderte schnell und entschieden meine ganze Religionsansicht. Ich sah nun ein, daß meine frommen Anstrengungen für die Andacht nur Spiele der Phantasie gewesen seien, mit welchen ich mich selbst unterhielt, und sie verloren allen Werth für mich." „So verblich von dieser Seite die ganze Bedeutung des Cultus. Dazu kam für die Lehre, daß sowie ich die Versöhnungslehre mit der Ethik zu vergleichen anfing, mir auf der Stelle sonnenklar wurde, eine Schuld, die ein anderer für mich tilgen könne, sei keine wahre Sündenschuld, diese Befreiung sei gar nichts, oder nur durch die eigene freie Kraft zu erlangen. Sittliche Schuld kann nie einer, und wenn er ein Gott wäre, für einen andern tilgen, und die Vorstellung eines menschgewordenen leidenden Gottes verglich sich mir mit dem Gebrauch des Kaisers von China, jährlich einmal den Pflug zu führen; für einen Gott schien mir der Gedanke, einmal einige Jahre als Mensch zu leben, mehr eine Sache des Scherzes als des Ernstes, am wenigsten des dankbaren Mitgefühls. So war mir die ganze positive Religionslehre, mit der ich bisher verhandelt hatte, vernichtet, aber dies setzte mich in gar keine Verlegenheit. Ich verwarf darum keinen Augenblick die Bedeutung des religiösen Lebens und zweifelte nie an Gott und Unsterblichkeit; ich sagte mir, auf die Wahrheit komme es an, an

einem Irrthum zu hängen, weil er uns lieb war, sei Thorheit; irgendeine Wahrheit des Uebersinnlichen müsse es aber geben, denn die allem Sinnlichen überlegenen Ideen von Gottheit und Freiheit könnten aus dem Sinnlichen nicht entsprungen sein. Ihren richtigen Ausspruch für mich müsse mir die Philosophie geben; ihre Bedeutung für das Leben erkannte ich im Schönen und Erhabenen, welches der Vorwurf aller religiösen Betrachtung, irriger wie wahrer, sei und wofür mir Jacobi's Gefühlsstimmungen besondere Bedeutung gewannen. Vorzüglich leicht aber trennte ich mich von allen Vorstellungen der Versöhnungslehre, indem mir klar war, daß nur das Schönste das Beste sei; nie ist mir der Gedanke einer Furcht vor Gott gekommen, sondern der Gedanke des Heiligen war mir immer nur der des ewigen Friedens."

Wurde Fries durch dies alles innerlich immer weiter geschieden von der Brüdergemeine und ihrer Glaubensgemeinschaft, so doch nicht von seinen Mitschülern und Freunden. „Die religiöse Gefühlsbildung", sagt er, „fiel mir nun mit der ästhetischen ganz zusammen; der letztern verbanden sich die von Kindheit auf mit mir erwachsenen Ideale der Freundschaft, und die Farbengebung der geforderten gemüthlichen Ausbildung verliehen Jacobi's Romane." Waren nun auch die Gestalten der letzteren der Bevölkerung eines herrnhutischen Seminars sehr unähnlich, so war doch in beiden ein gemeinsamer Zug, ein Hinauswollen über Alltäglichkeit und ihre Schranken, ein Verlangen nach idealer Erhebung und nach geistigem Genuß durch sie, und wie es schon bei Jacobi „nicht Schatten sein sollten, die der Wahn erzeugte", was er mit soviel Liebe schilderte, so suchten und fanden auch die jungen Freunde Verwirklichung Jacobi'scher Ideale an und in einander bis zu einer Ueberschwänglichkeit, welche aber, wenn auch noch Unklarheit genug, doch noch sicherer heilsame Abwendung von Leerheit, Gleichgültigkeit und Gemeinheit einschloß. Ein Verkehr wie dieser fand jetzt für Fries weniger mit dem ernsten Christlieb Reichel als mit zwei Brüdern von Zezschwitz, besonders mit Karl von Zezschwitz statt; Proben aus Fries' Briefen an den letztern mögen dies nachher näher erkennen lassen. Weniger nahe mit ihm verbunden, doch auch mit ihm befreundet, waren andere, wie Rennenkampf, Dahl, Bruiningk; vielleicht auch damals schon Johann Plitt und Kölbing. „Uns belebten die ersten Genien der Deutschen, besonders Lessing, Herder, Asmus, Wieland, Goethe, Schiller und Jacobi; Jacobi aber hatte die Vorherrschaft um des philosophischen Anklangs willen."

Auch politische Ideale und Illusionen lagen den Freunden in

diesen heißesten Tagen der Französischen Revolution nicht fern. Noch fast 20 Jahre später schreibt Reichel an Fries über diese Zeit: „So ganz ich auch aufgehört habe mich zu grämen und zu ärgern, daß jetzt ruhiger das Blut durch meine Adern fließt und daß sich das Jugendfeuer in jeder Hinsicht gewaltig abgekühlt hat, so macht es mir doch auf Stunden und Tage noch ein inniges Vergnügen, jene Zeiten mir ins Gemüth zurückzurufen, da ein so feuriger Enthusiasmus uns beseelte für Wahrheit und Freiheit und Recht, da die Zeit, in der wir lebten, uns die Morgenröthe eines herrlichen Tags für die ganze Menschheit dünkte, da wir in treuherziger Einfalt mit unserm guten Willen uns wol im Stande glaubten, wenn wir nur die Regierenden wären, die Welt umzugestalten und ein saturnisches Zeitalter herbeizuführen, jene Zeiten, wo es uns das leichteste Ding von der Welt schien, wenn man uns machen ließe, Tugend und Gerechtigkeit zur herrschenden Mode zu machen. Ungern freilich denke ich daran, wie viel jener Enthusiasmus mich im Leben handeln gemacht hat, ich muß erröthen vor mir selbst, wenn ich sehe, wie weit ich hinter andern, die gleiche Laufbahn mit mir hatten, zurückstehe, die von so enthusiastischen Hoffnungen und Planen nie etwas wußten und im Leben sich doch soviel thätiger, wol auch aufopfernder zeigten." Zuversichtlicher Fries: „Schiller's Ideale verbanden den poetischen Enthusiasmus mit dem politischen. Das Erfreuendste und Erhebendste wurde mir die Idee, daß Menschen die Veredlung der Menschheit sich selbst zur Aufgabe stellen könnten und sollten, die Möglichkeit einer Theorie für die Kunst der Veredlung der Menschheit. Dem stellte sich zur Vergleichung die ganze Reihe der Gewaltthaten der Französischen Revolution gegenüber. Mir gefiel der Spruch des Robespierre: Was sind 6000 Mann gegen ein Princip? Ich wußte mir nichts Größeres als alle Schrecken der Gewaltthat aufzubieten, um der Wahrheit und Gerechtigkeit den Sieg zu bereiten, denn selbst in den Zeiten der blutigsten Schrecken gaben mir die Zeitungen ein so falsches Bild von der Wirklichkeit, daß in den Tiraden der Machthaber von Freiheit und Gleichheit mir der Dienst der Gerechtigkeit angedeutet schien."

„Doch diese politischen Phantasien füllten keineswegs unser Leben, sie standen vielmehr an Interesse den ästhetischen und religiösen nach, und ruhiges Forschen nach Wahrheit blieb eigentlich allein mein Wort. So wurden mir hier sogleich die philosophischen Bestrebungen der Hauptzweck meines Lebens." Und hier beschreibt er nun auch, welch eine folgenreiche Richtung dieselben schon durch den Unterricht und das Studium auf dem Seminar erhielten.

„Professor Garve regte den philosophirenden Geist sehr lebhaft an, indem er mit Begeisterung der Kantischen kritischen Lehre folgen wollte, im Vertrauen zu deren großem Dienst für Religion und Recht. Allein in der Ausführung der Lehre folgte er Reinhold nach der Theorie des Vorstellungsvermögens. Gegen diese hatte ich aber sogleich die Einwendung, daß ihr Satz des Bewußtseins mit seiner Vorstellung nur das Erkenntnißvermögen betreffe; ich fand es ungenügend, daß Reinhold bei dem Fundament des philosophischen Wissens nur das Vorstellen beachtete und die praktischen Vermögen unsers Geistes von der Uebersicht ausschloß; sollte es also einen höchsten Grundsatz des menschlichen Wissens geben, so mußte dieser noch höher gesucht werden. Dann aber, als ich das Werk selbst verglich, erstaunte ich über die Unangemessenheit der Gedankenverbindung; verglichen mit der Schärfe mathematischer Beweisführung, an die ich gewöhnt war, genügte mir auch nicht ein einziger hier so genannter Beweis. Dies machte mich im höchsten Grade begierig, Kant's eigene Schriften kennen zu lernen; das war aber mit Schwierigkeiten verbunden, indem der Inspector sie uns nicht geben wollte; jedoch erhielt ich endlich die «Prolegomena» und die Preisschrift über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften. Das war eine andere Art zu philosophiren, als ich sie noch irgendwo gefunden hatte; hier war wie in der Mathematik bestimmte und einleuchtende Wahrheit zu finden; dabei gab mir die zweite Abhandlung das Licht darüber, wie dieser bessere Erfolg durch die zergliedernde Methode erhalten worden sei. Die Prolegomena gaben eine klare verständliche Reihe von Behauptungen, die, mochten sie interessant sein oder nicht, doch ganz fest als wahr eingesehen werden konnten. So folgte ich Kant ohne Anstoß durch die Lehre von der Metaphysik der Natur; auch sah ich durch ihn ein, daß grenzbestimmende reine Vernunftbegriffe in der Idee des Absoluten dreitheilig nach Seele, Welt und Gottheit in der reinen Vernunft gegründet seien. Aber die weitere dialektische Ausführung gab nicht vollkommene befriedigende Verständlichkeit. Mit Mühe schafften wir uns nun, anfangs gegen den Willen der Lehrer, die Kantischen Werke. Karl von Zezschwitz und ich gingen heimlich nach Görlitz, kauften dort nach und nach die drei Kritiken und lasen sie eifrig, zuerst in offenen Bogen, aus Furcht durch den Buchbinder verrathen zu werden, ehe wir sie binden ließen. Doch dieser verrieth uns nicht, allein der Buchhändler in Görlitz lobte uns einmal gegen unsern Arzt für unsern philosophischen Eifer, der Arzt gab dies dem Inspector an und dieser verlangte der Verordnung gemäß die Auslieferung der Bücher. Doch auf meine Vorstellung,

daß ich sie mir heimlich doch von neuem werde anschaffen müssen, erhielt ich sie wieder zurück."

„Zuerst in der «Kritik der reinen Vernunft», diesem Meisterwerk seines Geistes, war mir der Reichthum und die Schärfe des Kantischen Geistes viel zu überlegen, als daß ich hätte irgendwo tadeln können; ich studirte nur das Werk eben nicht um seine Ansichten aufzufassen, sondern um mich von ihm leiten zu lassen in der Entwickelung meiner eigenen Einsicht in die philosophische Wahrheit. Hierauf bei der «Kritik der praktischen Vernunft» und der «Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft» ging es mir schon anders; ich wurde auf eigene Untersuchung geleitet, die auch zum Theil auf andere Resultate führte. Der erste Aufsatz, den ich für mich entwarf, betraf die veränderte Ansicht des reflectirten Triebes, den Kant nur auf vergleichende Selbstliebe als Modification der Neigungen bezog, in welchem ich aber den rein menschlichen Trieb nach Vollkommenheit oder Geistesschönheit erkannte. Ueberhaupt als ich so weit mit Kant gegangen war, sah ich, daß den beiden Kritiken eine allgemeine psychologische Grundlehre fehle, durch welche die dunkeln Lehren der «Kritik der reinen Vernunft» von der objectiven synthetischen Einheit von Sein, transscendentaler Einbildungskraft, Verstand, Urtheilskraft und Vernunft, sowie der Lehren vom Begehren und Wollen genauer ausgebildet würden."

„Diese Lehren erwartete ich von der «Kritik der Urtheilskraft», und als ich diese erhielt, sprach die Einleitung in der That meinen Gedanken an, aber nur mit einem kurzen Abriß der Resultate. Das Werk selbst aber eröffnete mir jene reichen neuen Gebiete der philosophischen Forschung doch nicht hinlänglich, und so bildete sich mir die Aufgabe an mich selbst, jene allgemeine psychologische Grundlage, welche ich vermißte, erst selbst zu suchen und darin die Kantischen Untersuchungen weiter fortzusetzen; ich gab ihr vorläufig den Namen Propädeutik der allgemeinen Psychologie, nachher philosophische Anthropologie. So oft und soviel ich konnte, wanderte ich einsam in unwegsamem Walde, um nicht gestört zu werden, und dachte diesen Sachen nach."

Noch an einer andern Stelle seiner Aufzeichnungen faßt Fries zusammen, wie sich „in den drei Jahren im Seminar seine ganze Welt- und Lebensansicht ausgebildet habe nach seiner Individualität und unter dem Einfluß aller Lehre und alles dessen, wie er sich lesend in die papierene Welt verlor". Und zwar in Religion, Politik und Aesthetik.

„In Rücksicht der Religion war ich, ohne irgend sogenannte

freigeisterische oder neologische Dinge gelesen zu haben, ein geborener Deist und Lessing'scher Fragmentist. Ganz gegen die Absicht des Lehrers überzeugten mich die ersten Belehrungen über Psychologie, daß die Gnadenwirkungen des Heiligen Geistes und das Gefühl der Vergebung der Sünden, womit ich mich bisher andächtig unterhalten hatte, bloße Machwerke meiner Phantasie seien; sie verloren mir sogleich alle Bedeutung. Ferner ebenso einleuchtend trat mir sogleich entgegen, daß der Mittelpunkt des herrnhutischen Glaubens von der Erlösung der Menschen durch stellvertretende Abbüßung der Schuld ein ganz falsches und unsittliches Bild vorführe. Damit war nun mein Christenthum vernichtet, und meine Geringschätzung des Christenthums blieb mir stehen, bis weit später das Studium der Geschichte der Philosophie mir die große Bedeutung desselben für die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes deutlich werden ließ. Aber daneben hatte mir die Erfahrung des herrnhutischen Lebens doch die große Bedeutung des religiösen Lebens so klar gezeigt, daß ich diese jederzeit anerkannte. Indem ich nun so zu einer ganz philosophischen Lebensansicht geführt wurde, habe ich doch von der oft geschilderten und oft gerühmten Angst des Zweifels gar nichts erlebt. Ich habe nie an Gott und ewigem Leben gezweifelt, ich habe mich nie vor Gott gefürchtet, denn ich war sogleich überzeugt, daß die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit im menschlichen Geiste gegründet seien und uns den Glauben an die Weltherrschaft der ewigen Güte festhalten. Da mir nun aber die ganze gewöhnliche Unterlage der geschichtlichen Bilder verloren gegangen war, erhielt mir die Gefühlswelt, welche ich aus Jacobi's Roman „Allwill's Briefsammlung" erhielt, gleichsam eine religiöse Bedeutung und das religiöse Leben erschien mir bald in seiner großen geschichtlichen Verbindung mit den schönen Künsten, wodurch sich meine Weltansicht zu derjenigen hinwendete, welche ich später die religiös-ästhetische nannte.

„Daher mußten mir überhaupt die ästhetischen Interessen eine große Bedeutung gewinnen, und dies war durch die herrnhutische Erziehung sehr begünstigt. Bei der unglaublichen Einförmigkeit des Lebens, ohne alle lebendig erregenden Ereignisse, erhielt schon die kleinste Unterhaltung mit Naturschönheit eine große Wichtigkeit; dabei regte man uns wol das Interesse an den meisten schönen Künsten (den ganz verfehmten Tanz ausgenommen) an, welches durch das Verborgenhalten der meisten Dichter, durch den Reiz des Verbotenen und andererseits durch wiederholten Besuch der Kunstschätze in Dresden sehr gehoben wurde. Ich erhielt eine eigenthümliche, sehr wählerische

Ausbildung des Geschmacks; Musik und Malerei galten mir nur im Großen für das öffentliche Leben; am schärfsten wählte ich aber in der Dichtung. Homer's Iliade war mir vom Knaben auf das Gedicht der Gedichte; griechische Kunst die Kunst der Künste. Unter den Neuern hielt ich mit Ariost, Cervantes, Shakspeare gegen Tasso, Calderon u. s. w. Bei uns las ich Lavater ungern; Herder sprach mich an, doch ohne Befriedigung; Jacobi's «Allwill» befriedigte manches Jahr lang; vorherrschend blieben Klopstock, Lessing, Wieland, Schiller und Goethe.

„Ebenso wichtig ist die Entscheidung meiner politischen Ansichten, welche ja durch die Stürme der Französischen Revolution so gewaltig hochgestellt wurden. Hier blieb mir immer das Schicksal, für ultraliberal zu gelten, wiewol ich allen Stichworten der Tagesliberalität widersprach. Für die Geschichte war meine Meinung, Propheten und Helden geben ihr die Entscheidung; aber die schönen Zeiten der Völker sind nur die, wo sie durch republikanischen Geist, durch Gemeingeist im öffentlichen Leben zusammengehalten werden. Nur durch Selbstvertrauen des Autokrators werden die Sachen gut geführt, aber die schöne Stellung des Herrschers ist die, der erste unter Gleichen zu sein, wie sie in der Geschichte meist als die ritterliche vorkommt. Hingegen die Schonung einer verkommenen Nationalität gehörte nie zu meinen Idealen. So waren mir Johannes von Müller's Reden gegen Friedrich des Großen Theilung von Polen immer zuwider; was lag an der Erhaltung dieses sich selbst untreuen polnischen Adels und der Anarchie seines Wahlreichs? Ich stimme für die unbeschränkte Machtvollkommenheit des Dictators, die Sachen zur guten Entscheidung zu führen.

„Was die Moral betrifft, so war ich sogleich gegen alle die Reden, wie sie nachher Fichte führte, in welchen man das Familienleben zurücksetzte und anstatt dessen eine nur öffentliche Erziehung wollte. Ich hielt und halte Reinheit und Feinheit im Familienleben für die tiefste und reinste Quelle des sittlichen Lebens, und weiß nicht, wie mir dies so früh klar wurde, da meiner Jugend alles Familienleben fehlte.

„Endlich aber ebenso klar war mir der Nothbehelf revolutionärer Stürme, die ich nur für ein unentbehrliches Nothmittel gegen die Faulheit und Selbstsucht der Aristokraten hielt, und nie habe ich mich für die bloßen Berechnungen repräsentativer Verfassungsformen interessiren können. Stets mußte ich mich über die deutschen Angelegenheiten ärgern, aber nicht weil uns der böse Feind, die Franzosen, so

übel mitspielten, sondern weil die Deutschen sich so geistlos und dumm, gegen einander untreu und niederträchtig selbstsüchtig benahmen. Das wurde erst besser, als das Glück der Russen uns aufjagte zum guten Muth, uns selbst zu helfen.

„Aus allem diesen bildeten sich meine Ideale, an deren Spitze dann stand: es ist dem Menschen aufgegeben, sich selbst zu helfen, die größte Aufgabe der Wissenschaft ist eine Theorie der Kunst der Veredlung der Menschheit. Ich sagte mir: es ist eine kleine Aufgabe, wenn bei Klopstock ein Gott sich entschließt, ich will die Menschen erlösen; aber ein großer Gedanke wäre es, wenn ein Mensch sich so entschließen könnte. Es ist wunderherrlich, einen Posa gedichtet zu haben, aber ungleich höher wäre es, einen Posa zu leben. Bei diesem Enthusiasmus für politische Ideale blieb aber mein großer Fehler, daß ich nie zu einem Enthusiasmus für die Pädagogik gelangt bin, durch den ich eigentlich wol allein meiner Welt- und Lebensansicht die Freunde hätte gewinnen sollen.“

Was aber sollte nun aus Fries werden, als seine drei Studienjahre im Seminar zu Niesky zu Ende waren, wenn sie ihn zu diesen Zielen geführt hatten und sich's nun doch fragte, was für Dienste er jetzt der Brüdergemeine zu leisten fähig sein werde? „Wir sollten“, erzählt er, „zunächst als Schullehrer in Dienst treten. Vor dieser Anstellung hatte jeder von uns eine Art Glaubensbekenntniß niederzulegen und den Obern zu übergeben. Ich gab dies mit höchst naiver Ehrlichkeit ab, indem ich mich gegen die ganze positive herrnhutische Religionslehre nur für natürliche Religion und für Jacobi's Gefühlsansichten erklärte. *) Ich muß mich wundern, daß man mich nicht sogleich abwies; indessen die väterliche Milde des Bischofs Johann Friedrich Reichel und einige Rücksichten auf meine Mutter halfen mir noch beruhigend. Man bot mir eine Lehrerstelle in Fulneck in Nord-

---

*) Auf geschehene Nachfrage nach diesem „Glaubensbekenntniß“ in Berthelsdorf ist dasselbe dort im Jahre 1863 nicht wieder aufgefunden, und es ist sogar von dort entgegnet, Fries habe „beim Austritt aus dem Seminar 1795 kein Glaubensbekenntniß eingereicht, wie dies überhaupt nicht üblich sei; daß man Bedenken trug, auf sein eingereichtes Glaubensbekenntniß hin ihm eine Anstellung zu geben, ist ein Irrthum“. Aber Fries' eigene Versicherung ist so bestimmt, daß sein Zeugniß durch eine Versicherung aus dem Jahre 1863 wol noch nicht vernichtet wird, zumal bei der Möglichkeit, daß man über eine Verhandlung mit einem abgehenden Schüler nicht eben alle Actenstücke werde aufbewahrt und vollständig erhalten haben bisjetzt. Das Bekenntniß blieb wol in den Händen des Bischofs Reichel, wenn dieser die Sache vermittelte.

england an, allerdings eine Art Exil; darauf war ich aber so anmaßlich zu erklären, daß wenn man mich nicht entweder in Niesky oder Neuwied anstellte, ich die ganzen Verhältnisse verlassen und meine Studien in Leipzig fortsetzen würde. Nun wies man mich ab und ich entschloß mich in Leipzig die Rechte zu studiren. Dies schmerzte meine Mutter anfangs sehr; als sie aber sah, daß man mich nach Fulneck schicken wolle, freute es sie wieder, daß ich mich diesem Zwange selbständig entgegensetzen könne, und so gab sie williger nach, besonders da Bischof Reichel mir zum Guten sprach und sogar vermittelte, daß ich meine neue Laufbahn mit Erlaubniß der Direction betrat." Die Schwester gibt diese Verhältnisse noch näher an; als Fries erfahren hatte, „daß seine Freunde, deren Väter im Directorium waren, in den großen Anstalten in Niesky und Neuwied angestellt, er aber nach England, das war soviel als nach Sibirien, verwiesen werden sollte, da bot ihm Karl von Zezschwitz sogleich an, er solle mit ihm nach Leipzig gehen, er wolle alles mit ihm theilen. Die Mutter aber nahm die Idee, ihren Sohn nach England zu schicken, noch weit mehr übel als er selbst, und sagte: wie ganz anders würde es sein, wenn sein Vater noch lebte! er solle aber Zezschwitz' Anerbieten nicht annehmen; wenn er nach Leipzig gehen und dort Jura studiren wolle, gebe sie ihm ihren mütterlichen Segen mit, und 900 Thlr. sollten von dem Tage an ihm gehören. Der Mutter wurde dies sehr übel genommen; mit meinem Bruder aber waren die Directoren beim Abschied alle sehr freundlich und versicherten ihn, wenn er als fertiger Jurist wieder zu ihnen käme, würden sie ihn gern aufnehmen und anstellen". „Meine Lehrer in Niesky", sagt er selbst, „entließen mich mit der schmeichelhaften Hoffnung, daß ich eine glänzende Rolle in der gelehrten Welt spielen werde; diese Hoffnungen theilte ich aber keineswegs; ich war meiner Ungeschicklichkeit und grenzenlosen Unbeholfenheit im geselligen Leben mir zu wohl bewußt und ging mit sehr geringen Anforderungen an das Schicksal nach Leipzig." Das lateinische Zeugniß des Inspectors J. Gottfried Cunow, mit welchem er 10. Oct. 1795 aus dem Seminar zu Niesky entlassen wurde, rühmt besonders, wie er „pro ingenio, quod ei contigit sagaci atque ad perscrutandas rerum causas et modos maxime idoneo, scientias mathematicas et philosophicas singulari quodam studio amplexus sit".

Es mußte wol nach dem Entwickelungsgange seiner Ueberzeugungen und nach der Art, wie ihm diese nicht von außen angeweht, sondern innerlich tief begründet waren, zu einem solchen Bruch kommen. Was diesem vorherging, sowie sonst seinen Freundschaftscultus, seine

Sehnsucht über die nächsten Schranken hinaus, sein Fliehen aus diesen und sein Suchen der noch ungekannten Welt und ihrer überschätzten Freuden, seine Mischung einer nüchternen Meditation, welche ihn befriedigt, mit einer Gefühlserregung, worin er sich nicht genügt, seine Losreißung von den Traditionen der Gemeine und doch auch seine Abhängigkeit, davon mögen für dies sein letztes Studienjahr im Seminar noch Bruchstücke seiner von dort an Karl von Zezschwitz nach Leipzig geschriebenen Briefe hier zum Schluß zeugen.

Niesky, 3. Nov. 1794. Wie unendlich viel fehlt mir mit Dir! Das hätte ich nimmermehr gedacht und ach wieviel hätte ich Dich auch nur nützen können! mich zu befestigen in Liebe und Stetigkeit, zu erhalten in Wärme. Wie weit schwerer ist es mir, mein kaltes Wesen in immer inniger Wirksamkeit zu erhalten, da ich allein bin, aber ich will mich auch in der Ferne an Dich halten, bis ich fester werde. Guter, inniggeliebter Karl, laß uns fest, laß uns ganz zusammenhalten. Nur allzu oft wird meine Thätigkeit zum bloßen Mechanismus, meine Ruhe zur Gleichgültigkeit. Deiner Glut wünsche ich nur Reinheit, Deinem Streben Wahrheit und daß Du Ruhe habest, jene heilige stille sanfte Ruhe der Seele, die hervorgeht aus bleibender Freude in steter inniger Wirksamkeit zum Bessern, worin allein freie Thätigkeit und nicht blos mechanischer Zwang. O wie sehr wünsche ich mich nach diesem Ziele hin in Einigkeit mit Dir. Wenn ich draußen gehe und Dich suche in dem, wo Du mit mir warest, so ist jetzt wol abgefallen das grüne Laub, durch kahle Ruthen pfeift der Wind, aber im Himmelblau habe ich Dich auch beim offenen Fenster. Liebe mich, laß uns beharren im Streben nach jedem Guten.

Du wirst ein Buch kennen vom Entstehen und Untergang der polnischen Constitution vom 3. Mai 1792; lies es, wenn Du kannst, und trauere über Kosciuszko's Unglück. Soviel Edles hätte ich bei Polen nicht geglaubt. Wie konnte soviel Gutes nur zum Untergang sich zeigen, ein Spott der Zeiten! Lache nicht; ist doch dies mein zweites Interesse! O daß ich bei Dir wäre, aber so sollt's nicht sein. Karl, guter Karl, wer weiß, wo Du noch den Schulmeister aufsuchen wirst; doch das ginge noch, aber wie weiter? Ach sorge Du mit, wenn Du kannst. Mein Urtheil über Kant's „Religion" nehme ich demüthig zurück und beschränke es blos auf die erste Hälfte des dritten Aufsatzes. Aber sieh! selbst diesem kältesten Forscher muß Liebe letztes Ziel sein! Laß uns in Liebe bleiben! Liebe lernen und in Liebe Wahrheit.

13. Nov. 1794. Du guter Karl, ach wenn Dir doch auch einmal Dein Jacobi käme! Wie gern wollte ich Dir mein Alles geben, o daß ich frei wäre! Halte Dich immerhin an mir, wenn Du an mir Halt findest, ich bleibe gewiß bei Dir. Ach wie sehr trifft Deine Klage um Einfalt auch mich. Vielleicht ist in mir weniger erlogenes Wesen, aber das liegt darin, daß ich so kalt bin; nur zu oft ist meine ganze Wärme erdichtet, erlogen. Aber doch nicht immer, ich bin warm für Dich! und wenn ich Dir Wahrheit gebe, so wirst Du Trost an mir haben, denn ich weiß es, ich liebe Dich. Du suchst Trost bei Dir, um Dich, ich soll Dich besiegen, ich verstehe Dich: o daß ich es könnte. Ach Unschuld, Unschuld, bester Karl, achte die hoch, höher als Du es thust, suche Unschuld wieder! Kannst Du sie erlangen? o so kannst Du Einfalt erlangen. Wol nicht durch Unschuld, aber auch nicht ohne Unschuld. Heuchle Dir nicht, sei schlecht und niedrig vor Dir selbst auf eine Zeit lang, gewiß Du wirst in der Demuth Einfalt finden. Du hast Feuer und Wärme, aber täusche Dich nicht mit erlogener Flamme, daß sie Dein sei, und hüte Dich, daß Du Dich nicht freuest über das Licht und die Wärme unreiner Flamme, denn diese verzehrt sich selbst. Lerne Dich mit dem Gedanken Deiner Schlechtigkeit vertragen, so wirst Du bald jene Ruhe finden, in der allein wahre Thätigkeit, Stärke und Leben ist, ein Leben, das die Liebe selbst ist, denn Du hast Feuer und Wärme; ich aber habe wenig, so sehe ich mich schlecht, vergesse es aber allzu oft, und habe gleichgültige Kälte für Ruhe. Hilf Du mir, vielleicht kann ich Dir auch helfen, und laß uns zusammenhalten über dem: die Liebe gibt alles, vertrauet der Liebe.

1. Dec. 1794. Ich kenne Dich wohl, daß Du stolz genug und nicht zum Sünder zu bändigen bist; aber doch warst Du so ganz ungelehrig doch nicht, und da wollte ich's doch versuchen, ob Du vielleicht jetzt bis zum Sünderwerden gelehrig worden wärest. Das scheint mir nun freilich nicht. Aber doch, Bester, in gewisser Absicht sollte es sein, und ist ja doch auch, da Du selbst Dich bekehren willst zur Einfalt. Hier rufst Du mich um Hülfe an. Und zur Hülfe sage ich Dir: Heuchle Dir nicht! hüte Dich Gefühle zu faseln, die oft sehr stark sein können, wo Glut ist, wie Du sie hast, aber doch unwahr! Halte Dich am Innigen und Sanften, und suche nicht das dunkle Colorit, denn nur allzu leicht lügt dieses Hoheit und Stärke, wo nur Schwarz ist und Nacht. Leichtsinn führt besser zur Einsicht als Düsterheit, aber er darf nicht Wesen, nur Außenseite sein.

11. Dec. 1794. Ich bin in mir gar zu kalt und todt ohne Dich in Verhältnissen, die mir immer abgeschmackter von Tag zu Tag werden. Alle Wärme in und zu Wahrheit muß ich aus mir selbst nehmen; doch nein, aus Deinen Briefen, und bin in mir so kalt. O wie sehne ich mich, Dich wieder einmal umarmen zu können, der Du auf besserm Boden mit mehrerer Kraft gewiß weit mehr gediehen bist als ich. Ja Goethe, besonders Stella und den Dir lieben Heidenreich wollte ich freilich herzlich gern lesen, habe aber wenig Aussicht dazu zu kommen, wie Du weißt. Ich freue mich herzlich über Dein Fortepiano, wenn ich da nur bei Dir stehen könnte. Viel Glück zum Tanzen! Das ist mir ein wahrer Gräuel, wo ich mir oft selbst ekelhaft bin, mit dem Mädchenlos Erzogensein.

18. Dec. 1794. Ich weiß es selbst nicht, wie ich hier manchem Herzen so nahe gekommen bin. Das rührte mich fast bis zu Thränen, da der gute Dahl sich mir neulich abends so nahe machte, Liebe von mir verlangte, mir Angelegenheit seines Herzens klagte und mir allerliebste Dinge von Freundschaft sagte. Unerwartet wandte auch Rennenkampf sich zu mir, und auch mit Oldendorp bin ich in einiger Annäherung. Mit Bruiningk bin ich schon länger in Bekanntschaft, und mit andern in Dir schon bekannten Verhältnissen. Dies alles erhält mich manchfaltig angenehm beschäftigt, aber doch wäre ich allein, ganz allein ohne Dich.

1. Jan. 1795. Ich wollte Dir gern viel schreiben von Wahrheit, Schönheit und dem Guten und wie die drei mit Wahrheit umschlossen sind, und dann von Liebe, inniger Thätigkeit und festem hohen Sinn, wie diese drei das ganze höhere Selbst des Menschen ausmachen. Es ist herrlich, stark zu sein in Freiheit über alles, allein, in steter Freude; Liebe zu geben an alles um mich her, ohne etwas zu fordern; aber unermeßlich mehr bei dieser Stärke sich schwach zu fühlen, ohne Haltung für sich und sein ganzes Wesen sich zu stützen auf ein ander Herz, so nur unerreichbar stark zu sein in der Umfassung der Liebe eines andern.

8. Jan. 1795. Jacobi sagt, es wird kein großer Mann ohne hohen Begriff, er handle denn nach Ideen. Dies scheint mir dahin Beziehung zu haben: jede große Wirksamkeit muß nach vorausgedachten Zwecken geschehen; hierin scheint mir das Energische aller menschlichen Thätigkeit zu liegen, hierauf die ganze höhere tiefere innere

Bildung des höhern Selbst im Menschen zu beruhen. Man soll nämlich den ausführenden Willen so nahe wie möglich mit dem zwecksetzenden Begehren in Verbindung bringen. Durch diese Vereinigung ergeben sich drei Ansichten im Ideale eines vollkommenen Menschen, ordentlich nach den drei Garve'schen Kategorien der Relation: reiner Sinn, innige Thätigkeit und Liebe. Ich kann jetzt nicht mehr sagen; nur noch zwei Bemerkungen. Nur wahrere Ueberzeugung kann ein Mensch dem andern verschaffen. Und: schlechter verdorbener Geschmack ist das einzige, was einen Menschen widrig, aber auch das einzige, was ihn eigentlich unglücklich macht. Viel Glück wünsche ich Dir zu Deiner ersten Erscheinung auf einem Ball. Käm' ich im Leben doch auch so weit.

18. Mai 1795. Hilf mir Stärke sammeln, der Zerstreuung durch Alltagsleben zu widerstehen, uns mehr zu sammeln in dem Mittelpunkt der Seele, wo Leben ist in Liebe. O wie unendlich mehr würde mir dieses Genusses werden, wenn ich bei Dir sein könnte, aber noch kann ich nicht. Ich fragte Dich: soll ich's wollen? aber Du mußtest Nein antworten. Nein, Blumen zertreten will ich nicht, auch nicht auf dem Wege zu Dir; so lang es geht, will ich meiner Mutter folgen; dieses „so lange" helfe Dein Herz mir bestimmen. Aber wehe um die Schwierigkeiten, die sie mir macht, wie wenig sie mir alle sagen; aber ich muß folgen; doch hoffe ich auf bessere Zukunft.

Zweites Buch.

Lehr- und Wanderjahre.

1796—1805.

1. Studienjahr in Leipzig.

1796.

Die Zeit fast klösterlicher Eingeschlossenheit, in welcher Fries' erste Jahre in den Erziehungsanstalten der Brüdergemeine hingegangen waren, war zu Ende, und es folgte für ihn eine ganz entgegengesetzte Zeit; die Welt, nach welcher er bisher nur wie durch das Gitter des Pädagogiums und Seminariums sehnsüchtige und idealisirende Blicke hinausgeworfen hatte, that sich jetzt in großer Manchfaltigkeit vor ihm auf; es folgten für ihn auf seine ersten zweiundzwanzig Lebensjahre jetzt zunächst zehn Jahre ziemlich unsteten Umhergetriebenwerdens noch ohne Amt, aber nicht ohne mancherlei Noth, und sehr reich an vielerlei theils bildenden, theils hinderlichen Zerstreuungen. Und dennoch im wesentlichen ein anderer, als er schon in der Brüdergemeine geworden war, wurde er weder in dieser unruhigen Zeit noch in irgendeiner spätern; ein von Autorität und Nachsprechen an das Forum seines eigenen Einsehens und Gewissens gewiesener Selbstdenker mit dem Bedürfniß, den stetigen Ausbau seiner Gedankenwelt zum Hauptinhalt seines Lebens zu machen, dabei ein durch Mathematik und Naturwissenschaft auf exacte Wissenschaft überall erpichter und geistreiches Spiel in so ernsten Dingen nicht mehr ertragender Forscher, bereits auch ein Schüler Kant's, welcher in dessen Methode und Leistungen eine Befreiung der Philosophie von solcher Willkür, eine Annährung derselben an eine Evidenz wie in der Mathematik und darum eine nur der Fortführung bedürftige Grundlegung der Philosophie als einer auch nicht mehr schwankenden Wissenschaft anerkannte, das war Fries schon bei den Herrnhutern geworden, und das blieb er lebenslang und in jeder Lage und dafür war all sein späteres Leben nur Fortgang und Entwickelung. Ja, abgefallen von dem

Glauben der Brüdergemeine schien er zwar, und war es auch von ihren Lehrsätzen und in seinem Fürwahrhalten; und dennoch, der Glaube, dessen herrnhutischer Ausdruck nicht mehr der seinige war, ist nicht als Selbstzweck, sondern als Heilsmittel in die Welt gekommen, nicht zur Befreiung der Erkenntniß von Irrthum, sondern zur Befreiung der Herzen von Selbstsucht; und die Uebung in der Einkehr in sich selbst, die Innigkeit und Tiefe seines Gemüthslebens, die Abwendung von Unlauterkeit und Gemeinheit, das Bedürfniß nach idealer Erhebung und nach einer zu ihrer Bethätigung verbundenen Gemeinschaft und Freundschaft, die Art, wie sich in diesem Trachten nach dem Reiche Gottes das Wort an ihm erfüllte, nach welchem man ihm die Taufnamen gegeben, daß er Frieden hatte, wie Fries dies alles seinem Leben in der Brüdergemeine verdankte, so verdankte er es auch, wie diese, einem Größern als sie, und so ließ es ihn um so viel, als er es hatte und behielt, auch jederzeit einen Christen bleiben, wie er auch niemals die Anhänglichkeit an die Brüdergemeine und die Geistesverwandtschaft mit ihr verloren hat.

Zunächst folgte ein Jahr, wo er seinen Freunden, den Brüdern von Zezschwitz, nachgezogen in Leipzig zubrachte. Bei seinem Entschluß, hier die Rechte studiren zu wollen, war der Austritt aus der Gemeine und aus der Vorbereitung zu ihrem Dienst, und der Uebergang auf eine deutsche Universität und zur Erwerbung anderer Fähigkeiten, als in der Gemeine gefordert wurden, die Hauptsache, und auf die Rechte war es wol nicht so sehr abgesehen; der Name dieses Studiums sollte eigentlich mehr nur einen Gegensatz zum theologischen und den Beginn einer weltlichen Laufbahn ausdrücken. Er sagt selbst: „Mit dem Studium der Rechte im herrnhutischen Verbande war es mir niemals Ernst. Meine ganz abweichenden Religionsansichten, der Widerwille gegen das ehelose Leben in den Brüderhäusern und die Misbilligung der Verloosung der Frauen trennte mich geistig von dieser Gesellschaft. So wäre mir das Leichteste gewesen, nur die theologischen Studien zu beendigen und dann eine Predigerstelle in der Lausitz zu suchen. Ich traf meinen Freund Karl von Zezschwitz in Leipzig wieder, die Verbindung mit seiner und einigen andern adeligen Familien in der Lausitz schienen diesen Plan zu begünstigen. Aber das ganze orthodoxe theologische Wesen war mir zuwider, und so wandte ich mich zum Studium der Rechte."

Seine Ankunft in Leipzig beschreibt ein erster Brief an Christlieb Reichel, und hinter Niesky wird es ihm wirklich anfangs „ein klein Paris". „Den 18. Oct. (1795) abends kamen wir hier an; sowie ich

aus dem Wagen auf der Zezschwitze Stube gewesen war, mußte ich gleich in die Komödie, es wurde ein ärmliches Schauspiel sehr gut gespielt. Um 9 Uhr ging Karl noch eilend mit mir in mein Logis, das Gesteige oder vielmehr Gekrieche auf den engen krummen Treppen kam mir schrecklich vor; aber so lästig auch der Weg zu meiner Stube war, so niedlich fand ich diese doch wegen einer herrlichen Aussicht auf die Promenade, den Schneckenberg, das Grimmaische Thor, darüber hin artige Gebäude der Vorstadt und links eine Aussicht ins Land auf niedliche Dörfer; ich kann sagen, aus meinen Fenstern ist die schönste Aussicht um ganz Leipzig"; er bezeichnet seine Wohnung „im schwarzen Brette hinten über der Schenke zwei Treppen hoch". Die Vorlesungen, welche er annahm, waren über Institutionen bei einem M. Valer. Fr. Reichel, römische Rechtsgeschichte bei einem andern Privatdocenten Ferd. Gotth. Fleck und Naturrecht bei dem Professor der Philosophie K. H. Heydenreich; außerdem „Moralphilosophie, zweimal die Woche bei Platner, der interessant aussieht, wirklich unendliche Kunst im Vortrage hat und alles erstaunlich deutlich vorträgt. Aber sein Grundsatz ist: die Kraft der menschlichen Abstraction ist unendlich willkürlich; darum sagt er, das Gute, i nun, das ist eben das Gute, das will nicht viel sagen, aber das Mittel zum Guten, Vollkommenheit, o wie groß, wie viel." „Von Heydenreich", sagt er anderswo, „ließ ich mir allerlei Naturrechtliches über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vorschwadroniren"; er „hat einen ganz guten Vortrag, nur lange nicht wie Platner, und sein Philosophiren scheint mir ziemlich regellos und unbestimmt; aber doch ist er rein kritisch gesinnt, und besonders gegen Fichte, daher glaube ich in schriftstellerischen Angelegenheiten vielleicht seine Bekanntschaft nützlich zu finden". „Die Institutionen", wie er später sagt, „studirte er sehr fleißig, leidlich die Rechtsgeschichte." Weihnachten reiste er mit beiden Zezschwitz nach Barby zu Christlieb Reichel, welcher dort am Pädagogium angestellt war, und mit ihm und andern aus der Gemeine nach Magdeburg, wo sie auch im Theater waren. Im Januar 1796 schreibt er ihm: „ich arbeite eifrig an meiner Propädeutik der allgemeinen Seelenlehre und so ist meine Geschäftigkeit doch wenigstens selbstgedacht und philosophisch. Platner gab uns neulich eine herrliche Stunde über die Dummheit und Ideenlosigkeit der höhern Stände, wobei Kapellmeister Reichardt und der bekannte Zöllner Zuhörer waren." Und im März: „meine Propädeutik rückt so langsam immer weiter fort, zu meinem Schrecken sehe ich aber, wie der philosophischen Bücher mir vor der Nase immer mehrere werden und besonders der Fichtisirenden." Fichte

beschäftigt ihn auch sonst viel: „Mit Fichte's Sachen fange ich an mich bekannt zu machen, eine entsetzliche Arbeit! Der dritte Theil aller seiner Bücher sind die Worte Ich, Nichtich, setzen, entgegensetzen, lauter entsetzlich unbestimmte Ausdrücke, doch mit unendlichem Scharfsinn zu einer ganzen Philosophie zusammengedreht. Schwer genug wird's sein gegen ihn zu treten wegen der schiefen Ansicht, die er von allem hat; immer schwankt er an der Grenze des Unsinns, wenn er nur nicht oft hinübersinkt. Er sagt selbst, andere Philosophien streiten mit gemeinem Menschenverstande, seine theoretische sei der gerade Widerspruch desselben, aber die praktische versöhne beide wieder. Der Gang ist folgender: man setzt so lange entgegen, bis ein unauflöslicher Widerspruch sich zeigt; dieser wird in der praktischen Philosophie so entschieden: das eine ist, das andere soll sein, kann aber nicht sein. Das unleidlichste ist mir der Satz: wer nicht «Geist» (eine gewisse schaffende Einbildungskraft) hat zum Philosophiren, der kann freilich seine Wissenschaftslehre nicht verstehen; dem Buchstaben ist sie Widerspruch, dem Geiste aber sehr faßlich." „Aber wie die Leute auch sind! Fichte's philosophische Sachen werden in allen Recensionen fast wunder wie erhoben, aber seine schöner geschriebenen Bücher, wie die Bestimmung des Gelehrten und über die Französische Revolution (deren Wohl die allwaltende Güte fördern wolle) die werden getadelt und geschimpft, blos weil sie nicht über den gewöhnlichen Leisten geschlagen sind." Desto enger schließt Fries sich auch aus der Ferne dem herrnhutischen Freunde an, gegen den er sich niemals überschwänglich ergießt, mit dem er aber auch niemals zerfallen ist: „Solange man nur mit einem Kreise von Freunden noch gemeinschaftliches Interesse theilt, wo man durch jenes behagliche «Wir», worauf man stolz ist, sich im Drang der Dinge doch nie allein gelassen sieht, können wir uns gewiß in jeder Lage aufrecht erhalten." So geht, „sehr eingezogen", wie er selbst sagt, sein erstes Halbjahr in Leipzig hin.

Im zweiten, im Sommer 1796, scheint er das Studium der Rechte nun schon völlig aufgegeben und anfangs außer seinem philosophischen Privatfleiß dafür nicht Ersatz genug durch andere Studien erhalten zu haben. Er schreibt im Mai an Reichel: „Meine Plane haben sich dahin verändert, daß ich dies halbe Jahr meinen juristischen Cursus meist unterbreche, indem ich Italienisch, Französisch und Englisch lernen will, um dann wo möglich in der Schweiz eine Hofmeisterstelle zu erhalten, wodurch ich Zeit gewinne, um als Schriftsteller —." Aber vielleicht wurde daraus nicht viel; erst von dieser Zeit wird die Aeußerung in einem spätern Briefe aus Leipzig gelten, wo er „herumgelaufen

und bald hier, bald da an manche Kindereien und viele Thorheiten vergangener Zeit zurückerinnert ist: bei Gott, nirgends habe ich so viel Dummes gemacht als seiner Zeit in Leipzig". „Meine Lebensweise", sagte er später anderswo, „hatte sich wesentlich geändert. In den Osterferien kam Karl von Rennenkampf, ein Livländer und mein Freund von Niesky her, jetzt aus Jena zu mir. Wir verlebten die Ferien in Dresden und der Umgegend, vorzüglich in Gesellschaft mit zwei Bernern von Mai und von Ott; dadurch kam ich in ein bewegteres Leben, unsere Gesellschaft in Leipzig war bunter geworden; drei Brüder von Zezschwitz, Rennenkampf, Adolf von Heynitz und mehrere Edelleute (er nennt noch Grafen Lynar und Lippe und Kleist) suchten das Vergnügen meist gemeinschaftlich, Schauspiel, Kaffeehaus und Keller, Reiten und Tanzen erhielten für mich Bedeutung und brachten mich um mein gutes Geld. Indessen wundere ich mich, daß ich daneben doch noch so viel zu Stande brachte." Ostern waren sie in Dresden, dann wieder in Leipzig, „da waren die Schauspieler, viel habe ich bei ihnen genossen, manches Stück von Iffland und Kotzebue, Lessing's Emilie Galotti, und was ich auch nennen muß Ariadne auf Naxos, habe ich gesehen; die Messe durch gingen wir in Komödie, Gärten, tables d'hôte; mir war das heilsamer als meinem Geldbeutel, gut daß wir ein Ende machten." Bald zeigt sich auch noch eine schlimme Folge dieses zu langen far niente: nach allem Uebermaß des Freundschaftscultus zerfällt er mit Karl von Zezschwitz. „Wir sind ganz getrennt", klagt er noch heftig aufgeregt gegen Reichel im August 1796, „ein geringer Vorfall entschied, was genug vorbereitet war; ja, man kann mit gutgemeinter Thorheit viel verderben; zu sehr an Karl gehängt, habe ich schon den Winter nicht viel Ernst mit Joseph getheilt. Mein Ernst wäre für die, mit denen ich lebe, zu idealisch oder zu philosophisch oder zu sehr Ernst. Deswegen mag ich manchen nicht gefallen, denn niemand versteht mich. Ich arbeite immer weiter an meiner Theorie; vielleicht daß ich bald ein Ende erreiche; sonst zahlreiche Gesellschaften; ich tanze, gute Schauspiele, neulich große Illumination in Bose's Garten u. s. f. Sonst stehe ich mich mit Heynitz noch besonders gut; so sehe ich wol noch Blumen blühen, aber lauter hängende mit geschlossenen Kelchen. Es thut nicht gut, daß ich unter den Geliebten um mich her so allein stehe. Aber wer hofft nicht Besserung! Nur wehe dem Schlendrian, und daß er mit Sommerhitze zusammen nicht erschlafft."

So will er denn lieber fort von Leipzig. Schon im Mai schreibt er Reichel einmal, „weil wegen des Examens und der vielen Magister

Leipzig unvortheilhaft ist, so habe ich ein Auge auf Jena geworfen". Und nun nach dem entstandenen Zwiespalt: „Fade, platt für andere, oft sogar leer in mir selbst hat mich diese Trennung gemacht. Nun aber habe ich mich so ziemlich erholt, athme wieder frei. Aber niemand sucht mich hier, niemand wird mich hier vermissen; ich ziehe deshalb das wohlfeilere Jena vor, wo der Ton weit ernsthafter und besser für mich ist; auch hoffe ich, die Trennung von allen Bekannten soll mir eine alberne Blödigkeit, welche ich sonst nicht los werde, abschütteln helfen. Rennenkampf rieth mir und ich bin entschlossen, den Winter nach Jena zu gehen, wenn meine Mutter es zuläßt." Auch Fichte, welcher erst kurz vorher um Ostern 1794 an Reinhold's Stelle nach Jena berufen war, treibt ihn dahin; er hat sich vorgenommen ihn zu hören.

Auch war er sich bestimmt genug des stetigen Fortgangs seiner Arbeit und seiner Errungenschaften darin bewußt. In den Aufzeichnungen aus der letzten Zeit spricht er sich so aus: „Als ich von Niesky abging, hatte ich meine philosophische Aufgabe schon ziemlich fest genommen, aber niedergeschrieben hatte ich noch nichts als einen kleinen Aufsatz über den Trieb nach Vollkommenheit und ein einziges Quartblatt mit Andeutung der Theorie des Bewußtseins überhaupt. Die erste Verbesserung des Kantischen Systems, die mir ganz klar wurde, betraf nämlich seine in der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft gegebene Theorie der Triebe. Er setzt zwischen den sinnlichen Trieb des Genusses und den sittlichen nur einen Trieb der vergleichenden Selbstliebe, welcher also kein vom sinnlichen Triebe verschiedenes eigenes Princip hätte, sondern nur durch die Reflexion bestimmt würde. Dagegen erkannte ich in aller Lust am Wahren und Schönen, in allem Wohlgefallen an Gesundheit und Schönheit der Seele eine eigenthümliche sowol von der sinnlichen als sittlichen verschiedene Werthschätzung eines in sich Guten, welches ich später der reinen Liebe zuschrieb. Durch diese Aenderung ist vorzüglich meine Ausführung der Ethik abweichend von der Kantischen geworden. Aber die Theorie des Bewußtseins überhaupt steht im Mittelpunkt aller meiner Bestrebungen, sie ist der schwerste Theil der Kritik der Vernunft.

„Für dieses letzte fing ich meine Arbeiten, seit ich in Leipzig war, sehr regelmäßig an. Ich hatte zuerst nachzuweisen: 1) die Kritik der Vernunft ist die Propädeutik der Philosophie und als solche ein Theil der empirischen Psychologie; hiermit kam ich auf Kant's größten Fehler, der ein Erbfehler seiner Schule geblieben ist, nämlich auf den, den ich später das Vorurtheil des Transscendentalen genannt

habe. 2) Dieser Theil der empirischen Psychologie ist die allgemeine Psychologie (philosophische Anthropologie); es muß also hier zuerst eine Propädeutik der allgemeinen Psychologie ausgearbeitet werden, in welcher ihr Verhältniß sowol zur rationalen, als zur empirischen Psychologie genau bestimmt wird. 3) Ist dieses vorläufig erhalten, so ist dann die allgemeine empirische Psychologie oder anthropologische Kritik der Vernunft auszuführen. Die Abhandlungen für das erste und zweite arbeitete ich in Leipzig aus; mit geringen Zusätzen, die ich im folgenden Jahre in Jena beifügte, sind sie in den dritten Band von C. Chr. Erhard Schmid's psychologischem Magazin aufgenommen. *) Nach Beendigung hiervon machte ich mich an die allgemeine Psychologie oder Kritik der Vernunft selbst; mit großem Vergnügen führte ich meine Untersuchungen vorwärts; noch in Leipzig führte ich alle Untersuchungen des ersten Bandes meiner Kritik aus, nur die Theorie des Wahrheitsgefühls am Ende ausgenommen. Ich gewann die Theorie der Empfindungen des innern Sinnes, der reproductiven Einbildungskraft, der reinen Anschauung und der productiven Einbildungskraft (nach der Kritik der reinen Vernunft in der pragmatischen Anthropologie) und besonders die Theorie, wie wir willkürlich vorstellen, nebst der Unterscheidung der unmittelbaren Selbstthätigkeit (Vernunft) von der willkürlichen Reflexion (Verstand), von transscendentalem und logischem Denken. Die letzte Untersuchung brachte mir das neue Licht. Ich erkannte durch den Unterschied der unmittelbaren Spontaneität der Erkenntniß von der der Selbsterkenntniß oder dem Bewußtsein gehörenden Willkürlichkeit des Denkens die Gründe der Unterschiede von Reflexion und Vernunft, analytischer und synthetischer Einheit, und die ganze Untersuchung zerfiel mir weiter in die Lehre von der Form des logischen Gedankenlaufs und in die Lehre vom Gehalt des logischen Gedankenlaufs oder von der Erkenntniß a priori. Das letztere mußte nun speculativ für die Einheit der erkennenden Vernunft und praktisch für die handelnde Vernunft und ihre Erkenntnisse a priori ausgeführt werden; dies forderte den zweiten und dritten Theil meiner Kritik."

Fries' Mutter, von deren Entscheidung er seinen Abgang von Leipzig abhängig gemacht hatte, war freilich nicht ohne Besorgniß dabei. Sie schrieb ihm (es ist der einzige von ihr erhaltene Brief) am 23. Sept. 1796 aus Herrnhut: „Du hast nun ein Jahr lang

*) In diesem 1798 erschienenen Bande sind die fünf Abhandlungen von S. 156—402 von Fries.

versucht, wie Du und der Gang der Welt sich zusammen schicken, nach meiner Einsicht wird die Herrlichkeit nicht groß werden, die Du in derselben finden wirst.“ „Wegen Deines Gehens nach Jena hab ich in sofern nichts dagegen, wenn Du Dich aus aller ungesitteten und schlechten Gesellschaft der Studenten heraus halten kannst und Deine Zeit zum Studiren fleißig und zweckmäßig anwendest, so kannst Du mit meinem Segen dahin gehen, um auch da Dein Heil zu versuchen. Mein lieber Sohn, ach suche doch wieder mit Gott Deinem Heiland in Bekanntschaft zu kommen, der wird Dich lehren und unterweisen, was Dir auf Deinem Wege durch diese Zeit gut und nützlich ist. Lauf Ihm nicht aus dem Wege, sondern suche Ihn, er wird sich gewiß liebreich von Dir finden lassen. O wie glücklich ist der Mensch, dessen der Herr seine Zuversicht ist, der sich nur von ihm regieren und führen läßt. O versäume doch ja nicht die Gnadenzeit, laß Dich von dem Geiste Gottes regieren und höre auf, Deinem eigenen Geiste zu folgen, der führet Dich irre. Du wirst nirgends Deine wahre Glückseligkeit finden, als unter Jesu Kreuze, da Du Deinen Gott als Deinen Versöhner finden wirst, ach laß Dir das nicht eine Thorheit sein, sondern ein Wort zu Deinem ewigen Leben, komm zum Genuß des Friedens Jesu, den er uns durch Leiden und Sterben erworben hat, so bist Du glücklich in Zeit und Ewigkeit.“

---

2. Erster Aufenthalt in Jena.

1797.

„Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treuesten lebhaftesten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darstellung der Wissenschaftslehre; Woltmann hatte sich interessant gemacht und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen; die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig und alles der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache.“ Mit diesen Worten beschreibt der Mann, welcher selbst pars magna oder maxima dieses Flors war, Goethe, den Zustand Jenas gerade zu diesem Jahre 1797.*)

*) Tag- und Jahreshefte als Ergänzung sonstiger Bekenntnisse, 1749—1806. Werke (Ausgabe von 1830), XXXI, 72.

Er und Schiller hatten soeben die „Xenien" ausgehen lassen; er selbst vollendete damals „Hermann und Dorothea", Schiller den „Wallenstein" und die „Glocke", Goethe achtundvierzig-, Schiller achtunddreißigjährig. In allen Facultäten waren hervorragende Männer; in der theologischen Griesbach, Johann W. Schmid und Paulus, welcher letztere an Döderlein's Stelle aus der philosophischen Facultät soeben erst in die theologische aufgerückt war; Juristen waren Hufeland und Schnaubert; Mediciner Loder und Gruner; zur philosophischen Facultät gehörten Schiller, Fichte, Schütz, Ulrich, Göttling, Woltmann, Ilgen, Erhard Schmid, Tennemann u. a. *) Doch kaum mit einem von diesen allen kam Fries in Verkehr; aber auch das Studentenleben, obgleich sehr erregt durch die Menge der aus vielen Ländern zuströmenden Fremden — Schweizer, Dänen, Polen, Ungarn, Franzosen waren nicht selten, ebenso Vorlesungen, z. B. theologische, von mehr als 100 Zuhörern — konnte ihn doch nur theilweise anziehen. „Ich fand", schreibt er, „durch Rennenkampf unter den Studenten bald viele Bekannte und kam in ein belebteres geselliges Treiben; meine Bekannte waren meist Livländer, welche einen Anhang zum Orden der Unitisten bildeten"; er rühmt besonders Ludwig von Wrangel aus Reval und Agathon Schmidt aus Pirnau. „Die gesellige Abendunterhaltung der großen Gesellschaft an öffentlichen Orten, schmieriges Biertrinken, Renommiren und für Gesang gegebenes Geschrei war mir zum Ekel, aber im kleinern Kreise befand ich mich sehr wohl. Hier fand ich lebhaft angeregte wissenschaftliche Interessen: Naturrecht, Brownianismus, antiphlogistische Chemie und besonders Aesthetik, angeregt durch Goethe, Schiller, Tieck, interessirten allgemein; dies gab meinem Urtheil nach und nach mehr Freiheit." Doch nur aus der Ferne erfreut er sich der Männer selbst; er schreibt einmal (23. Mai 1797) an Karl von Zezschwitz, mit welchem er nach der Trennung von Leipzig wieder versöhnt ist: „Gestern ließ sich hier der blinde Flötenspieler Dülon von Petersburg hören: in dem Concerte gefiel es mir, das erste mal so viele berühmte Männer, Goethe, Humboldt, Fichte, Schneider, Schütz und Schlegel in einer Reihe beisammen sitzen zu sehen." Aber was er sich vorgenommen hatte, Fichte zu hören, scheint er nur kurze Zeit ausgeführt zu haben. „Mit Fichte", schreibt er, „war ich zwar eigentlich in wenigen Stunden fertig, indem ich sein unmethodisches Raisonnement, die Vermengung bald analytischer, bald synthetischer

*) K. A. von Reichlin-Meldegg, Paulus und seine Zeit, I, 176 fg. J. H. Fichte, Leben J. G. Fichte's (2. Aufl.), S. 197 fg., 223 fg.

Betrachtungen, dazu die Verwirrung der Abstraction und die Willkürlichkeit leerer Sprachformeln bemerkte. Indessen hörte ich ihm ruhig zu und schrieb zu Hause die polemischen Bemerkungen, welche später den größten Theil meiner Streitschrift: Reinhold, Fichte und Schelling, ausmachten. Durch diese Opposition wurde ich auch Erhard Schmid etwas befreundet und lernte Tennemann kennen, soweit es meine Unbeholfenheit zuließ." Ueber Schmid, in dessen Streit mit Fichte es damals paßte, mit Fries' ersten Abhandlungen fast einen Band seines psychologischen Magazins zu füllen, schreibt Fries an Reichel: „Schmid's Philosophie besteht fast in lauter Eintheilungen, seine Schriften sind daher fatal zu lesen, aber seine Grundsätze sind natürlich und der Mann ziemlich anspruchlos."

„Enger vertraut aber", sagt er, „wurde ich mit dem Dr. Alexander Nikolaus Scherer, damals einem jugendlichen Verfechter der antiphlogistischen Chemie, mit dem ich täglich umging und bei dem ich Chemie hörte und studirte." Es ist derselbe, auf welchen auch Karl August und Goethe damals viel Werth legten.*) „Hier habe ich in wissenschaftlichen Dingen gegen die freundliche Anerbietung des Schicksals den gröbsten Fehler der Vernachlässigung begangen. In seinem Conversatorium machte mich Scherer auf Richter und dessen Stöchiometrie aufmerksam und forderte mich zu einer Kritik derselben auf; er konnte ihn nicht leiden, weil er ein Phlogistiker blieb, einen sehr schlechten Styl schrieb und viele unnöthige mathematische Weitläufigkeiten machte. Ich theilte diesen Widerwillen gegen seinen Styl und die unbeholfene Buchstabenrechnung; aber sobald ich die Sache näher ansah, fiel mir das große Gesetz ins Auge: neutrale Verbindungen geben durch Wahlverwandtschaften immer wieder neutrale Verbindungen. Ich sagte Scherer sogleich: hier ist das erste feste mathematische Gesetz für die Chemie gefunden. Scherer aber wollte diese Wichtigkeit nicht zugeben, und so galt auch mir die glänzende Entdeckung lange nicht genug. Ich blieb zwar, indem ich bald nachher in der Schweiz die langweiligen, aber leichten Rechnungen ausführte, der erste, der diese stöchiometrischen Reihen aus Richter's Maßen von Beobachtungen nachwies; allein anstatt dem großen Gedanken mit dem Versuch zu folgen, blieb ich bei fruchtlosen dynamischen Speculationen, weil die eigene Kraft meines Geistes ganz in meine philosophischen Untersuchungen gebunden blieb. Wäre ich damals in Jena mit Göttling

---

*) Briefwechsel Karl August's mit Goethe, I, 208—221. Goethe, Jahreshefte. Werke, XXXI, 73.

bekannt geworden, so würde meine Kritik der Richter'schen Stöchiometrie mir wissenschaftlich bedeutend geholfen haben. Daran wurde ich auch noch verhindert durch mein ungünstiges Verhältniß zur mathematischen Naturphilosophie. Nämlich ungeachtet der Warnungen, welche Kant in der Vorrede zu seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturphilosophie gibt, hatte ich immer die Hoffnung, die mathematisch-naturphilosophischen Lehren seiner Dynamik noch viel weiter, namentlich auch auf die chemischen Kräfte anwenden zu können. Damit mühte ich mich lang und viel, stets mit wenigem Erfolg, und so setzte ich in meiner Kritik der Stöchiometrie der unbeholfenen Theorie Richter's ebenso unbeholfene Versuche an die Seite. Zu derselben Zeit erschienen Schelling's Ideen zur Philosophie der Natur; diese Schrift ließ mich das Talent und die gewandte Darstellung ihres Verfassers sehr anerkennen, wiewol sie durch ihre phantastische Auffassung und die Vernachlässigung der Mathematik wissenschaftlich für mich keine Bedeutung gewinnen konnte. Ich sagte mir und meinen Freunden sogleich, Schelling ist mir zuvorgekommen und sein Talent wird mir einen schweren Stand bereiten. Ja, aus einer gewissen Zuneigung zu diesem seinen Versuch habe ich mich später verleiten lassen, Ansichten der mathematischen Naturphilosophie seinen phantastischen Vergleichungen mehr anzunähern, als gut war. Schelling selbst wurde sich übrigens in der Fortbildung der Lehre ganz untreu, indem sich seine Ausführungen in leeren Formelkram der speculativen Physik und in willkürliche mystische Träume theilten."

Die längere äußere Trennung von seiner Heimat, der Brüdergemeine, ließ Fries für jetzt auch innerlich noch weiter von ihr abkommen; harte Urtheile über das, was hier für das höchste galt, sind in seine Briefe an Reichel aufgenommen, in welche sich aber auch bisweilen mehr Anerkennung schwacher Seiten an seinen Idealen, seinem „Jacobitismus" einmischt. Er schreibt ihm von Jena im Februar 1797: „Liebelnde, aber nicht in aller Hinsicht liebenswürdige Schwärmerei scheint sich immer mehr zu verchristlichen. Wir haben sonst manchmal von einer moralischen Cultur des Herzens gesprochen, die wahrlich auf die feinste Weise glücklich macht, und wenn sie auf das Handeln einfließt, so viel mehr zur schönen Seele bildet, als ihre Quelle Natur und Liebe und je weniger sie Christenthum ist; man sehe Goethe's und Jacobi's Romane, Voß' Luise, Agnes von Lilien in den Horen. Aber zwei Uebel bringt es mit sich, danach zu sehr zu streben. Einmal Zurückziehung von der gemeinen Gesellschaft der Menschen, wie sie jetzt sind, eine bloße Schätzung des Gefühls mit

Vernachlässigung der Handlung; schöne Gesinnungen, die am Ende doch nur fromme Wünsche bleiben. Und zweitens, was das Schlimmste ist, ein gewisses verächtliches Herabsehen des Thoren auf andere Menschen, die am Ende doch nur lieber Braten essen, wo wir das Obst vorziehen. Es ist schwer, in dieser Art der Bildung glücklich zu sein, weil man der Beispiele im gemeinen Leben gar keine findet, und Originalität hierin äußerst schwierig ist, weil sie Freiheit des Geistes und doch sehr lebhaftes, noch dazu unintereſſirtes und nicht nur idealisirendes Gefühl fordert." Noch in anderer Weise scheinen ihm in der Brüdergemeine „alle jene berühmten Gefühle, die zuletzt auf einen feinen Sinnenkitzel zurückkommen", zu wichtig genommen zu werden. „Alle moralische Besserung eines Menschen ist nur moralische Cultur. Jene Gefühle können darauf Einfluß haben. Daß sie ihn ebenso oft nicht haben, lehrt die Erfahrung, indessen sie können ihn haben. Meist wol unabhängig von dem Christlichen darin. Sie sind sehr anziehend, indem sie eine sehr feine Lust gewähren, hängen aber doch mit moralischen Ideen zusammen und werden durch diese veranlaßt, sie müssen also auch eine bessere Handlungsweise interessant machen und können so auf Handlung wirken. Sie sind aber keineswegs einzig mögliches Mittel; es ist sträflicher Eigennutz, ihnen die Wahrheit aufzuopfern." Anders beurtheilt er ihre Erfolge bei den Heidenbekehrungen. „Die Missionare machen oft weit bessere Menschen aus ihren Heiden, als sie selbst sind. Auf einfältige Menschen, deren ursprüngliches Gefühl noch nicht abgestumpft ist, indem es noch gar nicht vorher erweckt war, muß es schnell und auffallend wirken, wenn man ihnen richtigere Ideen von Moral deutlich vorzustellen weiß und noch dazu auf eine anspruchslose nicht strafende Weise, wie es bei herrnhutischen Missionaren meist der Fall ist. Ferner die Bekanntmachung mit einer Art, das Leben sich freudig zu machen, welche von äußern Umständen ganz unabhängig ist, muß vorzüglich bei der schrecklichen Lage der Sklaven Beifall finden. Endlich heißt auch vieles Besserung, was nur Aenderung ist. Die Genugthuung und Versöhnung wirkt gewiß immer nur sehr mittelbar oder um die Flammen der Hölle wieder auszulöschen, die man selbst erst angesteckt hatte. Daß man diese, die Genugthuung und Versöhnung für das Wirksamste hält, scheint mir bloße Täuschung zu sein, indem sie nur Vehikel ist." Zu den von Reichel gehaltenen ersten Predigten, welche dieser ihm nach Jena geschickt hatte, bemerkt Fries: „Ich setze sich entgegen nicht handeln und blos reden, oder handeln und leeren Glauben, sondern handeln und fühlen. Man spricht von dem beglückenden religiösen Gefühle, der Nähe Jesu, dem Umgang

mit dem Heiland, wie ihr das nennt, und kommt dann darauf; aber das heißt noch nicht nach dem Sinn Jesu leben, sondern da kommt alles auf Leben und Handlung an, das Gefühl darf nur als Belohnung dafür angesehen werden." Und ein anderes mal: „Du nennst das Sichaccommodiren eine gefährliche Sache und mit Recht; man fängt an in lauter Bildern zu sprechen, und wird nur allzu bald selbst das Bild für die Sache nehmen, wenn man, wie es Dein Fall ist, nicht Zeit hat, sich für sich viel mit der Wahrheit selbst ohne Bild zu beschäftigen. Aber Du mußt es auf die Gefahr hin wagen, oder Dich aus Deinen Verhältnissen reißen; davon aber rathe ich Dir ganz ab, und Du wirst ohnehin nicht daran denken."

Doch im Sommer 1797 fühlte Fries sich auch in Jena wieder unbefriedigt und freilich auch durch seine äußern Verhältnisse genöthigt auf eine Veränderung zu denken. Er schreibt im August an Reichel: „Ich ging deswegen hauptsächlich von Leipzig weg, weil ich dort zu viel Zeit verdarb; ich kam nach Jena und war arbeitsamer. Aber nun sehe ich, daß viel Solidität dazu gehört und mehr als ich besitze, um bei einiger Bekanntschaft, die man hat, den Sommer auf einer Universität nicht großentheils zu verlieren, wenn man nicht viel Collegia hört. Ich habe wieder einen Sommer genossen in einer herrlichen Gegend, ich bin spazieren gegangen, bin auf dem Lande dem Aufgang der Sonne zuvorgekommen, habe tanzen gesehen und gespielt und bade in der Saale, aber ich arbeite viel zu wenig. Das ist nicht bloßer Leichtsinn, sondern großentheils auch körperliche Schwäche, wiewol keine bestimmte Krankheit; ich kann bei beträchtlicher Wärme mich nur schwer zu anhaltender, doch so willkürlicher Arbeit zwingen." Er wünscht sich deshalb eine Stelle, „wobei er bestimmte Arbeit bekommt und doch einige Freiheit behält". Dann in den spätern Aufzeichnungen sagt er: „Als das Jahr um war, war ich bei schlechter Wirthschaft mit dem Gelde fertig, von dem ich gut hätte drei bis vier Jahre leben können. Dabei war ich viel zu ungeschickt, um mir im Universitätsleben eine Stelle verschaffen zu können, es blieb mir also nichts übrig, als eine Hauslehrerstelle zu suchen, und dabei hatte ich einen lebhaften Wunsch in der Schweiz zu leben. Ich hatte diesen Wunsch den Schweizern, mit welchen ich in Dresden zusammentraf, lebhaft ausgesprochen, und nun erhielt v. Mai von einem Onkel eine Anfrage nach einem Lehrer für ein ihm befreundetes Kaufmannshaus in Zofingen. Er bot mir die Stelle an, und ich griff höchst unbesonnen zu, indem ich für den mir ganz neuen Wirkungskreis hinlänglich vorbereitet zu sein meinte, durch die Anschaffung von Niemeyer's Pädagogik."

Zwei Lehr- und Wanderjahre waren vorüber; man sieht, sie hatten den von der Brüdergemeine Abgefallenen noch nicht wieder zu einer neuen Heimat geführt, aber die tragbare, in welcher er sich auch dort schon am meisten hatte eingewöhnen müssen, das Asyl seiner eigenen Gedankenwelt und das Bedürfniß in ihrem Ausbau zu wachsen, hatten ihm auch die Zerstreuungen nicht zu verstören vermocht, in welchen er von der ersehnten Weltkenntniß noch nicht viel Erhebliches gefunden hatte, und welche ihm darum statt der erwarteten Befriedigung bereits Verstimmung und sehnsüchtige Rückblicke in die Gemeine abnöthigten.

---

3. Aufenthalt in der Schweiz.

1798—99.

Drei weitere Wanderjahre, und das war Fries' 24. bis 27. Lebensjahr, rissen ihn noch mehr als die beiden ersten aus allen bisherigen Umgebungen und Ueberlieferungen, und dennoch unterbrachen auch sie sein stetiges Fortarbeiten für die einmal erkannten Aufgaben, seine nur ihnen gewidmete Beschaulichkeit nicht. Noch 30 Jahre nachher schrieb er einmal an einen seiner Schüler: „Für mich war es ein Glück, zu meinem unwissenschaftlichen Zofingen verschlagen zu werden und nicht sogleich bei der Universität geblieben zu sein", und dabei wird er besonders an die Gefahr, bei noch unreifer Vorbereitung dociren zu müssen, und an den Gewinn gedacht haben, welcher seine Superiorität als Denker und Nachfolger Kant's überhaupt bedingte, daß seine philosophische Selbsterkenntniß erst „ohne Hast, aber ohne Rast" ruhig in tausendfach wiederholter Selbstbeobachtung und Selbstzergliederung die Gründlichkeit und Sicherheit und die Emancipation von tumultuarisch lehrhaft gemachter Rhetorik, von unzusammenhängender und noch ringender Geistreichigkeit erhielt, welche sie erst wirklich zur Naturforschung, zu einer gehaltvollen Weiterförderung, einer methodischen Analyse des menschlichen Geistes nach Kant's Vorgange werden ließ.

In jener Zeit geringer Verkehrsmittel und großer Kriegsunruhen erschien ein mehrjähriges Scheiden aus Deutschland beinahe wie ein Abschied aus der Welt, zumal für einen schüchternen herrnhuter Zög-

ling, und so sehen wir auch Fries sehr förmlich und als wäre es für immer von allen, an welche er sich gebunden fühlte, sich verabschieden, bei einigen davon, wie bei seiner Mutter, allerdings auch für immer. Es liegt noch von seiner Hand eine ausführliche Beschreibung der Reise vor, welche ihn vom 22. Aug. bis zum 15. Nov. 1797, also fast ein Vierteljahr hindurch, von Jena in die Schweiz führte; schade daß hier nur einzelne Züge daraus mitgetheilt werden können. Sogleich in Leipzig, wohin er zuerst von Jena abging, „mit einem Mantel gegen die Witterung und einem nagelneuen Ziegenhainer gegen andere Feinde“, sonst aber wol nicht überladen mit Gepäck, mußte er bei seinen Freunden von Zezschwitz drei Wochen bleiben, weil er krank wurde. Als dies überstanden war, ging es nach Herrnhut. „Einen sonderbaren Eindruck“, schreibt er, „machten die liturgischen Schwesterphysiognomien und Schwesternhauben auf mich, die ich sogleich beim Eintritt wieder erblickte; überhaupt machte mir Herrnhut einen bei weitem mehr unangenehmen als angenehmen Eindruck; nur meine Mutter, Bruder, Schwester und einige Bekannte zogen mich hin.“ „Ich eilte zu meiner Mutter, o mit welcher Wonne schloß ich meine Lieben endlich wieder in meine Arme. Alles fand ich unverändert; die gehoffte Ueberraschung hatte mir die Krankheit in Leipzig vernichtet. Sehr wichtig war es mir, meine Mutter so zufrieden mit meinem Entschlusse zu finden. Soviel ich konnte, war ich nun mit meiner Mutter und Schwester zusammen; abends speiste ich immer mit meiner Schwester allein, und lernte sie so doch etwas mehr kennen und philosophirte mit ihr; sonst lebte ich mit meinem Bruder. Andere Bekannte ging ich soviel ich konnte vorbei, indem mir der Geist dieses Brüderhauses noch ebenso verhaßt wie ehedem war; von den Geistlichen abstrahirte ich gänzlich; nur den Bischof Reichel besuchte ich in Berthelsdorf und wurde sehr herzlich und liebreich von ihm aufgenommen; mir war sehr wohl bei ihm.“ Nachher, als mehrere nähere Freunde sich einfinden, Kölbing, Otto von Ungern-Sternberg u. a., wird es ihm so heimisch, daß er schreibt: „Wir lebten wieder ganz in den alten Zeiten des Seminars, wir philosophirten ein wenig, wir schwärmten und lebten ganz in der individuellen Art zu genießen, welche sich dort unter uns ausgebildet hatte, o ich paßte noch gar gut in diesen Ton ein, wiewol ich seine Einseitigkeiten und psychologischen Schwächen jetzt besser kannte.“ Fast zwei Wochen blieb er, verabschiedete sich überall, bald „einsam auf der Spitze des Hutberges, vertieft in Rückerinnerungen der Tage der Vorzeit, welche dieser Ort mir gab“, bald auf den Grabsteinen seiner Freunde, zuletzt auch von

Mutter und Geschwistern: „es erleichterte mir das Herz, meine Mutter zufriedener mit mir zu sehen; nur meiner Schwester hätte ich in manchem helfen mögen.“ Nun muß die Reise zuerst noch zurück über Dresden und Leipzig zum Freunde nach Barby führen, wo dieser, Christlieb Reichel, als Lehrer und Prediger angestellt ist: „mit unnennbarer Freude fanden wir uns so unverhofft wieder; die paar Tage waren wir soviel möglich beisammen und sprachen über alles das, was unser gemeinschaftliches Interesse und unsere jetzt nach so langer Vereinigung verschiedenen Umstände nicht alles abzumachen haben“; wovon die Brüdergemeine der ganzen Kirche ein noch nicht genug befolgtes Beispiel gegeben hat, daß in der Lehre von einander sehr Verschiedene sich trotz ihres Dissenses in einer höhern christlichen Einmüthigkeit vertragen und sogar ergänzen können, das haben ihre besten einzelnen Zöglinge stets noch besser verstanden. In Leipzig, wohin er nun zurückging, wollten Härtel und Breitkopf ihn zu einer Hofmeisterstelle in Augsburg engagiren; man sieht, die Trennung wird ihm sehr schwer, er geht, sich von den Freunden zu verabschieden, von Leipzig nach Jena, und wieder nach Leipzig, und noch einmal nach Jena; endlich am 29. Oct. tritt er von dort seine Reise an, er beschreibt es selbst, „mit gepreßter Brust bei dem lachenden Himmel, dessen sich theilende Wolken einen schönen Tag versprachen; die öden kahlen Kalkberge, die Kerkerwände des Mühlthals gaben ein zu treues Bild des einsam Hinfliehenden, von seinen Freunden Verlassenen; die Schnecke stiegen wir hinauf und dachten unserer ehemaligen Wege nach Weimar durch Schnee und Eis, und schon wieder wehte der Wind so herbstlich kalt uns entgegen; oben da sahen wir zum letzten male zurück auf Jena in seinem friedlichen Thale, o wann werde ich's wiedersehen mit allen seinen Freuden und Freunden und guten Menschen und seiner herrlichen Natur! aber nun lag es schon in seinen ewigen Winternebeln versunken wie Plato's Menschenwelt, unter den ätherischen reinern Geistern, mit seiner wahren Menschlichkeit.“ Es war sein erster weiterer Ausflug in die Welt; auch konnte damals eine Reise nach dem Süden wol noch Bedenken erregen; der Friede von Campo-Formio war zwar soeben (17. Oct. 1797) geschlossen, aber die Kunde davon noch nicht bis nach Thüringen gedrungen, und manche Wirkung des Kriegs und noch mehr die Möglichkeit baldiger Wiedererneuerung desselben dauerte fort. In Hessen traf Fries zuerst auf französische Soldaten und überall auf ihre Spuren; der kleine Ort Alsfeld, erzählt er, hatte für Contribution und Einquartierung 150000 Fl. Schulden machen müssen; alles muß dem Soldaten geliefert werden, Kleider,

Schuhe, Stiefel, selbst Puder und Pommade, ein Bauer hat in Regen und Schnee vier Stunden weit zur Stadt laufen müssen, um dem bei ihm einquartierten Gemeinen ein neues Zopfband zu holen. „Vor Frankfurt erhielten wir die sichere Nachricht von der Abschließung des Friedens und hofften nun überall Freude darüber zu finden; allein das lange Unglück hatte hier überall und am Rhein hinauf die Leute viel zu argwöhnisch gemacht: wir glauben an nichts, sagten sie immer, solange noch Einquartierung bei uns ist, und wirklich im Kriege gab's doch nur Durchmärsche, jetzt seit dem Stillstande sogen beide Armeen beständig dieselbe Gegend aus, die noch dazu schon ausgeplündert war. Frankfurt selbst war noch soeben vor dem Eindringen der Franzosen in die Stadt durch einen Souslieutenant geschützt, der die äußerste Thorwache commandirte und es wagte, mit seinen 15 Mann hinter der aufgezogenen Brücke den Franzosen den Eingang streitig zu machen, bis er verstärkt wurde; dadurch rettete er ein Corps von mehrern tausend Mann und die Stadt vor der Plünderung, welche Le Fèvre seinen Soldaten schon versprochen hatte." Fries und sein Begleiter Dr. Gerlach aus Gotha, der nach Bern geht, hören in Frankfurt Hufnagel schon eine Ernte- und Friedenspredigt halten, worin „vermöge dieser Combination die Ernte und der Friede sich alle Augenblick die Hände gaben oder in einem tête à tête gegeneinanderprellten". Heidelberg zieht ihn sehr an, als ahnte er darin schon die künftige Heimat. „Alles erinnerte mich an Jena", sagte er, „Bauart, Gassen, ungefähr auch Lage und Größe"; man sieht auch hier seine Sehnsucht nach Jena. In Rastadt, wo der Friedenscongreß nun beginnen sollte, läßt ihn die Schildwache nicht in das „Heiligthum, wo die zwei Schwerter sich kreuzen, welche die Scheere ausmachen, mit der die Integrität des Reichs wie einst Polens zugeschnitten werden wird".*) Dann kommt er „an dem französischen Lager vorbei zu den verödeten Trümmern, welche neulich noch Kehl gewesen waren; Dorf und Stadt lagen in einem Schutthaufen beisammen: mitten durch die Ruinen der Stadt lief die neue Befestigungslinie der Franzosen, an welcher sie noch arbeiteten"; ein Strauch mit rothen Mützen fungirt als „das Freiheitsbäumchen des Lagers"; über die Rheinbrücke nach Strasburg lassen die citoyens ihn nicht hinüber. Aber in Offenbach, dem Hauptquartier Augereau's, hatten die Reisenden „das Glück, dem goldgestickten General-en-Chef mit seinen goldbedeck-

---

*) Wie richtig hier die Schwäche des Congresses und die ganze Situation bezeichnet ist, s. Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte, II, 157 fg.

ten Adjutanten zu begegnen; die Leute klagten gewaltig über den Uebermuth der Franzosen, z. B., daß Augereau neulich bei einem Mittagsessen fünf Pfund Confect verbraucht habe". In Freiburg erfreut sie Münster und Gegend. Weniger schön stellt sich der endlich erreichte „Boden der Freiheit, geschützt vom Genius der Telle und Winkelriede", in Basel dar, wo sie auch durch unfreundliche Behandlung überrascht werden. Von Basel wandert Fries allein zu Fuß weiter: „Jedermann sah sich nach mir um, ich weiß nicht, wofür man mich halten mochte, so wie ich ohne Stock und Gepäck in einem blauen Mantel mit rothem Futter hinlief", auch hatte man in Basel viel von Unsicherheit der Straßen erzählt; aber die Gegend wird schon auf dem Wege den Rhein entlang allmählich so schön, daß er alles darüber vergißt; trotz wunder Füße übersteigt er den Hauenstein und gelangt über Olten endlich am 15. Nov. 1797 an den Ort seiner Bestimmung nach Zofingen.

Es war eine sehr achtbare, echt schweizerische Familie, in welche Fries hier fast auf drei Jahre aufgenommen wurde. Er beschreibt sie selbst so: „Die Familie meines Herrn, des Hauptmanns Sutor, ist eine der ersten in der Stadt, welche vielleicht überhaupt nur aus einem Dutzend meist sehr zahlreicher Familien besteht. Die Stadt ist klein, aber der Wohlstand ist um desto größer, je weniger der Luxus darin überhandgenommen hat; man lebt sehr einfach, z. B. meist in allen Wohnstuben stehen Betten; an Concerte, Bälle, Schauspiel wird da wenig gedacht. Die Einwohner leben großentheils von der Fabrikation von Strichwaaren, einer Art halb leinenen, halb baumwollenen Zeugs, und Herr Sutor ist Theilhaber an der größten dieser Fabriken. Er hat vier Söhne und eine Tochter, außer diesen sind seine zwei Brüder noch viel in der Familie; er ist ein offener gutmüthiger Mann, aber etwas hitzig, doch läßt es sich leicht mit ihm leben. Die Frau ist der achtungswürdigste Charakter, lebhaft und geschäftig nur in einem zu hohen Grade und mit einer Anspruchlosigkeit wohlthätig, wie ich es noch nie gesehen habe; jeder Arme hat Unterstützung bei ihr." „Ich habe drei Kinder zu beherrschen, wovon der älteste neun, der jüngste sechs Jahre alt ist." Das Unterrichten wurde ihm nun anfangs durch die Sprache sehr erschwert, „denn man spricht hier einen so kauderwelschen Dialekt, daß ich mit den Kindern durchaus nicht fertig werden konnte, da es mir bei andern Leuten schon schwer hielt, und mit den Dienstleuten verstehe ich mich gar nicht." Aber geringer, als er erwartet hatte, waren auch die Forderungen, welche man an ihn machte. „Ein paar Gespräche mit Herrn Sutor warfen meine pädago-

gischen Kartenhäuser um und machten mir das Leben sehr bequem. Er wollte nicht, daß ich außer den Schulstunden den Knaben befehlen solle, damit sie als echte Zofinger mit der zofinger Jugend aufwüchsen; ferner mußte ich mich so einrichten, daß die Kinder das Examen in den Stadtschulen mitmachen konnten, dabei kam es meist auf lateinische Grammatik und Wörterkunde an, und die Einübung dafür beschränkte unsere Zeit sehr." Dazu kamen nun bald noch die Kriegsunruhen.

Der Krieg, welcher nach einem Wort von Barras*) im Jahre 1792 40 Stunden von Paris angefangen hatte, war 1797 durch einen Frieden 30 Stunden von Wien beendigt. Durch diesen, durch den Frieden von Campo-Formio hatten die Machthaber in Paris jetzt freiere Hand gewonnen, sich der Schweiz zu widmen und mittels der Freiheitsverkündigung das freie Land von sich abhängig zu machen und dabei für neue Feldzüge und für sich selbst rein auszuplündern. Und gerade die Jahre, wo dafür das meiste geschah, brachte Fries in der Schweiz und im Gebiete von Bern zu, dessen Reichthümer am meisten die Gier zur Beraubung gereizt hatten und nun für die Mühe der Unterdrückung der Freiheit Zahlung leisten mußten.**) So wurde Fries nun auch von mehrern der hierdurch herbeigeführten Ereignisse sehr in der Nähe berührt, aber er war doch noch zu neu und zu wenig einheimisch in der Schweiz, als daß sie ihm, wie den Schweizern selbst, ein heftiges Parteinehmen für oder wider abgewonnen hätten; ja, man sieht aus seinen Briefen über diese Verhältnisse, daß auch für ihn der Wortlaut der republikanischen Freiheitspredigt immer noch viel Blendendes hat, daß er sich daneben auch einer Misbilligung über die Art ihrer Verwendung nicht ganz erwehren kann, und daß er darum zwischen beiden Parteien schwankt oder eine kritische Stellung über beiden sucht, zumal da er in den gemachten unhistorischen Umgebungen, in welchen er aufgewachsen ist, überhaupt keine Liebe und Pietät für alte historische Ueberlieferungen und für ein Vaterland hat lernen können.

Schon als nach den ersten Anfeindungen der Schweiz am Ende

*) Monnard, Geschichte der Eidgenossen im 18. Jahrhundert, II, 508 fg.

**) Eine Uebersicht über die ganze Veränderung in H. Zschokke's Historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung, II, 3—61; daselbst auch sonst Beiträge. Vollständiger Raoul-Rochette, Histoire de la révolution helvétique de 1797 à 1803 (Paris 1823). A. von Tillier, Geschichte der helvetischen Republik (Bern 1843), Bd. 1, und Monnard, a. a. O. Beiträge auch bei Gelzer, Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte (Aarau 1838), II, 274 fg.

des Jahres 1797 in Aarau die gemeineidgenossische Tagsatzung zusammengerufen und am 25. Jan. 1798 der feierliche Bundesschwur erneuert wurde, war Fries gegenwärtig, „aber währenddem", schreibt er in einer gleichzeitigen Aufzeichnung, „wurden schon die meisten Unterthanen der Cantone unruhig, und am Tage des Festes sprach man in Aarau schon davon, daß in acht Tagen auf demselben Platze ein Freiheitsbaum stehen solle. Die Feierlichkeit war einfach, aber schön. Die Gesandten aller Cantone außer Basel", welches schon besetzt und dessen Regierung aufgelöst war, „versammelten sich im Rathhause in ihren bunten Staatsmänteln und zogen dann von einigen Bataillonen Infanterie und zwei Schwadronen Dragoner begleitet hinaus auf die Ebene. Die Milizen umgaben das Gerüst, auf welchem die Gesandten sich unter stetem Donner der Kanonen versammelten. Eine ungeheuere Menge Volks hatte die Ebene und die Anhöhen bedeckt. Nach einer Rede ward dann der Eid unter einer verstärkten Salve der Kanonen geleistet, welche das Echo hundertfach aus den nähern Thälern zurückbrachte; eben währenddessen trat die Sonne bei dem sonst ganz überzogenen Himmel über dem Gerüst hervor. Allein das Ganze hatte doch ein starkes Gepräge von Ohnmacht, die ganze Menge des Volks war fast völlig unthätig, da wo das Volk hätte zujauchzen sollen, wie denn auch das Fest zum Leichenbegängniß statt zur Wiedergeburt wurde". Schon in den nächsten Tagen zeigte sich dies an Fries' neuem Wohnorte in Zofingen, wo ein berner Major Mai die Autorität der berner Regierung aufrecht zu erhalten versuchte, derselbe Mann, welcher Fries dorthin berufen hatte und welchen er einen edeln feinen Mann nennt, den er wie seinen Vater liebe; auch Sutor war Hauptmann und seine Brüder Lieutenants. Auch wurde ein Aufschub gewonnen nach einigem Schwanken. „Ende Januars", schreibt Fries an Zezschwitz, „kam die Marschordre von Bern, aber ein Freund der Franken hatte auch hier einen Club organisirt, man weigerte sich zu marschiren, drohte den Rath abzusetzen und das Volk wollte die Häuser der Aristokraten anstecken; unser Major Mai wollte die Bauern unter den hiesigen Milizen aus der Stadt ziehen, die Offiziere widersetzten sich, es kam unter unsern Fenstern zum förmlichen Aufstande gegen ihn, er mußte den blanken Säbeln der Offiziere weichen; sogleich wurde die Verfassung der Stadt geändert, eine Sicherheitscommission an die Stelle des Raths gesetzt. Allein am Nachmittage hörte man schon, daß berner Truppen gegen Zofingen in Anmarsch seien; die Furcht wurde groß; die versammelte Gemeine verlangte Nachgiebigkeit; das Comité mußte den Rath wieder

zu Hülfe nehmen; man accordirte und ergab sich wieder den berner Offizieren; nun wurde es hier wieder ruhig und das ganze Aargau besänftigt.“ Aber mit dem 1. März 1798 brach dann der eigentliche Krieg aus, welcher in wenigen Tagen die alte Unabhängigkeit der Schweizer beendigen sollte. Anfangs, als man nach dem Auszuge des zofinger Landsturms zur Bewachung der Stadt alles, was noch dazu fähig war, durch die Trommel zusammenrief, ließ sich auch Fries ein Gewehr geben und that eine Nacht den Dienst mit, „wiewol ich“, schreibt er, „nicht einen Handgriff des Exercitiums verstehe“, auf der Wache; „mich als Schildwache, das hättest Du wol nicht geglaubt; es war eine schöne mondhelle Nacht, die fürchterliche Spitze meines Bajonnets blinkte im Mondschein, Tod drohend für jeden anrückenden Feind des Vaterlandes, aber Pulver und Blei, die Waffe des Schwächern, waren fern von mir“. Aber als dann am 2. März die Einnahme von Solothurn und am 3. die von Freiburg erfolgt war, als nach Zofingen „Flüchtlinge aus der Affaire bei Solothurn kamen, bis aufs Hemd ausgeplündert, nie mehr als etwa sechs oder sieben zusammen, und überall Verrätherei schrien, die Solothurner haben auf uns geschossen, sie haben sich ergeben vor der Zeit, es ist alles verloren“, als es hieß, „die Franken wütheten entsetzlich und im Waadtlande hätten sie alle junge Mannschaft mit Gewalt gegen England geschleppt“, da entschloß man sich den ältesten halb waffenfähigen Sohn des Sutor'schen Hauses aus der Schweiz weg nach Lindau zu schicken und ihn von Fries, der auch keine Lust zu solchem Dienste in England hatte, begleiten zu lassen. Noch vor dem 5. März, wo General Erlach für die letzte Vertheidigung seines Vaterlandes von den Schweizern selbst umgebracht wurde, und wo der alte Regent von Bern, Stadtschultheiß Steiger, nur kaum demselben Schicksal entging, während man die Franzosen über Bern und seinen Staatsschatz herfallen ließ *), ließ man Fries und den jungen Sutor mit einigen andern am 4. aus Zofingen wegfahren. Da war es dann freilich in der Ordnung, daß sie dafür auf dem Wege vielfach verhöhnt wurden. „An der Fähre der Aar umringte ein ganzer Haufen Bauern unsern Wagen: «Ihr Landesverräther, ihr Verbrecher, am Galgen wäre euer Platz, ihr könnt auch im Lande bleiben und ein Gewehr nehmen, wir lassen euch nicht über das Wasser»“, was denn doch zuletzt noch gelang. Neun Wochen blieb Fries in Lindau am Bodensee in einer mit dem Sutor'schen Hause verwandten Familie und genoß ungestört und sorgenfrei

*) Raoul-Rochette, S. 137 fg. Tillier, S. 37 fg. Monnard, S. 79 fg.

wie niemals vorher in „Elysium", wie er die schöne Gegend nennt, den schönsten Frühling, wie er auch, was in der Schweiz geschehen war, immer noch in ziemlich rosigem Lichte sah. „Von diesem achttägigen Kriege, einem Gewebe von Dummheit, Verirrung, Verrätherei und Ueberlistung, sowie vom Schicksal Helvetiens will ich weiter nichts sagen, als daß der Schweiz eine Umwandlung wol gut gewesen wäre, daß aber eigene Thorheit, eigene und fremde Eigensucht mit derselben den ganzen Wohlstand des Landes preisgegeben haben, dagegen aber, wenn es gut geht, das Land an der ihm freilich äußerst nöthigen Aufklärung gewinnen wird, welche nach dem Ausspruch der neuen Constitution mehr ist als aller Wohlstand, denn Noth ist jederzeit die Lehrerin der Menschheit." Im Mai 1798 ist dann mit der Ausplünderung und Unterwerfung des Landes die darauf gegründete Freiheit und Ruhe fertig und die Reisenden können zurückkehren; auf dem Rückwege „uniformiren sie sich zu einen und untheilbaren helvetischen Bürgern, indem sie die roth, gelb und grüne Cocarde an die Hüte heften", und finden dann in Zofingen statt der alten Freiheit die französische Bequartierung. Und freilich, heißt es, „lebt man ruhig und in Frieden mit diesen Gästen, auf dem Lande gibt es wol zuweilen Lärm, doch in den Städten halten sie erträgliche Mannszucht, wenn sie genug zu essen haben; aber die Freude ist aus dem Orte gewichen, alles ist eingezogen und still; wenig Lustpartien und Gastgebote, aber viele Klagen".

Von nun an folgte wol eine ruhigere Zeit für Fries in der Schweiz, aber sehr befriedigend wurde sie dennoch nicht für ihn. Seine Thätigkeit als Lehrer genügte ihm selbst am wenigsten. „Gott sei es geklagt", schreibt er im Juni 1798 an Reichel, „ich bin ein Lehrmeister! kein Gran thu ich mehr, als ich thun muß. Ja, hätte ich noch willige und neugierige Buben, aber mit diesen Mustern aller Unachtsamkeit komme ich schwerlich weit, indem der Unterschied in der Sprache und meine eben nicht große Geschicklichkeit, darin Kinder zu amusiren, ihnen gleich anfangs wenig Anhänglichkeit verschafft hat, die ich auch bisjetzt noch nicht erhalten habe." Und an Zezschwitz: „zu viel Zeit darf ich hier nicht verlieren, und zum Kinderunterricht tauge ich gar wenig, besonders zu den Buben hier, sie brauchten jemand, der sich ganz mit ihnen abgeben könnte; daß ich aber soviel möglich die freie Zeit suche, kannst Du Dir wol denken." Auch hörten die Störungen im Hause für Fries nicht auf durch die beständige französische Einquartierung. Denn der Herr vom Hause, vormaliger berner Hauptmann, „wich immer den Franzosen aus, zog sich in sein Fabrik-

gebäude zurück, und so mußte ich, schreibt Fries, seiner Frau beistehen und den Hauswirth machen. Am genauesten wurde ich dabei mit General Paillard und dem Oberst Boutserein von der Artillerie, auch mit dem unglücklichen Commissar Pomier bekannt; der General wollte mich durchaus als Secretär zu sich nehmen und mir so den Eintritt in den Dienst bereiten."

Dagegen wußte Fries nun auch in Zofingen die erübrigten Freistunden nach dem Maß seines Interesses für seine angefangenen philosophischen Bauten so gut zu benutzen, daß sein Leben für diese auch in einer so wenig dazu antreibenden und so vielfach zerstreuenden Umgebung im wesentlichen unverloren blieb. „Ich schriftstellere hier immer darauf los, so gut es gehen will", schreibt er an Reichel. Und später: „in Zofingen ging ich meinen eigenen Arbeiten wieder nach; ich habe die Materialien des zweiten und dritten Bandes meiner Kritik dort mit großem Eifer und Ausdauer vielfach durchgearbeitet, sodaß ich nun fast die ganze Kritik besaß. Ich war dadurch nach und nach mit der Hauptanstrengung meines Geistes für die psychische Anthropologie zur Ruhe gekommen, indem ich oft wochenlang mit dem Nachsinnen so befangen war, daß ich mich auch in Gesellschaften stets in meine Gedanken verlor, fast ohne zu bemerken, was um mich her vorging. Daneben verfaßte ich die Kritik der Stöchiometrie und eine unglückliche Abhandlung über Licht und Wärme; diese beiden Arbeiten schickte ich 1798 an Scherer, der sie im Archiv für theoretische Chemie abdrucken ließ; die erste Arbeit erkenne ich an, die zweite taugt gar nichts. Ferner führte mich Gilbert's dissertatio de mathesi prima und der glückliche Fund von Newton's principia math. phil. nat. auf der Zofinger Bibliothek oft auf die mathematische Naturphilosophie zurück und ließ mich dafür mehrere Vorarbeiten ausführen. Endlich hätte ich gar zu gern auch Verse gemacht, aber dichterischen Bestrebungen versagte sich stets meine Phantasie."

Gegen Ende des Jahres 1798 und im Anfange des folgenden wurde er immer unzufriedener mit seiner Lage, obgleich ihm die Sorgenfreiheit in der Gegenwart und die Erfolge, welche sie doch auch nicht ausschloß, zur Selbstironie Heiterkeit genug übrig ließen. Anschaulich zeigt dies in einem Briefe an Reichel eine von diesem verlangte „Beschreibung eines Werkeltags verbracht von Jakob Fries, Schulzwinger und Lateinlehrer der Buben des Herrn Jakob Sutor im neuen Hause in Zofingen, im 7. Jahre der einen und untheilbaren fränkischen Republik, Windmonat. Sonnenaufgang: ich schlafe. Der große Hund unterm Ofen schüttelt sein Halsband und Ohren zurecht:

ich erwache, schlafe aber gleich wieder ein. Die Canarienvögel regen sich, hüpfen zum Fressen, pfeifen ihr Morgenlied, ich erwache mehrmals, und schlummere wieder halb. Halb 7 Uhr: Mad. Sutor ruft vor der Stube: Fritz, Fritz! Fritz, ihr ältester Sohn, der neben mir schläft, antwortet: ja, ja! dreht sich $10\frac{1}{2}$ mal um und sagt: Herr Fries, es ist Zeit aufzustehen. Ich: keine Antwort. Er wiederholt sein Anliegen dreimal, endlich thue ich noch ganz verschlafen und sage ja so. Allmählich stehen wir auf, ziehen uns an, ich hole meinen Kaffee mir selbst aus der Küche, und trinke ihn im Tumult des ganzen Hauses, oft in einer Stube, die eben gekehrt wird. Halb 8 ziehe ich mich auf meine Stube zurück, lese, philosophire, schreibe oder fange Grillen bis 8 Uhr. Von 8—9 Uhr gebe ich Stunde an die beiden ältern Buben, Jakobli und Rudeli; erst müssen sie ein Kapitel lesen, dann geht's an die Arbeit, Deutsch oder Latein. 9—10 nehme ich mit zwei Mädchen und Fritz Stunde im Französischen bei einer alten Jungfer (mais elle a d'esprit), erfreue mich über die schönen Geschöpfe Gottes und lerne ein wenig Französisch. 10—11 wie von 8—9. Von den Stunden 11—1 wird eine zum Essen im Speisezimmer verbracht, die andere bin ich auf meiner Stube allein und arbeite, schreibe heute z. B. nach dem Essen an Dich. 1—2 wie von 8—9, natürlich ohne das Kapitel. 2—3 gebe ich dem kleinsten Buben Sameli eine Stunde im Lateinischen. 3—4 erst wird z' Abe gesse, dann bin ich für mich. 4—5 gehe ich zur Französin, lese ihr und noch einer Dame Französisch und versuche Fränkisch zu sprechen. 5—7 wird Boston gespielt, nachdem wir etwas spazieren gegangen sind, 7—11 oder gar 12 u. s. w. wird im Speisezimmer verbracht, zu Nacht gegessen, die übrige Zeit ist man en famille und thut wenigstens nichts, wir haben Besuch oder Offiziere; ich unterhalte mich am liebsten mit der Tochter vom Hause oder ihren Freundinnen, aber man darf dies eigentlich hier sowenig als bei Euch. Sonnabend Nachmittag und Sonntag bin ich frei und philosophire oder spaziere."

Ernster und eingehender als diese Beschreibung seiner äußern Lebensweise ist aus derselben Zeit eine Schilderung seines innern Zustandes unter Menschen, welche ihn darin auch für alle seine spätern Lebensjahre treffend beschreibt. „Gar sehr magst Du recht haben, wenn Du sagst, Vergnügt- und Zufriedensein hängt mehr von negativem als positivem Wohlergehen ab. Der Gemüthszustand einer stillen Sammlung, in der ich gleichsam meinem Schicksal weit überlegen bin, ist wenigstens für mich der glücklichste und genußvollste. Er erhält uns eine beständige Heiterkeit, und in dieser kann man die

kleinsten Annehmlichkeiten viel ganzer genießen, als in Unruhe die auffallendsten Vergnügen. Eine aus dem Seminar geerbte Stimmung hat mir das Genießen für mich leicht, in der Welt schwer gemacht. Besonders unsere Ideale von Freundschaft und Liebe haben mir eine so große Forderung von Herzlichkeit bei allem, was mir wahrer Genuß sein soll, erregt, daß alle öffentlichen und lauten Vergnügungen, selbst bis zu einem gesellschaftlichen Spaziergange nur mit Bekannten und nicht mit Freunden, mir bloße Zerstreuungen sind; Zerstreuung allein ist mir aber mehr unangenehm als angenehm, ich sehe ihr immer mit einiger Aengstlichkeit entgegen. Ich kann durchaus kein Interesse an bloßen kalten Bekanntschaften ohne Herzlichkeit finden, und bin daher viel lieber allein, als in einer Gesellschaft, wo man sich, wie es meist geschieht, wenn auch noch so interessant, nur unterhält, ohne sich gemeinschaftlich zu interessiren oder mit einander zu fühlen. Dagegen sind mir alle Zerstreuungen auf Reisen angenehm, indem mich hier nicht Menschen, sondern die Natur zerstreut und man unter den vielen fremden Menschen so glatt durchgleitet, daß auch die häßlichste Seele einem doch nicht wehe thun kann. Dies macht mich noch immer in jeder fremden Gesellschaft, wenn ich nicht auf einer Reise bin, schüchtern, auch in der bekanntesten oft stumm, weil ich nicht ohne Interesse schätzen kann, auch wirklich für nichts, was mich nicht interessirt, Gedächtniß habe. Es liegt hierin eigentlich noch ein Erbstück von Schwärmerei, aber ich mag es nicht anders."

Zu Anfange des Jahres 1799 traf ihn auch noch ein schmerzliches Ereigniß, der Tod seiner Mutter, welcher ihn, wie selten er auch mit ihr zusammengelebt hatte, doch sehr ergriff. „So unnatürlich man mich auch", schreibt er an Zezschwitz, „seit meiner ersten Jugend von meiner Mutter entfrembete, so empfinde ich ihn jetzt doch ganz, den Verlust einer guten Mutter; so manche Sorge, so bittern Kummer habe ich ihr gemacht, o wäre es mir wenigstens so gut geworden, sie dafür wieder zu trösten. Den Glauben an Wiedervereinigung muß ich andern überlassen, ich bin jetzt nicht Schwärmer genug für ihn, und beschränke lieber alle meine Wünsche diesseit des Grabes, das Jenseit mag sich seiner Zeit aufhellen." Und an Reichel: „Was mich am meisten dabei tröstete, war noch der Gedanke, daß auf den Fall eines längern Lebens das Schicksal meiner guten Mutter doch nichts als eine sehr schmerzliche Krankheit gewesen wäre"; auch hier klagt er über seine „getäuschte Hoffnung, daß sie es doch erleben sollte, mich in einem behaglichen Zustande fixirt zu sehen und so über ihre vielen Sorgen um mich getröstet zu werden". Dieser Todesfall erhielt aber

jetzt auch einen Einfluß auf Fries' Ueberlegungen wegen seiner Zukunft; denn es fiel ihm dadurch ein wenn auch geringer Rest von Vermögen zu (Freund Kölbing regulirt es für ihn), welcher ihm eine neue Rückkehr auf eine Universität, auch ehe er dort eine Anstellung erhalten hatte, als ausführbar erscheinen ließ. „Was haben nicht ein paar Thaler für Einfluß auf das Leben eines armen Menschen! es ist meine Pflicht, mich dadurch in eine zweckmäßigere Lage für mein künftiges Leben zu setzen. Die Lüge, daß ich Kinder erziehe, mag ich nicht länger fortspielen. Laß dem speculativen Kopf seine Speculationen; für etwas, das zu schwach ist ihm dieselben zu entreißen, taugt er nichts. Ich muß Professor der Chemie oder Philosophie werden, deswegen will ich nächsten Sommer eine kleine Schweizerreise machen und dann wieder nach Jena gehen und mich dazu fertig machen. Ich könnte hier eigentlich ganz ruhig leben, man ist mit mir zufrieden, aber ich tauge durchaus zu dem Geschäfte nicht; so bin ich zwar wol nicht misvergnügt, aber doch nie recht vergnügt, und darum so wollen wir's ändern."

Indessen kam es dazu nun dennoch nicht so schnell. Zunächst ging der Sommer 1799 hin fast ganz wie der frühere, nur auch mit zunehmendem Heimischwerden von Fries in der Sutor'schen Familie; schon heißt es in den Briefen: „was ich vor allem suche, wäre endlich Häuslichkeit und Familienleben, das ich hier habe kennen lernen", oder sonst bei seinen Planen für die Zukunft: „was denkt man nicht alles, um eine Frau erhalten zu können." Dann wurde auch im Herbst die Schweizerreise unternommen, welche ihm erst das Land, ehe er es verließ, näher bekannt machen sollte. Auch von dieser Reise liegt noch die für die Freunde bearbeitete ausführliche Beschreibung und selbst das Verzeichniß der bescheidenen Ausgaben vor; 36 Tage, vom 20. Aug. bis zum 24. Sept. 1799, ist er für 68 Fl. durch die Schweiz gereist. Aber desto mehr Freude und Erhebung hat er gehabt, und mancherlei Belehrung und Erfahrung dazu. Es war die Zeit, wo, während Napoleon noch in Aegypten war, Massena einerseits und der Erzherzog Karl und die Russen andererseits sich um die Schweiz stritten und die alten Gegensätze in dieser durch neue Hoffnungen belebt wurden. Bald begegnet ihm der Haß gegen die Unterdrücker des Landes: „Wo ich am Bieler See Bauern am Wege an der Arbeit traf und sie deutsch grüßte, da war ihr erster Anruf: geht's gut, geht's gut? kommt der Kaiser bald? Oft kamen sie weit übers Feld gelaufen, um diese Anfrage zu thun"; bei Neufchâtel hoben die Bauern „ihre Schinken und ihre Weine auf, um sie mit den von ihnen erwarteten

Kaiserlichen zu theilen; nur gegen Vevay zu von Lausanne bis ins untere Wallis ist noch jetzt das ganze Volk der Franken Freund". Bald wandert der Fußgänger mit französischen Commissaren und Soldaten, wird auch selbst mit seinem Habersack auf dem Rücken für einen beurlaubten Soldaten, oder, wenn dann sein feiner unkriegerischer Leib näher beschaut wird, mehrmals für einen Schneider gehalten. Manche Früchte der letzten Umwälzungen dienen frühere hochfliegende Erwartungen noch mehr herabzustimmen. „Man muß nicht nach Bern gehen, um an der helvetischen Revolution Gefallen zu finden. Die stolzesten Berner sind emigrirt, und die Regierungsglieder, welche noch da sind, schicken sich mit bewunderungswürdiger Ruhe oder Fassung in die Zeit, die jungen Berner arbeiten sogar mit echtem Patriotismus wo sie können für die neue Regierung; dagegen sieht man unter den neuen Regenten so viel Thoren, an denen nichts als das Gold ihres Kragens glänzt und die nicht die mindeste Achtung einzuflößen vermögen. Im großen Rath sind die besten Redner nichts als Enthusiasten, die wol sagen können, wie es sein sollte, aber nicht wie man es machen soll, um dazu zu gelangen; an kalten erfahrenen Männern, die mehr als Schreier eines Jakobinerclubs zu sein taugten, fehlt es sehr. Indessen der beste kraftvollste Theil der Regierung soll der unsichtbare, das Directorium sein; aber immer wird es einer Regierung schwer werden gut zu verwalten, deren Gründer Aufruhr predigten, welche der größte Theil des Volks contrariirt, und welche mit leeren Kassen Krieg anfangen muß." Doch immer nur weniger und fast zu wenig interessiren ihn die politischen Schicksale der Schweizer; er wirft ihnen den Egoismus vor, „welcher den größten Theil der Schweizer nur zu Schweizern, den Berner nur zum Berner u. s. w. macht; bei Engländern, Franken u. s. w. ist er wenigstens ein größerer Gemeingeist geworden; der Deutsche, wenn er nicht ganz Kleinstädter geworden ist, kennt ihn am wenigsten, allein darum sagt man auch, er habe keinen Patriotismus, aber ist nicht auch Patriotismus etwas gar Unphilosophisches"? Auch wo es ihm sonst eher heimisch hätte werden können, der Aufenthalt bei den Herrnhutern in Montmirail, wo Bruder Voullaire einen Spaziergang allein mit ihm machte, „wobei es auf Wiedergewinnung seines Herzens für den Heiland gemeint war", ward ihm „peinlich, so gut er es meinte"; „so gut man mich aufgenommen hatte, war mir doch wohl, wieder freie Luft zu schöpfen, indem der widrige gebeugte Ton der herrnhutischen Geistlichen mich überall verfolgte." Mehr als die Politik und die Gemeine zieht ihn die Natur an; ihre Eindrücke bringen ihm bald Verse ein, bald wenigstens

Gleichnisse für Uebersinnliches. Am Bielersee, auf beschattetem Rasen von einem Felsenabhang, Rousseau's Insel gegenüber, schreibt er:

Kennst du das Land, wo friedlich und wo gut
Ein Hirtenvolk an See und Bächen ruht,
Nur seinen Herd, nur seines Hauses Sorgen
Und Freuden kennt; hier schon vom frühsten Morgen
Bis abends spät für seine Heerde denkt,
Auf eignem Land dort starke Stiere lenkt;
Dem wie der Seeen Spiegel rein und helle,
Wie der Krystall von seiner Bäche Quelle
Ein biedrer Sinn im freien Busen pocht;
Das friedlich eingeschränkt nichts je vermocht,
Um seine Hütte, seines Brunnens Rauschen
Den Rest der ganzen Welt sich einzutauschen;
Wo dennoch jeder freundlich seine Hand
Dem Fremden reicht, der wol aus fernem Land,
Doch friedlich zu ihm kommt, ihn nicht verachtet,
Noch Ruhestörer ihm zu werden trachtet.

Vom Staubbach schreibt er an Reichel: „Nie wünschte ich Dich so sehr an meine Seite als hier, da ich in jubelndem Entzücken aus dem Thale von Lauterbrunn zurückkehrte; unwillkürlich drängt sich der Gedanke entgegen vom Verhältniß der Hütte hier unten am Wasser oder Deiner Kleinheit zu dem Ganzen, das Du übersiehst, dem Deine Phantasie erliegt. Suche dann jenes Höhere, unter dem Deine Vernunft erliegt, wie vorher Deine Phantasie, oder suche es nicht, — siehe zu, ob nicht Deine Gedanken gewaltsam emporstreben werden, Deine ganze Seele unwillkürlich wiedertönen wird — Gott.“ Am Genfersee bei Chillon gewährt ihm der Farbenwechsel „ein Vergnügen, das dem Anhören einer Musik sehr nahe kommt, indem hier Farben auf eine ganz ähnliche Weise wie dort Töne spielen“. Ganz fehlt es auch nicht an Verbindungen, welche für seine spätere Laufbahn Bedeutung hätten haben können: in Bern rühmt er „die Wiedererneuerung einer Bekanntschaft mit einem jungen Philosophen Herbart, mit dem er viel auszumachen hatte“; man erfährt nicht, wo er ihn schon früher gesehen; auch später ist keine nähere persönliche Bekanntschaft daraus geworden.

Als die Reise zu Ende war, welche vor einer größern Reise, der Rückkehr nach Deutschland, noch hatte mitgenommen werden sollen, überraschte Fries sich selbst auf einer inzwischen schon stark gewordenen Anhänglichkeit für die Schweiz, oder wenigstens für das Sutor'sche Haus, welche ihn nun auch wirklich dort noch fast ein Jahr zurück-

hielt. „Mit welcher Freude ich den Thurm von Zofingen wieder erblickte“, heißt es am Schluß der Reisebeschreibung, „kann ich Dir nicht beschreiben, ich lief mehr als ich ging den übrigen Weg nach der Stadt; schon beim ersten Anblick von Zofingen machte mir dies Gefühl des zu Hause kommens einen Eindruck, der mich vermuthen ließ, ich würde wol diesen Herbst Deutschland noch nicht wiedersehen.“ Dies erfüllte sich auch, zumal Fries auch in der Schweiz noch mehr Muße für seine Arbeiten erhielt; „als ich nochmals zum Abschied nach Zofingen zurückkam, wurde mir ein so heimatliches Gefühl bei Sutors und auch sie freuten sich meiner so, daß sie mir anboten doch den Winter noch bei ihnen zu bleiben, ohne die Stunden mit den Knaben, welche in die Stadtschule gewiesen waren, fortzusetzen; dies nahm ich an“. Dabei bestimmten ihn, wie er an Reichel schreibt, auch „die letzten Begebenheiten am Rhein“; Massena hatte bei Zürich gesiegt, Napoleon kehrte im October aus Aegypten zurück, sein 18. Brumaire (9. Nov. 1799) folgte bald; daneben wirkte wol auch ein Verhältniß mit, welches schon Fries' obige Beschreibung seiner Tageseintheilung vermuthen läßt, und welches er dem Freunde Reichel wie sich selbst zu gestehen sich scheut. Einen Brief an Reichel, worin dies dennoch geschehen war, hat er wieder verbrannt, aber er berichtet daraus: „mein ganzes Wesen ist jetzt, so schrieb ich Dir, wie eine angeschlagene Klaviersaite, zwischen Wahrheit und Täuschung hingestellt, wie der Wanderer, dem ein Frühlingsnebel den Anblick seiner Wiesen in die Aussicht des offenen Meeres verzaubert; vielleicht merkst Du wo mich der Schuh drückt und lachst mich aus.“ Deutlicher und ruhiger spricht er sich später darüber aus: „mit den Knaben hatte ich nun fast gar nichts mehr zu thun, und gab nur an drei Mädchen, Susette, die Tochter des Hauses, Julie und Rose einige Stunden besonders über Geographie. Dies gab dem Leben eine sentimentale Wendung. Susette war das erste Mädchen, mit der ich andauernd nähern Umgang hatte; ich interessirte mich lebhaft für sie, jedoch ohne Erwiederung. Fritz, der älteste Sohn des Hauses, der schon im Geschäft und nicht in meiner Schule war, liebte Julien ohne Erhörung; Rosens Herz war mir zugewandt, aber hier fehlte meine Erwiederung. Aber unsere Leidenschaften waren von sanfter Bewegung und störten unser friedliches Zusammenleben nicht.“ Auch Fries' Studien im Winter 1799 auf 1800 litten darunter nicht allzu sehr, wie er denn auch stets vor dieser Wirkung und vor sich selbst auf seiner Hut war. „Von meiner Lage jenseit der vier Wände meines Zimmers mag ich Dir“, heißt es wieder an Reichel, „nichts weiter schreiben; innerhalb dieser vier Wände aber

beschäftigt mich ganz Philosophie, und da ich ohne Bücher bin nur meine eigene. Die chemischen Sachen sind fertig und liegen beim Buchhändler. Gegen Fichte und den ganzen status rerum ist auch etwas fertig, aber der Mangel einiger Bücher hindert noch die Vollendung. Ich arbeite jetzt wieder an der Propädeutik der Psychologie, dem Werke, wozu ich eigentlich scheine geboren und in die Welt gekommen zu sein, wenn Kant's neueste mir unbekannte Schriften mich nicht dieser Mühe überheben." Auch sonst verbreitet er sich hier über seine philosophischen Zeitgenossen; daß Fichte im Frühjahr 1799 in Jena entlassen war, scheint er am Ende des Jahres noch nicht zu wissen. „Was Fichte betrifft, so ist es sehr schade, daß ein Mann von so vielem persönlichen Werth ein so grober Schriftsteller und ein so frühreifer Philosoph ist. Fichte's Wissenschaftslehre ist ein Proteus, der in jedem neuen Buch desselben eine andere Gestalt annimmt; zu Grunde liegt eine Kantische Idee, die er fehlerhaft aufgefaßt hat, und über die er zu schreiben anfing, ehe er sie ganz durchdacht hatte. Erst in seiner Moral mag sich das Ganze für ihn selbst entwickelt haben, und die Grundidee wird allerdings die sein, daß die Sinnenwelt erst durch die moralische Realität erlangt. Allerdings hat der Satz seine Richtigkeit, aber er will verstanden sein; denn auf dem Standpunkt der gemeinen Erfahrung ist doch offenbar von dieser Realität nicht die Rede, da gilt Wissen mehr als bloßes Glauben. Der Mittelpunkt des ganzen kritischen Systems ist nämlich auf gewisse Weise die Kritik der Urtheilskraft. Hier wird Natur mit Freiheit verbunden, und ihr teleologischer Theil beruht eigentlich auf dem Satz: die Sinnenwelt ist eine Erscheinung der Dinge an sich, welcher mit dem obigen identisch ist. Allein wer hier in seinem System vom moralischen Theil, von der Freiheit, die doch nur etwas Negatives für uns ist, ausgeht, der wird seinen Schüler zum Geisterseher, zum Mystiker oder wenigstens zu einem verworrenen Kopf machen. Fichte's Fehler ist der alte Fehler aller trägen oder voreiligen oder auch nur vorkantischen Philosophen: Dogmatismus statt des Kriticismus. Alle Philosophie soll ja kritisch bleiben, und das nicht nur in ihren Resultaten, sondern eigentlich und allein in ihrer Methode, aber das ist manchem zu unbequem. Die Masse besteht entweder in Bücherwürmern, die über jeden Lehrsatz wohl anzuführen wissen, ob Thales, wenn man dieses oder das Wort so oder so ausdeutet, schon $1/_{13}$, Pythagoras $1/_2$, Plato $7/_8$ und Aristoteles schon beinahe den ganzen Satz gewußt habe, aber über seine Gründe und den Zusammenhang desselben haben sie sich nur beiläufig zu denken die Mühe genommen, — oder andererseits in jungen

Köpfen, denen einige Kantische Schriften ein solches Licht gegeben haben, daß sie schon glauben alle Weisheit gefressen zu haben, aber von dem hellen Lichte um den transscendentalen Gesichtspunkt so geblendet sind, daß sie hier unten bei uns fast nichts mehr zu unterscheiden wissen. Besonders Logik und hauptsächlich Methodenlehre möchte ich diesen Herren zu studiren anrathen; weder Fichte's Enthusiasmus noch Schelling's Tiraden werden im Stande sein, Kanten in die Länge zu retten, — aber wir sind ja auch noch da. Gründliches Studium ist die Hauptsache, und um dieses geltend zu machen, muß man so schreiben, daß ein gründlicher Gegner dazu gehört um mit einem fertig zu werden, d. h. hübsch trocken, überall mit der Methode anfangen. Alles kommt auf die Art an, wie man die Gültigkeit irgendeiner Anschauung bestimmt, und da fehlte Kant selbst, indem er den Gegenstand zu Hülfe rief. Ihre Gültigkeit beruht nicht darauf, daß ihr Gegenstand das afficirende ist, sondern schlechthin darauf, daß sie gegeben ist. Diese Theorie der Empfindung ist mein Eigenthum; sie scheint mir aber sehr nothwendig, um die Verhältnisse von Erscheinung und Ding an sich in helleres Licht zu setzen."

Im Frühjahr 1800 ward aber der Abschied aus der Schweiz nicht noch einmal ausgesetzt, sondern ausgeführt. Auch war nun doch zuletzt der Schluß und das Ergebniß seines Dortseins nicht unbefriedigend; Fries „dankt es seinem gütigen Schicksale, daß die so unvorsichtig übernommene Lehrerpflicht doch noch so leidlich erfüllt wurde; man behielt mich lieb im Sutor'schen Hause und war mit mir zufrieden, sowenig ich das letztere sein konnte. Ich hatte das Glück, daß meine Knaben mechanisch schon viel vorbereitet waren, aber die Weckung des Gedankens, die Selbstthätigkeit fehlte, sie wußten das Eingeübte und Auswendiggelernte nicht anzuwenden; sobald mir daher diese Weckung des Gedankens gelang, machten sie bei mir scheinbar sehr schnelle Fortschritte, die wenig mein Verdienst waren". Auch zu den Schülerinnen gab es einen friedlichen Schluß. „Immer", schreibt Fries, „ist mir der Abschiedsspaziergang nach dem Schlößli im Frühling 1800, ehe ich schied, von sehr lieber Erinnerung geblieben. Die Mädchen schmeichelten meine Hoffnungen, sahen mich als Dichter und Julie forderte einen Roman von mir: ihren Namen habe ich wenigstens meinem Romane auf den Titel gesetzt." Aber von Susette hätte er vielleicht andere Worte noch lieber gehört als die, welche sie am 28. Mai in sein Stammbuch geschrieben hat: „Que l'encens de la gloire ne vous empêche pas de chercher le vrai bonheur; l'un immortalise et l'autre fait jouir de la vie."

---

4. Zweiter Aufenthalt und Habilitation in Jena.

1800—1803.

Der Sommer 1800 ging für Fries noch in ziemlich unstetem Leben hin, da seine nächsten Entwürfe nicht zur Ausführung kamen. „Hoffnungen bei Professor Scherer, der jetzt in Halle ist, mit Vortheil für Chemie arbeiten zu können", so schreibt er im Juli aus Leipzig an Karl von Zezschwitz, „rissen mich sogleich nach Ostern aus den Armen der guten Schweizer, bei denen ich wol noch einige Zeit glücklich hätte leben können, wenn ich nur irgendeine Aussicht für die Zukunft gefunden hätte. Aber bis zum Anfang des Juni hielten mich die Schwierigkeiten Pässe und Wechsel zu erhalten und besonders meine Anhänglichkeit an die Familie in Zofingen auf. Endlich kam ich durch Basel über die Grenze der Schweiz; ich reiste auf der fränkischen Seite über Kolmar nach Strasburg, schwindelte auf der Spitze des Münsters und ging über das wohlverschanzte Landau nach dem in Schanzen gar vergrabenen Mainz, passirte ohne viele Umstände die Vorposten, und kam nach Frankfurt und von da vor einigen Wochen nach Jena." Nun wollte er sich also „mit Scherer in Halle zur Redaction naturwissenschaftlicher Journale verbinden", aber ehe er dorthin kam, traf er in Leipzig einen sehr begüterten Freund, Adolf von Heynitz, welcher ihm antrug, einstweilen dort und etwa künftig auf Reisen bei ihm zu bleiben. „Ich konnte dies zuerst nicht annehmen, um Scherer's willen; als ich aber nach Halle kam, fand ich mich ganz getäuscht. Scherer hatte die Professur aufgegeben, um in Berlin eine Steingutfabrik zu leiten, und so war es mit meinem ganzen Plane nichts." Auch sonst misfiel es ihm dort. „Das ist Dir ein Nest, das Halle", schreibt er von da an Reichel, „ein großes Gewirr von engen, krummen, stinkenden Gassen, und seine Studenten und Professoren sind gar nicht nach unserm Geschmack. Mit Scherer hingegen harmonire ich sehr gut, und es thut mir fast leid ihn zu verlassen, da er sehr auf mich gerechnet hatte, doch rieth er mir selbst den Antrag anzunehmen." So verband er sich nun mit Heynitz in Leipzig, aber zunächst reisten sie über Wörlitz und Dessau zu den herrnhutischen Freunden nach Barby; Fries sah sie „mit einem besondern Gefühl von Heimweh, welches ihn zuweilen wünschen ließ, die Gesellschaft nicht verlassen zu haben." „Meinen wärmsten Dank", schreibt er nach der Rückkehr an Reichel, „Dir und all den Guten, mit denen ich die paar Tage so voll inniger Freude in Barby verbracht habe; ich schätze Dich glücklich und wünsche

Dir noch lang in der Gesellschaft leben zu können; Deinen Kölbing wieder und die weiche Seele mit der Einbildungskraft aufgefunden zu haben, das will nicht wenig sagen." „Du mußt Kölbing und den guten Plitt alles Ernstes von mir grüßen, und ihnen melden, daß ich ob der guten Geistesnahrung in ihrer Gesellschaft ordentlich auch leiblich zu drühen (nach Schweizersprache) oder zu Fleische zu kommen anfange." Aber nun hieß es: „Schon wieder alles anders. Heute bekommt Heynitz die Nachricht, daß seine Mutter auf dem Sterbebette liegt, und muß eilends verreisen, schon morgen; ich gehe mit, aber ob er wiederkommt, weiß ich nicht, auf den Fall bin ich also neuerdings in den Wind gestellt." Fries fand auch, daß er neben Heynitz „zu gar keinem Lebensplan kam, da er ihn nicht einmal ruhig arbeiten ließ". „Dies bestimmte mich", schreibt er, „ihn im Herbst zu verlassen und mich wieder nach Jena zu wenden, um dort zu promoviren und mein Heil als Lehrer an der Universität zu versuchen." Im August war er noch in Dresden und Herrnhut; hier fehlte es auch nicht an Schmerz, nicht mehr dazu zu gehören; hier traf er Bruder und Schwester zuerst nach dem Tode der Mutter wieder; „mit Hüffel verschwätzte ich einen ganzen Nachmittag; Dein Vater (der Bischof Johann Friedrich Reichel) war sehr freundlich gegen mich, aber er nannte mich Sie". So empfand er denn auch seine Abreise von dort stärker als einen Abschied und als den Weg zu seinem nur um diesen Preis festzuhaltenden Beruf. „Ich fuhr in einer mondlosen sternhellen Nacht auf dem offenen Wagen von Meißen die Straße weiter, lange habe ich mich nicht in einer solchen Stimmung der Weihe befunden, es war gerade meine Geburtsnacht; der Fehler der Kantischen Darstellung des Sittengesetzes trat mir in voller Klarheit vor Augen, sodaß ich baldmöglichst damit ans Tageslicht treten werde." „Erschrick nicht", heißt es in einem wenig spätern Briefe, „Kant's großes Handle wie Du wollen kannst u. s. w. ist meiner Meinung nach grundfalsch: die eigene Würde, die Würde der Menschheit ist's, von der allein ausgegangen werden muß. Fichte's Bestimmung des Menschen ist im Grunde eine Platitude." Im September 1800 war Fries wieder in Jena.

Jena fand Fries noch ungefähr so wieder, wie er es vor dritthalb Jahren verlassen; doch hatte sich auch einiges geändert. Im Jahre 1798 war Schelling, zwei Jahre jünger als Fries, als Professor extraordinarius in Jena angestellt und blieb bis 1805. Im April 1799 war aber Fichte's Entlassung und dessen Abzug nach Berlin erfolgt. In demselben Jahre hatte auch Schiller Jena verlassen, schon 1797 auch W. von Humboldt. Die Schlegel, beide seit 1796 in Jena,

blieben auch nicht mehr lange, Wilhelm bis 1801, Friedrich bis 1802; 1799 war die Lucinde und 1798—1800 das Athenäum erschienen.*) Im Jahre 1797 war Eichstädt nach Jena berufen, zuerst als Mitarbeiter von Schütz bei der seit 1784 begründeten Literaturzeitung, dann seit 1804 als Stellvertreter desselben bei Begründung einer neuen, sowie sonst im Amte. So fand Fries in Jena noch jene Kreise vor, worin auch Frauen, wie Frau Schütz, Ilgen und Paulus, F. Schlegel's Dorothea geb. Mendelssohn u. a., bedeutende Elemente waren, und worin mancherlei Emancipation die Nachwirkungen der französischen Revolution und Rehabilitation antiker Sitten zeigte. Doch diese reich ausgestattete, aber nicht immer sittlich correcte Gesellschaft wurde nicht die seinige, und obgleich ihn dies wol auch von verführerischen Zerstreuungen entfernt hielt, so wurde es in anderer Hinsicht und nachher selbst für die Ausbreitung und das Bekanntwerden seiner Schriften nachtheilig, daß er diesen um Goethe her gruppirten nicht ohne Grund gefeierten Kreisen fremd blieb. „Meine grenzenlose Menschenscheu und Schüchternheit", schreibt er, „störte mich gewaltig; selbst die in Jena mir geistig Befreundeten, wie Erhard, Schmid, Tennemann, Justizrath Hufeland, Hofrath Schütz lernte ich nur zur Noth persönlich kennen, die Partei von Fichte und Schelling u. s. w. berührte mich fast gar nicht, und das Sonderbarste war, daß ich nicht einmal suchte mit Goethe und vor allem mit Schiller bekannt zu werden." Vielmehr um Fries selbst schaarte sich ein Verein fast gleichalteriger junger Männer, welche sich für Philosophie, Medicin und Naturwissenschaft interessirten, und doch durch die Weise Schelling's, dem die Menge in Jena zuströmte, wol auch mit angeregt, aber nicht befriedigt, sondern abgestoßen wurde. Dahin gehörte Ludwig von Wrangel aus Reval, früher russischer Offizier, aber wegen seiner Wunden zum Studium der Medicin übergegangen, Agathon Schmidt aus Pirnau, Georg und Wilhelm von Beaulieu-Marconnay aus Hannover, später in Oldenburg, St. A. Winkelmann aus Braunschweig (geb. 1780, gest. 1810), Clemens Brentano, Karl Benedict Hase aus Sulza, nachher lange in Paris, H. Lichtenstein, nachher Zoolog in Berlin, die Brüder Gries aus Hamburg, D. Kray aus Düren, von Coll, sehr geachtet in diesem Kreise, doch früh verstorben, Rehbein, später Leibarzt und Goethe's Arzt in Weimar, W. Erdmann, nachher

*) A. W. Schlegel (geb. 1767, gest. 1845) war von 1796—1801 in Jena, zuletzt als Professor; F. Schlegel (geb. 1772, gest. 1829) war von 1795—1802 als Privatdocent dort.

russischer General, Frister, Thielemann u. a. „Die Gesellschaft zur Rose", so beschreibt sie einer dieses Kreises, Hofrath Kohler in München, indem er fast dieselben Namen hervorhebt *), „war weder Landsmannschaft, noch Bursche, noch Orden; das Verhältniß Brentano's zu uns war durchaus imponirend, weil ihm ein Schlagwitz zu Gebote stand, dem nicht leicht einer widerstehen konnte; an Wrangel und auch an Kray und Fries wagte er sich weniger." „Grüße mir die lieben Bruchstücke unsers Rosencirkels", schreibt ein anderer, Johann Krause, im Jahre 1802 aus Bordeaux. Mehrere von diesen wurden bald auch dadurch Fries näher gebracht, daß er sich bestimmen ließ, ein Haus in Jena zu kaufen, welches man ihm wohlfeil anbot (es ist das auf dem sogenannten Nonnenplan an der Südseite mit einem Garten belegene), denn eben dies Haus wurde nun eine Art von Kloster und Phrontisterion für Fries' Freunde, welche dort Zimmer von ihm miethen, dort zusammen essen und jeden Augenblick leichter zusammen sein konnten, wenn es gleich sonst für Fries, welcher für Abwartung auch einer leichten Verwaltung dieser Art nicht im mindesten paßte, finanziell ein sehr schlechtes Geschäft wurde und sein kleines Erbtheil zu früh wieder aufreiben half.

Schon im Winter von 1800 auf 1801 seine Lehrfähigkeit anzufangen fand Fries doch nicht mehr ausführbar; er zog es denn vor, selbst noch anatomische und physiologische Vorlesungen zu hören. „Ich faßte", schreibt er, „den kühnen Entschluß, diesen Winter noch Anthropologie zu lesen, fing eben an darauf los zu arbeiten, wurde dadurch zum Hofrath Schütz getrieben, aber dort scheiterte dieser Entschluß; dagegen versprach mir Schütz einen Verleger meiner Antifichtiana zu verschaffen und dann werden sie ja hoffentlich bald in der Allg. Lit. Z. recensirt werden. Ich arbeite also jetzt (September 1800) eifrig an denselben und will mich für nächsten Sommer bereiten, drei Collegia zu lesen; bis dahin müssen auch meine Chemica und Psychologica druckbar werden." „Aber um Gottes willen", sagt er Reichel, „beneide mich nicht mit meiner hungrigen Existenz; nein ich preise euch glücklich bei euerer idealischen Bedürfnißlosigkeit; sichere Aussichten auf die Zukunft lernt erst der recht schätzen, der sie nicht hat." Er klagt nun auch sonst über die jenaischen Zustände. „Man kann jetzt im Gebiete der Philosophie in Deutschland allen möglichen Unsinn gelten machen, wie Schelling, Bardili u. s. w. die besten Beweise geben, wo manche

---

*) Clemens Brentano's Gesammelte Schriften, VIII, 38. Ueber Winkelmann daselbst S. 18.

Leute noch glauben wunder was für Weisheit dahinter steckt. In Schelling ist die philosophirende Vernunft rein toll geworden, kümmere Dich auf mein Wort um den Bettel gar nicht; er ist wieder hier und wird täglich alberner. Jetzt liest auch Friedrich Schlegel hier Transscendentalphilosophie und hat nicht übel angefangen, die gesunde Vernunft zn ohrfeigen; gestern war er albern genug zu sagen, der Satz des Widerspruchs und des zureichenden Grundes wären durchaus nicht von absoluter Gültigkeit, sie sind nur praktisch, gelten nur in einer gewissen Sphäre; die Philosophie besteht in nichts als einer unendbaren Reihe von Widersprüchen, und das glauben denn eine Menge hiesiger Studenten mit größter Leichtigkeit, als ob sie sich wirklich etwas dabei denken könnten." Das Weihnachtsfest brachte Fries bei Christlieb Reichel in Barby zu, den Uebergang ins neue Jahrhundert auf dem Rückwege in Leipzig: „einer Procession der Universität aus einer Kirche in die andere sahen so viele Menschen zu, daß niemand etwas davon sah; ich hatte von dem Ganzen nichts als die Kälte und eine liederliche, langweilige, lateinische Rede; im Herausgehen wurde ich so dreieckig gedrückt, daß ich tagelang nicht wieder in die natürliche Gestalt kam; die Musik und die Illumination war recht artig, und, sowie alle Almanache, voll von der Ueberzeugung, daß nun alle Noth am Ende ist."

Am 21. Febr. 1801 erfolgte nun auch Fries' Promotion zum Doctor der Philosophie. Die Leistungen, welche man dazu vorher von ihm gefordert hat, beschreibt er Reichel, welcher danach gefragt hat, und dem „vielleicht selbst nach so hohen Ehren der Mund wässert". „Erst geht man zum Dekan der Facultät, der ist sehr freundlich, und sagt, es wird 45 Thlr. sächsisch kosten, weist einen aber ab und verlangt, man müsse mit einem lateinischen Schreiben an die Facultät bei ihm einkommen. Das thut man; nun fragt er bei allen Facultisten, ob sie gewilligt sind den Candidaten als Doctoranden anzunehmen, die sagen ja und einige von ihnen bestimmen zugleich eine Stunde, zu welcher man sich bei ihnen einfinden soll zu einem Privatexamen bei jedem einzelnen. Mich beschied nur der Physiker Voigt wegen Mathematik, und ein alter Hofrath Hennings, ein Mann dem das Lesen hier untersagt ist, wegen Logik und Metaphysik zu sich; ich antwortete diesem soviel möglich in Ausdrücken, welche in der alten Terminologie der Logik nicht vorkommen, und brachte es damit auch sogleich so weit, daß er mich nie wieder zum Worte kommen ließ; auch dauerte die Tragödie bei ihm nur 10 Minuten. Vorher aber schon hatte ich die 45 Thlr., welche den nervus rei ausmachen, entrichtet; ich wurde

also sofort beschieden, mich den 21. Febr. um 3 Uhr vor der versammelten Facultät einzufinden. Hier las der Dekan einiges Lateinische ab, unter andern eine Eidesformel, in der ich beschworen habe nichts gegen die Augsb. Confession zu lehren. Ich that dann den Schwur; der Dekan rief mich als Doctor aus und gratulirte mir, alles lateinisch, ich aber antwortete mit einem deutschen Dank und ging. Nun war ich Doctor; weiter sollte ich aber auch habilitirter Privatdocent werden. Ich supplicirte darum in einem deutschen Schreiben. Zugestanden gegen Erlegung von einem Species für die Erlaubniß zu disputiren und einem pro praesentia decani bei der Disputation. Das Disputiren bleibt auf den Sommer verschoben, aber vor der Hand mußte ich eine halbstündige Vorlesung zur Probe halten. Ich sprach daher letzten Sonnabend vor ihnen über die Zurückführung der Gesetze der reproductiven Einbildungskraft auf ein inneres Grundgesetz, worauf mir der Dekan die Erlaubniß ertheilte, auf hiesiger und allen Akademien frei zu lehren. So weit wären wir. Im Lectionskatalog stehe ich nun auch mit Anthropologie und Metaphysik."

Mit dem Sommer 1801, wo er sich auch sein für 1510 Thlr. erstandenes Haus eingerichtet hatte, fing er nun auch sein Dociren an, aber allerdings mit ziemlich geringem Erfolg. Der Grund davon lag zum Theil in der Fortdauer der ihm ungünstigen Stimmung, welche er schon immer beklagt hatte. „Hier haben", schreibt er an Karl von Zezschwitz, „seit langem die Studenten allein die Frage was ist Wahrheit zu entscheiden, d. h. sie wird nach einem ungefähren Wurf der Mode und oft für den besten Charlatan entschieden. Den Winter konnte man in Schlegel's und Schelling's Hörsälen den ausgesprochensten Unsinn von der Welt hören. Schlegel, nämlich Friedrich, machte es aber zu bunt, er sprach ungeheuer viel vom Absoluten und dem Enthusiasmus so verworren und mit so schlechtem Vortrag, daß er jetzt keinen Zuhörer mehr bekam. Schelling allein gilt. Aber wie? Bis vorigen Winter war sein Hauptverdienst Unverständlichkeit, zwischen welcher ein paar pomphafte Sätze klingelten. Noch im Winter lieferte er ein Amalgam von Fichte'schem Idealismus und seine eigene Naturphilosophie, worin auf den Altären, welche Fichte der Tugend und dem Recht errichtet hat, nur der Kunst geopfert wurde; Tugend und Recht wurden unter die Füße getreten und statt dessen lieferte man eine Physik und Chemie a priori. Diesen Sommer nun hat er etwas viel Deutlicheres zu geben angefangen, und da kommt es dann am Ende auf eine Vereinigung von Spinoza und Fichte (= Leibnitz) heraus, welche er weit vernünftiger aus Jacobi abschreiben könnte.

Es wird also nun bald Zeit sein, ihn mit dem klaren baaren Kantianismus zu widerlegen. Von Fichte hat er sich nach seinen eigenen Erklärungen jetzt getrennt; die werden also wol auch bald aneinandergerathen, denn grob sind sie beide nach Noten. Reinhold hat wieder eine neue einzig mögliche Weisheit in der absoluten Identität des Schwaben Bardili aufgefunden; Schelling behandelt ihn deshalb sehr grob und genauer zugesehen spricht er ihm doch nach. Mir gefällt dieser Gang der Sache. Fichte hätte allmählich wieder auf die lautere Wahrheit des Kantianismus mit andern Worten zurückkommen können und dem alten Kant vielleicht gar den so wohlverdienten Ruhm entreißen; aber nun hat Schelling alles wieder zum declarirten Dogmatismus zurückgeführt und dagegen wird Kant gewiß wieder aufkommen. Davon hast Du keinen Begriff, wie geduldig die Studenten sich hier, seit Fichte sie daran gewöhnt hat, der mit allem eigenen Feuer doch wirklich den philosophischen Geist hier ganz getödtet hat, Unsinn vorreden lassen, sodaß sie halbe Jahre lang von allem nichts verstehen was vorgebracht wird. Natürlich setze ich mich durch diese Schilderung dem Verdachte des Brotneides aus, aber Du hast einmal meine Meinung verlangt und die gebe ich Dir."

Doch nicht nur auf diese Verhältnisse, auch auf seine eigene Ungeübtheit im Dociren schiebt Fries die Schuld der geringen Erfolge seiner ersten Docententhätigkeit. „Ostern 1801", schreibt er, „fing ich meine Vorträge an mit einem etwa zehnstündigen Publikum", d. h. nicht wöchentlich, sondern mit zehn Stunden, „über die Kunst zu philosophiren; dies wurde bis zu Ende sehr stark besucht. Im Sommer las ich dann philosophische Anthropologie vor einer Gesellschaft von 14 mir näher bekannten Zuhörern, die mir sehr treu blieben, ungeachtet ich entsetzlich verlegen war und jeden Vortrag vollkommen ausgearbeitet auf das Katheder bringen mußte, um ihn nur abzulesen." „Ich bot Metaphysik aus", schreibt er an Reichel, „und bekam keine Zuhörer; Logik und Ethik wollte ich noch lesen, aber es war gut, daß ich's ließ"; er bemerkt übrigens, daß in demselben Semester auch „viele andere Philosophen, sogar Schmid, der noch obenein Prorector ist, nichts haben lesen können". „Außerdem gebe ich noch eine Privatstunde in der Mathematik für vier Carolin; aber mit so magerer Kost kann ich's in die Länge im Dienst der Göttin der Weisheit doch nicht aushalten." Im Winter von 1801 auf 1802 geht es nicht besser. Zuerst „am 30. Oct. 1801", schreibt er, „disputirte ich endlich auf eine gewaltig nachlässige Weise, indem ich diese mir widrigen Formalitäten gänzlich verachtete; ich ließ dazu eine höchst nachlässig entworfene

Abhandlung de intuitu intellectuali drucken, ohne sie nur selbst zu revidiren, sodaß manches ganz Sinnlose darin mit unterläuft"; „schlechtes Latein", sagt er anderswo über diese Schrift, „und ein kühnes Unternehmen treffen zusammen". Er erhielt dann für den Winter in einem Privatcollegium über Logik und Metaphysik zwar mehr Zuhörer als vorher, aber solche die ihm fremd und für seine Vorträge zu unvorbereitet waren. „Ich habe dennoch", sagt er, „Dank sei es dem Kaiser aller Reußen, ein Auditorium von 30 Zuhörern, meist Livländer; Freund Schmidt hatte mir eine bedeutende Anzahl seiner Landsleute zu Zuhörern zugeführt. Aber mit diesen machte ich sehr schlechte Geschäfte; diese jungen Leute wußten natürlich noch gar nichts von Philosophie und ich sprach doch vor ihnen wie vor einer Akademie der Wissenschaften; sie verstanden mich daher bald gar nicht mehr, sodaß ich nur mit Mühe die Vorlesungen bis zu Ende fortsetzen konnte; dieser Fehler des zu schwierigen Vortrags ist mir zum großen Theil immer geblieben." „Es geht mir nicht zum Besten", klagt er Reichel im Februar 1802, „meine Zuhörer schwänzen fürchterlich; Gott weiß, wie es mir zu Ostern geht." Schon in seinem ersten Semester hatte ihm daher auch sein Freund Winkelmann gerathen, ein ganz kurzes Compendium zu schreiben, damit solche Zuhörer etwas in die Hände erhielten, wodurch verhütet werden könnte, daß die Vorlesungen ganz für sie verloren wären, und wirklich arbeitete Fries dazu schon im Sommer und dann in den Herbstferien 1801 sein kleines „System der Philosophie" aus, „als Auszug", wie er sagt, „aus seiner Kritik und den doctrinalen Schriften von Kant nebst Vergleichung einiger Kantianer", „mit Anhang der aus Kant's Sittenlehre ausgezogenen Ethik und einer von ihm selbst neu entworfenen Teleologie". Aber der Buchhändler Stahl, welcher mündlich versprochen hatte dieses Compendium zu verlegen, trat, von einigen Zuhörern Schelling's irregemacht, zurück und ließ mich in Stich; dies verdarb mir für den Winter das Spiel; ich hatte meine Zuhörer darauf vertröstet in jener Zeit, wo das Heftedictiren bei uns noch nicht Sitte war"; er nennt es „einen schlimmen Streich, der auf sein ganzes Leben bedeutenden Einfluß erhalten habe", denn „im Sommer", sagt er, „hatte ich mit leidlichem Beifall gelesen", und ohne das Buch habe er sich nun mit den neuen ihm noch fremden Zuhörern nicht verständigen können". Erst nachher im Jahre 1804 ließ er dies so entstandene kurze „System der Philosophie als evidente Wissenschaft" in Leipzig drucken, und er beklagte es später auch noch aus andern Gründen, daß ihm dies und der Gebrauch des Buches

bei Vorlesungen nicht schon 1801, wo es fertig war, möglich gewesen sei. „Ich würde dann“, sagt er, „die Darstellung des Systems in neuen Auflagen vervollkommnet haben und meine andern Werke zur Fortbildung der Kantischen Lehre immer in bestimmter Verbindung mit den einzelnen Theilen dieses Systems gehalten haben; dies konnte ich nachher nicht, weil ich das System fallen lassen mußte und dadurch zu einer weit zerstreutern Ausführung kam.“

Im Sommer 1802 erfüllt sich denn auch die Besorgniß. „Ich habe“, schreibt er an Reichel, „gar kein Collegium zu Stande gebracht; es geht aber den andern Philosophen nicht besser, wiewol Schelling nicht liest“; die vierzehn Vorlesungen des letztern über die Methode des akademischen Studiums, welche nach ihrer Vorrede in diesem Sommer gehalten wurden, waren vielleicht im Juni, wo dies geschrieben ist, schon beendigt. Im Juli ließ sich Fries durch Freunde bestimmen, den Harz zu besuchen; er sah Blankenburg, die Roßtrappe, die Höhlen, den Brocken und ging über Göttingen zurück, wo er Arnold Heise kennen lernte. Ein anderer junger Jurist, welcher bald sehr bekannt werden sollte, suchte in Briefen Fries' Bekanntschaft, Savigny, damals als dreiundzwanzigjähriger Privatdocent in Marburg mit der Bearbeitung seiner Lehre vom Besitze beschäftigt (s. die Beilage 1). Im August berichtet Fries: „Jetzt geht der Mathematiker Stahl von hier ab, der einzige, der Zuhörer hatte, und verspricht mir alles zu thun, was er kann, um mir seine Zuhörer zuzuführen; ich werde also kommenden Winter hier doch wieder lesen und habe mathematische Vorlesungen angekündigt auf gut Glück.“ Doch auch dies scheint nicht recht zur Ausführung gekommen zu sein. „Hier“, schreibt er im October, „chicanirt mich die philosophische Facultät; ich hoffe wenig von meinen mathematischen Vorlesungen; die Elemente der reinen Mathematik sind auf die Dauer doch etwas sehr Ennuyantes, wenn sie nicht sehr gut bezahlt werden.“ „Bald nach Weihnachten 1802“, schreibt er ferner, „dachte ich Schmidt zu folgen, der mir die Mittel anbot, mit ihm an das Carolinum in Braunschweig zu gehen, um dort mit ihm Medicin weiter zu studiren, wofür ich schon Anfänge gemacht hatte, ja gar so naseweis geworden war, im Glauben an die Erregungstheorie «Regulative für die Therapeutik» zu schreiben, die damals gedruckt und sehr schonend aufgenommen wurden.“ Nach Göttingen, wohin Winkelmann vorangegangen war, dann nach Düsseldorf, wo Kray die Stiftung eines akademischen Gymnasiums mit einer philosophischen Professur erwartete, dachte er auch eine Zeit lang übergehen zu können.

Indessen blieb Fries in Jena, und eben dieses Jahr von 1802 bis 1803 und seine unfreiwillige Muße darin wurde desto ergiebiger für seine schriftstellerische Thätigkeit. Zwei größere philosophische Schriften brachte er darin zu Stande, die polemische Schrift mit dem Titel „Reinhold, Fichte und Schelling" und die philosophische Rechtslehre; dazu kamen noch außer den soeben genannten „Regulativen", welche 1803, und außer dem „System der Philosophie", welches 1804 zu Leipzig gedruckt wurde, die Vorarbeiten zu einer Religionsphilosophie, „welche aber", wie er sagt, „in der Art nie vollendet wurde, sondern sich später in meine Schrift Wissen, Glauben, Ahnung (Jena 1805) verlor", und eine anonyme Streitschrift.

Die erste unter diesen, die Schrift „Reinhold, Fichte, Schelling", machte ihren Verfasser zuerst in größern Kreisen bekannt. „Die auf dem Titel genannten Philosophen haben schon mehrere Gegner gefunden; aber zuverlässig noch keinen, der tiefer in den Geist des kritischen und ihrer eigenen Systeme, die jenes berichtigen und begründen sollten, eingedrungen und der jenen drei Philosophen in Ansehung des Scharfsinns und der Gelehrsamkeit so gewachsen wäre"; „diese Schrift verdient in der Geschichte der neuesten Philosophie eine der ersten Stellen und ist für diese selbst sehr wichtig". Das waren die ersten Worte einer ersten Recension, durch welche der bis dahin noch völlig unbekannte Fries deutschen Lesern zum ersten male vorgestellt wurde *); nicht oft wird ein Anfänger in seine literarische Laufbahn so eingeführt sein. Und doch, wenn es berechtigt und wichtig war, philosophische Systeme nicht so sehr nach den Ergebnissen zu richten, zu welchen sie führten, sondern mehr noch nach der Methode, durch welche sie dahin gelangten; wenn für diese die Forderung begründet war, daß ein regressives kritisches Verfahren dem progressiven Construiren und Dogmatisiren vorhergehen müsse und daß dieses ohne jenes willkürlich und ungerechtfertigt sei, und wenn hiernach gemessen die Leistungen der genannten nach der von Kant richtig eingeleiteten Naturforschung der menschlichen Erkenntniß allerdings nicht als Fortbildungen und Förderungen, sondern nur als Unterbrechungen und Beschädigungen derselben anerkannt werden konnten; wenn dies alles zu vertreten und weise auszuführen überhaupt Fries' Standpunkt in der Geschichte der Philosophie und wenn er dadurch für diese überhaupt ein werthvolles „Organon" werden sollte, so waren jene Ausdrücke der Anerkennung auch schon für den Anfänger nicht übertrieben; diesen Standpunkt,

*) Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, 1803, November, Nr. 320—321.

vertheidigt durch eine in vieljährigem Selbstdenken und Selbstbeobachten gewonnene Reife der Selbsterkenntniß, und von jeher auch durch einen nüchternen niemals zu Großthun mit bloßen Geistes- und Witzesspielen verlockten Ernst, hatte er schon hier gewonnen und dargelegt. Schon hier war ein begründetes Verwerfungsurtheil ausgesprochen gegen das Ideal einer aus einem einzigen höchsten Grundsatze abzuleitenden Wissenschaft, und die Nachweisung gegeben, daß ein solches schon als Aufgabe falsch und unlösbar sei, und daß die von Fichte und Schelling angebotenen Leistungen zur Verwirklichung desselben Illusionen seien. Inhalt der Erkenntniß kann gar nicht aus einer allgemeinsten Formel, wie Ich=Ich, abgeleitet werden; aus einem einzigen, auch weniger hohlen und allgemeinen Satze allein folgt gar nichts, sondern nur wenn er mit einem zweiten verglichen und wenn dann aus beiden als aus zwei Prämissen ein Schlußsatz gezogen wird, und zu jedem andern Schlußsatz sind dann wieder zwei andere Prämissen erforderlich. Vielmehr „unsere Vernunft ist eine Erregbarkeit, welche nur durch einzelne Reizungen oder Affectionen zu Lebensäußerungen bestimmt werden kann; ihre Aeußerungen sind das Erkennen; durch die sinnliche Affection der Vernunft kommt aller Gehalt und alle Manchfaltigkeit in die Erkenntniß bei der unmittelbaren Anschauung in der Empfindung; durch die bloße Form dieser Erregbarkeit wird die Einheit und Nothwendigkeit der Erkenntnisse, die Form des Wissens bestimmt werden; diese wird aber für sich eine durchaus leere und gehaltlose Form sein, wenn sie nicht continuirlich durch sinnliche Affectionen erregt wird". Fries nennt die eine Einseitigkeit, welche die von der Form der Vernunft, von der „Reaction dieser Form gegen die sinnliche Affection in Mathematik und Philosophie" ausgehende Einheit selbst als das constitutive Princip betrachtet, aus dem sich alles Wissen müsse entwickeln lassen, und welche er Fichte und Schelling vorwirft, „Rationalismus", und die dieser entgegengesetzte andere Einseitigkeit, welche „als einziges constitutives Princip die Manchfaltigkeit der sinnlichen Anschauung anerkennt", „Empirismus". Aber „der Kriticismus" stellt sich dem Rationalismus und Empirismus zugleich entgegen, indem er von keinem constitutiven Gesetz ausgehen, sondern nur regulative Maximen zu Grunde legen will. Er setzt der Einseitigkeit des Rationalismus den Beweis entgegen, daß nur durch die einzelne sinnliche Erkenntniß uns eine Erkenntniß des Differenten möglich wird, ohne Manchfaltigkeit aber die Einheit eine bloße leere Form ist. Hingegen die Einseitigkeit des Empirikers und Skeptikers hebt er durch den Beweis auf, daß dieser selbst die gemeine Erfahrung, das alltägliche Bewußt-

sein in dem wir leben, nicht begreiflich machen kann ohne die Einheit und Nothwendigkeit, welche aus keiner Affection entspringt." Und für diesen Beweis des Kriticismus, die Hauptaufgabe seines Lebens, lieferte nun die Schrift schon so bedeutende Beiträge, daß man schon damals die geringe Beachtung, welche sie fanden, aus der bereits eingetretenen Ermüdung für eigentliche prosaische und wahrhaftige Erforschung der menschlichen Erkenntniß nach Kant's Vorgange und aus dem an die Stelle getretenen Rückfalle in Dogmatismus und Verlangen nach poetischer Nahrung und Erregung der Phantasie wird erklären müssen.

An seiner zweiten Schrift aus dieser Zeit, der philosophischen Rechtslehre, hatte Fries selbst ein besonderes öfter von ihm bezeigtes Wohlgefallen. Die philosophische Rechtslehre soll nach Fries ganz philosophisch und idealisch Regeln aufstellen, „denen nur gleichzukommen das höchste Ziel irgendeiner positiven Gesetzgebung sein würde". „Jede Wissenschaft der praktischen Philosophie hat nach ihm eigentlich nur eine rein philosophische allgemeine Idee, und entsteht nur daraus, daß diese auf das ganze Gebiet der Erfahrung angewendet wird und für diese ein Gesetz gibt. So ist auch in der Rechtslehre die Idee der Gleichheit der Personen das einzige reine Princip; sie gibt nicht nur dem ganzen Inhalte der Rechtslehre das Gesetz, sondern sie theilt ihr auch durchgängig ihre praktische Nothwendigkeit mit." „Die rechtliche Gleichheit ist nicht nur ein Princip für ein willkürliches vernünftiges Arrangement in der Gesellschaft, dessen Tendenz ganz politisch und ohne Nothwendigkeit wäre, sondern ein nothwendiges Gebot." „Das Gesetz des Rechts entspringt aus unserm eigenen Innern, wir lernen es nicht von der Natur, sondern wir setzen durch dasselbe als ein Gesetz der Freiheit die Gesellschaft der Menschen der Natur entgegen. Es ist nur als eine Aufgabe gegeben; es soll durch die eigene Thätigkeit der Menschen erst unter ihnen eingeführt werden." Da demnach jede positive Gesetzgebung, welche auch physische Nöthigungen und Zwang zu ihrer Anerkennung hinzubringt, sich dieser Idee nur nach und nach unter Hindernissen mehr oder weniger annähern kann, so wird dadurch ihre Kenntniß zu einer von der philosophischen Rechtslehre völlig geschiedenen Erfahrungswissenschaft, nach welcher der Richter im einzelnen Falle allein zu urtheilen hat. Für die philosophische Rechtslehre, welche hiernach nur für den Selbstdenker und praktisch etwa nur noch für den Gesetzgeber ein Interesse hat, gewinnt Fries nun die Gliederung nach der Form des Syllogismus. Wie der Obersatz die Regel feststellen und der Untersatz aus der Erfahrung die Fälle herzubringen soll, so bedarf es zuerst einer allgemeinen Gesetzgebung

als Antwort auf die Frage nach der Idee des Rechts, und dann nach dieser Wissenschaft des Obersatzes einer erst die Erfahrung hörenden Wissenschaft des Untersatzes, der Politik, welche nun zu fragen hat, wie es zu machen sei, daß jene Idee in der menschlichen Gesellschaft Rechtens werde; und aus Vergleichung der Vorschriften der Politik mit den Forderungen der allgemeinen Gesetzgebung soll sich dann an der Stelle des Schlußsatzes auch eine Kritik aller positiven Gesetzgebung ergeben. Nach diesen drei Theilen ist die Schrift nun auch ausgeführt, und ist in ihrer Kürze doch auch reich an eigenthümlichen einzelnen Gedanken, wie z. B. verworfen wird, das Verhältniß zwischen Regent und Volk als Vertrag zu betrachten, da kein Richter da sei in streitigen Fällen zwischen beiden zu entscheiden, vielmehr zwischen beiden nur entweder Treu und Glauben oder Gewalt gelte.

Noch weiter in seinem Umfange und Ueberblick und noch knapper und kürzer in seiner Ausführung war das schon 1801 von Fries bearbeitete „System der Philosophie als evidente Wissenschaft“, welches erst jetzt im Jahre 1804 gedruckt erschien, beinahe schon die Grundzüge für alles, was er nachher in zwiefacher Ausführung, nämlich zuerst in der Kritik der reinen Vernunft regressiv, und dann in den Systemen der Logik und Metaphysik wie der praktischen Philosophie progressiv ausgeführt hat, nach jener Forderung, daß was das sei, was aus dem menschlichen Geiste selbst Einheit und Nothwendigkeit zu dem blos durch Anschauung und Erfahrung zu gewinnenden Erkenntnißstoff hinzuzubringen vermöge, selbst erst empirisch und kritisch erkannt werden müsse, ehe man es auch nur theoretisch in progressiver systematischer Darstellung verwenden dürfe. Als die Hauptideen, durch welche sich dieses sein System von den frühern Darstellungen der kritischen Philosophie unterscheide, bezeichnet Fries in der Vorrede, welche vielleicht mehrere Jahre später als das Buch selbst geschrieben ist, die anthropologische Begründung der Metaphysik, wodurch allein neuer ephemerer Dogmatismus fern zu halten sei, ferner die demgemäße Anordnung auch der praktischen Philosophie und für diese die Geltendmachung des Begriffs der Würde der Person statt der leeren Formel des kategorischen Imperativs, dann für die Naturwissenschaften die Unterscheidung constitutiver Gesetze von blos heuristischen Maximen, weiter die Ideen einer Kunstanschauung der Natur als Princip auch der Religionslehre und endlich mehrere Entdeckungen in der Logik, auch diese wol vornehmlich durch die sorgfältigen psychologischen Zergliederungen, welche er der Darstellung ihres Systems vorangeschickt hatte. Wie sticht in dieser Schrift die knappe Kürze, welche kein un-

nützes und kein leeres Wort sagt, die Klarheit und Wahrhaftigkeit, welche stets weiß und unterscheidet, was und worüber sie spricht, von dem Zungenreden und der Mystification mancher hochgepriesener Zeitgenossen ab! Doch hat ihm die Schrift selbst später nicht mehr genügt, wenn er auch (s. oben S. 77 f.) beklagt hat, daß er sie nicht ohne Unterbrechung habe fortbilden und vervollkommnen können.

Doch freilich vermochte Fries mit diesen Mitteln das verwöhnte Ohr der jenaischen Studirenden noch immer nicht zu fesseln. Verhandlungen über eine Professur in Dorpat, wo ein Freund von Fries, Otto von Ungern-Sternberg, Syndikus und dessen Bruder Vicecurator war, führten im Winter von 1802—1803 auch zu keinem Ziele; ebenso der Plan eines Freundes, C. Kray in Düsseldorf, ihn an das akademische Gymnasium zu bringen, welches dort neu begründet werden sollte. Auf die Frage Reichel's, welche Schriften Schelling's er lesen sollte, hat Fries jetzt (26. Febr. 1803) nur die Antwort: „Willst Du die Glorie seiner Tollheit lesen und zugleich das am besten geschriebene, so lies den Bruno und die neue Zeitschrift für speculative Physik, — das unverständlichste, so lies die Einleitung und den Entwurf seines Systems der Naturphilosophie, auch die erste Zeitschrift für speculative Physik; das vernünftigste ist die «Weltseele eine physische Hypothese», wiewol die Hauptidee darin eine Tollheit ist. Das Gute liegt bei ihm so mit dem Schlechten durcheinander, daß es eine herkulische Arbeit ist aus seinen Sachen klug zu werden; Du hast an meinem Reinhold, Fichte, Schelling von S. 132—172 ebenso viel als an all seinem Geschreibe, nur mußt Du S. 160—172 sehr sorgfältig lesen." Dieser Unmuth preßte ihm damals auch eine anonyme satirische Schrift aus: „Ich bin", schreibt er dem Freunde, „zum Pasquillanten geworden im weitern Sinne des Worts; das dumme Zeug was Schelling jetzt schreibt, verdient nur Spott." Die Schrift führt den Titel „Sonnenklarer Beweis, daß in Prof. Schelling's Naturphilosophie nur die von Hofrath Voigt in Jena schon längst vorgetragenen Grundsätze der Physik wiederholt werden, ein Neujahrsgeschenk für Freunde der Naturkunde" (Leipzig 1803); schon 1793, hieß es hier, habe Voigt „mit größerm Lichte und Erfahrenheit, aber mit weniger glänzenden Worten gesagt, was jetzt aus Schelling's Mund und Feder die Welt mit Lärmen erfülle und die Köpfe der jungen Studirenden schwindeln mache"; dann wird ein Brief eines in Jena Medicin studirenden Freundes mitgetheilt, welcher durch Schelling und die Naturphilosophie sich „befreit fühlt von aller Pedanterie der Anatomie, Therapeutik, Materia Medica. Mit vier Weltgegenden und vier Stoffen bezwingen

wir jede Krankheit. Ist es denn das Ziel des Arztes nützlich zu sein? soll er sich zum gemeinen Handwerker erniedrigen? nein, sein Leben ist das Leben eines Künstlers! o es ist ein herrlicher Gedanke, wenn der Arzt wie ein Held fortschreitet auf seiner großen Bahn, nicht achtend die einzelnen Leute, die rechts und links neben ihm fallen, er opfert den Einzelnen auf, um für das Ganze zu sorgen". Doch diese Laune schützt ihn nicht vor zunehmenden Schulden, die Rechtslehre und das System sind auch noch nicht gedruckt, so bricht er im Frühjahr 1803 noch einmal sein Leben in Jena ab und nimmt das öfter abgelehnte Anerbieten seines Freundes von Heynitz an, auf dessen Kosten eine größere Reise mit anzutreten. „Seine Mutter", schreibt Fries, „war gestorben, und er nun ganz sein eigener Herr. Mir überbot dieser Vorschlag jeden andern, die Zukunft wurde vergessen und ich lebte nur in der Gegenwart."

---

5. Reise durch Frankreich und die Schweiz.

1803—4.

Ein ganzes Jahr, vom Mai 1803 bis Ende Mai 1804, ging nun für Fries auf dieser Reise mit Adolf von Heynitz hin; er hat auch selbst Briefe genug und längere Reiseberichte darüber nachgelassen, welche freilich bisweilen gerade da am dürftigsten sind, wo man sie am liebsten ausführlicher hätte. Nicht so sehr die Menschen, das Volk überhaupt oder hervorragende Einzelne, auch nicht die Wissenschaft, Lehranstalten und Bibliotheken, sondern fast nur Natur- und Kunstschönheit waren es, worauf nach diesen Beschreibungen die Aufmerksamkeit der Reisenden gerichtet war. Es fehlt auch nicht an Klagen von Fries über den Begleiter: „Als gebundener Gesellschafter und in solcher Gesellschaft wiegen sich die Freuden der Reise mit ihren Leiden auf und ich bin so gut wie müßig dabei, welches mir nicht gut ist." „Während der Reise", heißt es auch, „gab ich mir viele Mühe, meine Phantasie in dichterische Bewegung zu bringen, aber ohne Erfolg; nur einige Anklänge habe ich später in Julius und Evagores verwenden können." „Ohne Geschäft, ohne einen bestimmten wissenschaftlichen Plan für die Reise konnte ich die Phantasie frei walten lassen, wenn sie Zeugungskraft besessen hätte; diese Ausbeute blieb aber sehr gering."

„Bisher“, schreibt er im Juni 1803 aus Linz an Freund Reichel, „habe ich unterwegs wenig gescheute Gedanken gehabt: ich habe nichts gethan als mich umgesehen, und dabei denkt man auf der Stelle nicht viel, oder was sehr gewöhnlich war mich beregnen lassen, und dabei denkt man gar nichts, befindet sich aber desto übler. Unsere Art zu reisen hat viel Bequemes, aber man macht keine Bekanntschaften, weil es zu schnell geht, außer mit Wirthen und Bedienten.“ Und im September 1803 aus Bern: „Du klagst über Mangel an Menschenbeobachtung und hast sehr recht, aber für die glaube ich verdorben zu sein; Reinlichkeit und Schmutz, Kriecherei und Stolz sind das einzige was mir abwechselnd auffällt; ich habe mich hier fast einzig mit der Natur beschäftigt.“ Die Reise führt zunächst von Dresden über „Teplitz, Karlsbad und Eger nach Regensburg und von da über Passau nach Linz, wo wir unsern Wagen stehen ließen und in damaliger unbequemer Weise auf ein paar verbundenen Pontonkähnen, die Bretter und Töpferzeug geladen hatten, die Donau hinab nach Wien fuhren. In Wien blieben wir zwei Wochen, die Stadt, ihre Kunstschätze und ihre schönen Umgebungen zu beschauen“; im Prater staunt Fries über die ungeheuere Consumtion der Wiener, die dabei „so fröhlich waren, daß man mehr am Zusehen als am Essen hatte; derb, gutmüthig und fröhlich wie sie sind haben mir die Wiener und die runden glatten Wienerinnen sehr gefallen, versteht sich, daß ich es mit letzteren beim Zusehen bewenden ließ, wiewol wir einen sehr dienstfertigen Lohnbedienten hatten“. Ueber Salzburg, München, Augsburg gelangen die Reisenden an den Bodensee und dann nach Zürich zu längern Fußreisen durch die Schweiz von dort aus. „«Kennst Du den Berg und seinen Wolkensteg?»; gerade am 23. August (Fries' Geburtstag) zogen wir da herüber. Den Tag vorher hatten wir im Schneegestöber unter freiem Himmel zwischen Felsen und Eis der Furka zu Mittag gegessen, noch am heute Morgen hatte es auf den Höhen geschneit, aber sowie wir über die Plaine des Gotthard hinübersehen konnten, erschien uns Italiens ewig heiterer Himmel im reinsten Blau, wir folgten den klaren Wellen des wilden Tessin und waren schon den andern Mittag unter reifen Trauben und Feigen. O es ist ein herrliches Land am Langen See bis zu den Borromäischen Inseln und dort die himmlische Vegetation. Ich bin also in Italien gewesen, aber ich habe es nicht gesehen, wir wendeten uns gleich wieder gegen den Simplon und kehrten zurück.“ „Du wirst mich“, fährt er (4. Sept.) in Bern fort, „für einen der eben aus Italien kommt sehr kalt finden, das bin ich auch, war es aber dort nicht, hier haben mich Briefe und Zeitungen

ganz verstimmt. Meine Manuscripte finden keine Käufer und Jena scheint ganz gesprengt zu werden, dies macht mich besorgt wegen meiner zukünftigen Lage, dabei versäume ich die Zeit. Ich wünsche Dir noch lange in Deiner Lage zufrieden zu sein, aber auch eine Frau, ein Artikel über den ich viel auf dem Herzen habe." Mit Fries' frühern Aufenthalt in der Schweiz scheint dieser „Artikel" nicht mehr für ihn zusammenzuhängen; der Weg von Zürich nach Bern hat ihn zwar auch noch einmal einen Tag nach Zofingen geführt, „wo ich dann meine Freunde nochmals grüßte und zum letzten Male, wiewol ich noch lange in brieflichem Verkehr mit ihnen blieb"; aber sonst sagt kein Wort in der Reisebeschreibung oder in Briefen an den Freund etwas darüber aus, wie er die befreundete Familie Sutor und seine Schüler und Schülerinnen dort wiedergefunden habe. Mehr interessirten ihn noch die allgemeinen Verhältnisse der Schweiz, welche ihn früher dort so vielfach berührt hatten; mit altem strategischen Interesse läßt er sich Massena's Schlacht bei Zürich (25. Sept. 1799) an Ort und Stelle beschreiben; gerade nach Beendigung der helvetischen Republik kommt er dahin; „die letzte von innen bewirkte Katastrophe der schweizerischen Regierung, wodurch ohne Vermittelung der französischen der alte Zustand der Dinge durchaus wieder erschienen wäre, zeigt sehr zur Ehre der Schweizer, wie leicht sie den ersten auswärtigen Angriff vereitelt hätten, wenn sie nur etwas entschlossen angeführt worden wären". Sonst wenig Rückblicke auf frühern Aufenthalt; es ist als ob die frühere allein und zu Fuß in sehr anspruchloser Gestalt unternommene Wanderung ihn doch mehr erregt und befriedigt habe, als diese jetzt mit Extrapost im Wagen des vielleicht nicht sehr unterhaltenden Freundes gemachte Reise; auch die Briefe an Reichel werden seltener und kürzer. Von Genf geht es nach Frankreich hinein: „Seit den Jahrhunderten, daß wir einander nicht berührt haben", schreibt er am 20. Febr. 1804 aus Paris, „habe ich den Montblanc und Bonaparte gesehen und vier Monate lang in Paris gelebt, davon müssen sich Wunderdinge erzählen lassen in meilenlangen Briefen; schade nur, daß ich nicht schreiben kann. Von Bern gingen wir an den Bielersee und das niedliche Neuenburg, an den Genfersee und nach Genf. Das Wetter begünstigte uns beständig, wir eilten nach dem Montblanc, waren auch da sehr glücklich, sahen das Größte, was es von Gebirgsansichten gibt, stiegen von Chamouny ins untere Wallis nach Martinach hinab, gingen St.-Maurice vorbei nach Vevay, Lausanne, Aubonne, wo wir uns jedesmal einige Tage aufhielten, und genossen das himmlische Land in der herrlichsten Jahreszeit eben vor

der Weinlese, die wir selbst in den üppigen Umgebungen von Genf erlebten, wo wir zwei Wochen blieben. Eine solche Reise ist weit mehr für die Rückerinnerung als für den Augenblick selbst, die Reinheit der Luft, die Einfachheit und Reinlichkeit in Lebensart und Sitte der Einwohner läßt eine unbeschreiblich angenehme Rückerinnerung zurück. Wir reisten dann (12. Oct.) von Genf nach Lyon, passirten noch lange Gebirgsreihen des Jura, meist öde wilde Gegenden mit hohen Felsen und kleinen Seen, oder Bergen mit niedrigem Buchsgesträuch, ehe wir in die offenen Thäler herabkamen. In Lyon, wo die traurigen Spuren des Bürgerkriegs sich noch in allen Orten schrecklich zeigen (ach was war diese Revolution, das Spielzeug unserer Jugend, für ein elendes trauriges Ding!), in Lyon blieben wir nur vier Tage und reisten durch Burgund nach Paris, wo wir den 22. Oct. 1803 ankamen. Der ganze Theil von Frankreich, den wir durchzogen, die große Weinquelle zeigte uns meist große, flache, großentheils üppigfruchtbare Thäler ohne ausgezeichnet schöne Gegenden und mit so wenig Wald, daß ich mich nicht auf einen einzigen besinne, den wir passirt wären."

Nach Paris kam Fries jetzt gerade zu einer sehr verhängnißvollen Zeit; der Consul war im Begriff Kaiser zu werden, und die Ueberreste republikanischer Verwaltungsformen sollten einem noch monarchischern Regiment und einer glänzenden Hofhaltung weichen; ein letzter Widerstand dagegen, das Unternehmen Pichegru's und Georg Cadoudal's zu Gunsten und mit Wissen der Bourbons, beschleunigte dies soeben noch, weil es Napoleon's bisherige Schonung gegen Emigrirte und Royalisten in plötzliche Leidenschaft gegen diese verwandelte, wovon bald auch die That gegen den Herzog von Enghien (gest. 21. März 1804) die Folge war.*) Doch für einen Fremden wurde von dem, was hier vorging, nicht viel sichtbar. Auch sind über diese vier Monate, wo Fries vom 23. Oct. 1803 bis Ende Februar 1804 in Paris zubrachte, nicht so zusammenhängende Aufzeichnungen erhalten, wie über die übrige Reise; die vorhandenen betreffen fast nur die Kunstwerke des Museums, die Antiken und die Gemäldegalerien, dazu allgemeine ästhetische Betrachtungen; man sieht zwar, daß Fries sogar die Absicht gehabt hat, eine genauere Reisebeschreibung vielleicht zum Druck fertig zu machen, denn es findet sich ein Entwurf einer „Vorrede", worin es heißt „ein unordentliches Werk hat den Vorzug, daß

*) Ueber die damaligen Zustände in Paris, s. Thiers, Histoire du consulat et de l'empire, Thl. 4 u. 5.

man sich die Gedanken daraus merkt"; aber allzu sehr ist dieser Vorzug noch den über diese Zeit vorhandenen Blättern geblieben. Auch manche Störungen verleideten den Reisenden ihren Aufenthalt in Paris. „Außer dem ersten Eindruck der Stadt", schreibt Fries an Reichel, „hat hier den stärksten und lebhaftesten Eindruck auf mich die große Trophäe des Imperators, das Museum im Louvre gemacht; mit einer nur unter gebildeten Franzosen möglichen Liberalität läßt die Regierung hier Künstler und Dilettanten, Fremde und Einheimische diese Sammlung, die nirgends ihresgleichen hat, genießen. Rafael's Meisterwerke, seine heilige Familie, die heilige Cäcilie und die Transfiguration haben stärker auf mich gewirkt als jemals andere Kunstsachen. Ich hatte sie erst wenige mal gesehen, als ich das Fieber bekam und etwa acht Tage lang behielt, mich aber dabei äußerst wohl befand, indem ich schlafend oder wachend immer nur von Rafael's schönen Mädchen und Jungen phantasirte; hätte ich die Kunst, Verse zu machen, besser erlernt, ich wäre darüber zum Dichter geworden. Ich hatte also hier das Fieber, aber das war noch nichts, Heynitz bekam bald nach unserer Ankunft ein Nervenfieber, welches uns sechs Wochen lang hier gänzlich lähmte; das Uebel kam daher, daß man hier täglich nur einmal ordentlich ißt, abends um 5 Uhr, und daß man bei den Kaminen im gelindesten Winter beinahe erfriert. Ich habe mich im Leben nirgends so ennuyirt wie in Paris." Und doch fehlte es Fries nicht ganz an Verkehr mit interessanten Menschen; Karl Benedict Hase, welcher im Sommer 1801 sich in Jena seines Umgangs erfreut hatte und im Herbst 1801 nach Paris gewandert war, wo er seitdem geblieben und bis zu seinem erst im Frühjahr 1864 erfolgten Tode der Beschützer aller „fahrenden Scolasten" aus Deutschland gewesen ist (Beil. 3), hatte bereits an der Bibliothek Stellung nnd Ansehen gewonnen und that auch für Fries was er konnte. Aber die Eigenthümlichkeit des Begleiters, auf dessen Kosten die Reise gemacht wurde, und manches dadurch herbeigeführte Misverhältniß verminderte für Fries oft genug den Genuß der Reise. „Wir logiren", schreibt er an W. Erdmann (22. Febr. 1804), „quai Voltaire gerade dem pavillon de Flore gegenüber, wo wir die herrlichste Aussicht von der Welt aus unsern Fenstern haben, die ich aber auch verzweifelt zu genießen bekommen habe, indem wir beide, ich und mein Protector, krank wurden. Ich führe eine wunderbare Reiserei mit meinem Freunde, bin gewaltig genirt und ganz unbegreiflich isolirt durch seinen Adel und unsere beiderseitige Ungeselligkeit; so habe ich unter allem Gedränge von Parisern und Fremden keine einzige Bekanntschaft gemacht als mit

Millin's Employé Winkler, und mein Freund gar keine. Hase hat sich um meinetwillen hinlänglich viel gefallen lassen, aber demungeachtet sind mir die Namen der Millin, Villoison, Visconti, Prunel, Schweighäuser, Schlegel u. s. w. u. s. w. ebenso mythisch geblieben, als sie mir ehemals in Sachsen waren." Immer bleibt ihm die Reise doch „wichtig genug"; selbst stragetisch interessiren ihn die militärischen Paraden, „bei welchen man übrigens", sagt er, „sehr oft grobe Fehler an gewöhnlichen Manövern sieht"; aber freilich noch mehr „das einzige Merkwürdige dabei, der kleine Mann im einfachen Kleide mitten unter der Schaar goldbedeckter Generale. Als er von Aegypten zurückkam, war er sehr gelb und mager, Farbe hat er noch nicht, aber einen sehr ruhigen Ausdruck im Gesicht und dicke Backen hat er bekommen, und sein schwarzes Haar und sein dunkles Auge geben ihm ein lebhaftes Ansehen; er spricht sehr artig mit allen Leuten und Mädchen, die ihm Bittschriften geben, und kann entsetzlich verdrießlich aussehen, wenn er vor dem Schlosse hält und vor sich manövriren läßt, er kaum wie Friedrich II auf seinem Pferde sitzt und das Ding satt hat. Sein Charakter und Temperament machen ihn zu einem guten Despoten, rein von Herrschsucht und Ehrgeiz regiert; er würde gewiß sehr gut regieren, wenn er nicht so bizarr und roh erzogen worden wäre, aber nach seiner Erziehung, was kann er sich da für hohe Ideale denken, als der Stammherr eines neuen Kaiserhauses zu werden und seine Familie zu Adel der Franzosen zu machen? Die niedrigen Mittel, durch die er selbst allein sich heben konnte, die Nichtswürdigkeit aller politischen Charaktere um ihn her mußten ihm ja wol die allgemeine Verachtung der Menschen geben; kein Wunder, wenn er nun nichts anderes sucht, als sich in freier Herrschermacht festzusetzen und zu sichern". Sonst heißt es in demselben Briefe: „Alles nimmt hier für die neue Regierung ein, außer ihre meisten Mitglieder, den Chef wieder ausgenommen; wir sahen überall ein Land, das nach Verheerungen wieder im Aufblühen war, wiederkehrenden Wohlstand, Sicherheit und Zutrauen." Und zuletzt nach dem ersten Eindruck über die letzte Conspiration: „Vor einigen Tagen hat man den guten Moreau hier arretirt; wie so etwas hier so ruhig an einem vorübergeht! Ist Pichegru doch noch an ihm zum Teufel geworden und hat ihn den Busenfreunden aller Mordbrenner und Meuchelmörder, den Verheerern beider Indien verkauft." „Auch unsere Blütenträume welken, ehe wir noch alt sind, oder sind wir nur in einem Winter, auf den wir noch ein neues Frühjahr sollen folgen sehen?" Neben der bildenden Kunst, den Antiken im Louvre und der Bildergalerie, welche beide damals

schon durch die glänzende Beute des italienischen Feldzugs, Apollo, Laokoon und die Bilder Rafael's, berühmt waren, hat ihn auch das Theater vielfach angezogen, er hat Talma als Oedipus, die Mars in den „Femmes savantes" und die Duchesnois als Phädra gesehen; auch die Oper und die kleinern Theater der Reihe nach sind durchgemacht, als Sehenswürdigkeiten auch, wenn auch nicht zu längerer Benutzung, die Nationalbibliothek, nicht minder das Museum für die Naturgeschichte, das Taubstummenstitut, auch die Umgegend, St.-Cloud, Versailles u. s. f.

Nun folgte in den drei Monaten März, April und Mai noch eine lange schöne Reise von Paris in den Süden und dann durch das Meer nach Deutschland zurück, welche nur auch wieder durch die Eigenthümkeit von Heynitz für Fries bisweilen weniger erfreulich war. Er schreibt darüber sogleich nach der Rückkehr: „Sogleich nach meinem letzten Briefe ging auch ich von Paris ab nach Lyon zurück, von da auf der Rhône hinunter nach Avignon, wo uns der Frühling empfing zwischen immer grünen Oelbäumen und blühenden Mandeln nach Aix und Marseille, wo von dem Abhang der Küstengebirge über ein immer grünendes und blühendes Land hin mein schwindelnder Blick zum ersten male über die unbegrenzte Fläche des uralten alles befruchtenden Meeres schweifte. Wir gingen über Toulon und Frejus nach Nizza, sahen Häfen und Schiffe, und waren an Bord des Hannibal und Mekka, welche Ganteaume den Engländern nahm. Bei Toulon empfingen uns die Orangengärten und Palmen und bei Nizza genossen wir alles, was der wärmere Himmel einem begünstigten Thale schenken kann an Blüten, Düften und Früchten und an dem erfrischenden Gestade des Meeres. Weiter wagten wir uns auch auf das Meer an der Küste der Riviera hin bis nach Genua. Wir schifften in einem offenen Fahrzeuge, Felucke genannt, hatten brav widrigen Wind auf der Höhe des Capo del Melle, sogar Sturm, daß uns angst und wehe wurde, mußten sehr oft anlegen, sodaß wir 14 Tage an der Riviera verlebten, doch ohne sie zu bedauern, denn das interessante Land besteht aus lauter malerischen Buchten von felsichten Bergen geformt, deren Gipfel kahl, d. h. nur mit Gesträuchen bewachsen sind, die aber hier aus Rosmarin, Lavendel und andern Wohlgerüchen bestehen; die untern Hügel, der Strand und die schmalen Thäler bilden hingegen ein Gartenland, das mit Oel- und Johannisbrotwäldern, mit Citronengärten und hin und wieder mit Palmen bedeckt ist. Endlich erschien uns der Leuchtthurm von Genua und wir liefen mit frischem Winde in den weiten Hafen der stolzen Stadt ein. Noch die Ueber-

reste seines ehemaligen Glanzes, diese gewaltigen Marmorpaläste im edelsten Stil aufgeführt, machen Genua zu einer der imposantesten Städte, die man sehen kann. Von da wandten wir uns wieder gen Norden nach Mailand, sahen die Alterthümer von Verona, kehrten uns nach Turin und gingen über den Schnee des großen Bernhard nach der Schweiz zurück, über Bern nach Basel, und dann über Strasburg, Manheim und Frankfurt zurück.“ Viel lieber wäre Fries noch nach Florenz und Rom gegangen und gerade am Schluß der Reise scheint seine Geduld mit seinem „Protector“ ziemlich zu Ende zu sein. „Wir richteten unsere Reise so albern wie möglich ein“, schreibt er an Erdmann, „mit dem letzten Gruß und Kuß an Hase den Sybariten schied der Menschenverstand völlig von unserm Reiseplan, schon in Paris.“ Doch geht die Reise friedlich zu Ende; am 23. Mai 1804 sind die Reisenden wieder in Jena und am 25. in Heynitz, dem Gute des Hrn. von Heynitz; aber was nun? fragt sich Fries, und um so mehr, als er nicht nur mit Heimweh, sondern auch mit dem Verlangen, endlich selbst eine festere Heimat zu finden, wieder zurückgekehrt ist.

---

6. Letzte Privatdocentenzeit in Jena.

1804—5.

Mit einer schwärmerischen, fast krankhaften Zärtlichkeit hing Fries' Freund, Adolf von Heynitz, an ihm; seine Briefe vom Jahre 1804 schildern ihn als trostlos nach Fries' Abschiede und wie er diesen noch immer mit vielen Thränen beklagt; er klagt sich selbst an, daß er ihm so oft das Leben sauer gemacht habe. So bot er ihm denn auch jetzt „ernstlicher an, sich ganz mit ihm zu verbinden“, das hieß wol lebenslang auf seinen Gütern mit ihm zuzubringen. Aber nach den gemachten Erfahrungen scheut sich doch Fries vor einer solchen Lage. „Ich wäre“, schreibt er, „dabei geschäftslos geblieben, und doch nur solange er lebte gesichert gewesen; ich entschloß mich daher mein Heil abermals in Jena zu versuchen.“ Fries fand doch auch, wie er an Reichel schreibt (1. Juni 1804), daß während seiner Abwesenheit dort „seine Actien ein wenig gestiegen seien. Auf meiner Durchreise durch Jena erfuhr ich, daß meine Rechtslehre und mein System wirklich ge-

druckt und zu haben sind, auch daß ich sonst nicht ohne Aussichten bin, indem man anfängt mich kennen zu lernen. Nun wird meine Gegenwart in Jena nothwendig; ich gehe bald dahin zurück unter die Trümmer einer zerstörten Universität, die entweder", sagt er mit gewohnter Selbstironie, „durch mich wieder aus der Asche aufstehen wird oder mir zu einem Rufe anderswohin verhelfen soll". Der Sommer 1804 vergeht ihm noch auf den Gütern von Heynitz und auf einer Reise mit diesem in die Lausitz, zu den Freunden in Herrnhut und zu Reichel in Niesky, wo dieser seit 1801 Professor am Seminarium geworden war. Doch im August 1804 ist er wieder in Jena. „Ich traf in Jena einen Theil meiner jungen Freunde. Mein guter Wrangel war nach Hause zurückgekehrt; von Coll schloß sich vorzüglich an mich an, und der Kreis erweiterte sich; früher schon hatte Georg von Beaulieu mir nahe gestanden, nun kam auch Wilhelm von Beaulieu dazu und mit ihm Müller, nachmals Oberappellationsrath in Jena, Rehbein, von Erdmannsdorf und der Engländer Robinson. Ich fand wieder Zuhörer und darunter einige recht treue. Auch war das Feld freier geworden, indem Schelling Jena verlassen hatte; hier waren nur neue Anfänger, Ast, Hegel, Krause, ich." So befriedigt ihn die neue Lage; er freut sich auch seiner während der Reise fertig gedruckten Bücher. „Hier schicke ich Dir mein Lieblingskind", schreibt er 31. Aug. 1804 an Reichel über seine philosophische Rechtslehre, „nimm es wohl auf, sorge sein und habe es lieb, wie ich Dich liebhabe. Sieh, seitdem ich schreibe, bin ich noch mit keiner meiner Arbeiten so zufrieden gewesen wie mit dieser, besonders mit dem dritten Theile, die Ausfälle gegen die Engländer abgerechnet, die ich lieber weghätte. Lies es, bewege es in einem feinen Herzen, und sage mir, was Du dazu meinst, ehrlich und gerade heraus. Das Gleiche gilt von meinem System, welches lange in Deiner Hand sein wird." „Ich bin nun wieder so auf dem alten Flecke, als wenn ich weder Kaiser noch Reich, weder Paris noch der Massilier alte seeumspühlte Colonie, noch Italiens Herrlichkeit je gesehen hätte. So ganz und gar stecke ich wieder im alten Gewühl der philosophischen Haupt- und Staatsaction. Ich schreibe Bücher, die Du lesen sollst, und kündige hier Vorlesungen an." Schon früher meldete er auch, daß er Recensent an den Literaturzeitungen in Halle, Jena und Leipzig geworden sei, „womit man wenigstens sich ein bischen nähren kann"; indessen scheint aus dem Recensiren nicht viel geworden zu sein, wenigstens fehlen seine eigenen Nachweisungen darüber, welche Recensionen er geliefert habe. Blos in der „Leipziger Literaturzeitung" ist es von drei ziemlich un-

günstigen Anzeigen naturphilosophischer Werke sicher genug bezeugt, daß sie von Fries sind. *)

Im Winter wurde er etwas zufriedener in Jena. Zwar im October 1804 schreibt er noch an Erdmann: „Hier sieht's erbärmlich aus, keine 300 Studenten, 15 neu inscribirte, es ist eine Schande, schlechte Professoren und keinerlei Leben, und da sitze ich und schmiede Bücher wie ehedem, und niemand will sie kaufen. Indessen machen unsere Bekannten mit dem hohen freien Sinne eben auch nichts Gescheiteres, Winkelmann und Hase abgerechnet.“ Doch kurz darauf schreibt er 15. Dec. 1804 an Reichel: „Laß nur gut sein, meine Actien sind auch im Steigen. Ich habe ein neues Buch geschrieben, das will ich Dir schicken, wenn's fertig ist; jetzt lese ich Logik und Metaphysik mit einigem Beifall, das Collegium macht mir viel Mühe; dabei will man mir eine Professur extraordinaria ohne Gehalt geben, viel Glück!“ Das neue Buch war die Schrift „Wissen, Glaube, Ahnung“, eine mit besonderer Frische gegebene gleichsam „exoterische Zusammenstellung“ (so bezeichnet er es selbst) „der Resultate seiner Speculation, ehe er die Gründe derselben ausführlich vorzulegen im Stande war“. Denn „auch der Kriticismus“, fährt er fort, „hat seinen esoterischen Unterricht, aber seine Geheimnisse sind nicht Mysterien, sondern Arcana der innern Physik, die sich eben nicht für Geld, aber wol gegen Fleiß und Zeit verkaufen lassen; diese bestehen in dem Geheimniß einer anthropologischen Deduction aller philosophischen Grundsätze, wozu ich die Idee in meinem System der Philosophie schon angegeben habe, die Ausführung aber schon lange in meiner Gewalt war, ehe ich irgend öffentlich aufgetreten bin. Ich wage es dreist, den nach Resultaten und schönen Gedanken haschenden philosophischen Putzmachern die Aufgabe zu stellen, mir den Vortheil dieser Deduction abzugewinnen und mich

---

*) Die erste Anzeige, in Nr. 137 des Jahrgangs 1804 der Leipziger Literaturzeitung, betrifft Troxler's Versuche in der organischen Physik (Jena 1804), und Fries lobt diese Schrift „die Richtigkeit der metaphysischen Grundlage von Schelling's Naturphilosophie vorausgesetzt“, weil ihr Verfasser mit Kenntniß dieser doch auch gute Bekanntschaft mit der Physik verbinde. Aber freilich werde „die Metaphysik dieser Naturphilosophie immer als unbezweifelt richtig vorausgesetzt und an die Nothwendigkeit sie erst zu begründen werde nicht gedacht. Daher theilt sich leider die Unanwendbarkeit, Gehaltlosigkeit und Verworrenheit der Schelling'schen Speculation auch hier allen Untersuchungen mit“. Eine zweite Anzeige in demselben Jahrgange, Nr. 146, findet in Chr. F. Oberreich's Darstellung der Erzeugungstheorie „viel Unbestimmtes und Oberflächliches und nichts Neues“. Eine dritte im Jahrgange 1805, Nr. 2, über C. J. Kilian's innere Organisation der Heilkunst versichert auch, daß „wir wenig verloren hätten, wenn sie nicht geschrieben wäre“.

so um den Preis meiner mühsam vorbereiteten wissenschaftlichen Laufbahn zu betrügen". Die Professur erhielt er auch wirklich zu Anfang des Jahres 1805 „zugleich mit Hegel". Schon eröffneten sich aber auch Aussichten für ihn auf auswärtige Berufungen.

Die eine nach Würzburg. Dorthin war im Jahre 1803 Paulus von Jena berufen, welcher schon hier Fries persönlich und aus seinen Schriften kennen und schätzen gelernt hatte und nicht ohne Einfluß war auf neue Berufungen nach Würzburg. Er schreibt ihm von Würzburg (20. Mai 1804): „Ungeachtet wir Schelling hier haben, so ist doch der Bedarf unserer Studiencuratel und der Universität selbst nicht Schellingisch. Man wünscht vielmehr einen Mann von andern gründlichen Kenntnissen, welcher nach Kant's Tendenzen fortzuwirken und die Philosophie in der Anwendung auf den gesammten Kreis menschlicher Kenntnisse fruchtbar zu machen strebte und verstünde." „Schelling's Lehrart hat den schlimmsten Einfluß auf die Studirenden, besonders Mediciner, daß sie nichts mehr in den anwendbaren und angewandten Fächern tief ergreifen wollen. Daher vorzüglich der Wunsch einen andern Philosophen aufzustellen, welcher sie philosophisch ins Realistische herüberführen könne. Bouterwek war von München aus vorgeschlagen, aber an sein Kommen wird gar nicht mehr gedacht. Schelling's Credit ist um viele Grade schon gefallen und noch immer im Decrescendo. Wagner selbst ist gegen ihn. Nicht blos die Lehre, sondern vornehmlich die Lehrart und Lebensart, wo er sich durch Arroganz gehässig machte, haben ihm schnell eine weit niedere Stellung in der Meinung des Publikums angewiesen, als er sich eingebildet hatte." So bittet er nun Fries um Nachrichten „über seine Wünsche und Plane, da ich hier gar zu gern einen Mann von Ihrer Art sehen möchte"; er fragt, „ob er neben der speculativen und praktischen Philosophie noch etwas anderes gern lesen würde? etwa Aesthetik? oder Philosopheme, welche sich an die Medicin anschließen? Der Rest von Schüchternheit, über welchen Ihre Bescheidenheit damals noch in Absicht auf den Kathedervortrag sich beklagte, hat sich ohne Zweifel durch die Zwischenzeit, da Sie wahrscheinlich etwas mehr unter Menschen lebten, ganz verloren"? Fries wird bereitwillig geantwortet haben, denn an Reichel schreibt er im Juni, er habe „einige Hoffnung zu einem Rufe nach Würzburg, wo Schelling nicht viel mehr gilt". Am 9. Aug. aber schreibt Paulus von Würzburg an Fries: „Unser edler Generalcommissarius Graf von Thürheim ist für Schelling's Lehren sehr wenig eingenommen. Er wünscht den Studirenden zur Einleitung einen Führer, welcher auf der Kantischen Laufbahn fortschreite und

dessen Philosophiren nicht in Phantasiren, sondern im Denken und reinen Beobachten übe. Meinen auf Sie gerichteten Vorschlag hat er gestern von mir schriftlich verlangt. Ich habe viel mehr Wahrscheinlichkeit, Sie bald den Unsrigen nennen zu dürfen als nicht. Inzwischen bitte ich ja nichts bekannt werden zu lassen; Schelling würde natürlich Himmel und Erde dagegen bewegen." „Er hat", heißt es zehn Tage später, „in den Gegenden, wo Sie jetzt sind, viel Bekannte; vertrauen Sie also was Sie wissen durchaus niemand an; es ist nichts nöthiger, als daß das Reich der Thorheit und Arroganz hier ein Ende nehme. Sollte man ihm denn nicht in seinen Quasiconstructionen solche Schnitzer gegen Physik, Chemie u. s. f. nachweisen können, gegen welche sich ebenso wenig als gegen ein vitium grammaticale disputiren ließe? Der Einfluß, den diese Phantasmen auf das Studium der jungen Aerzte haben, ist zu tragisch, daß man nicht bald genug der Taschenspielerei ein Ende machen kann." *) Allein die Sache zieht sich in die Länge. Im Februar 1805 kann Paulus noch immer „die Erfüllung seiner Wünsche nicht melden", nur so viel, daß der Curator für Fries nach München berichtet habe, aber auf die Entscheidung noch immer warte, und dabei blieb es denn auch. Behielt doch auch Paulus' Aufenthalt in Würzburg nicht mehr lange Bestand.

Aber für Fries eröffneten sich um dieselbe Zeit an einem andern Orte sichrere Aussichten, und hier waren es mehrere Männer, welche bereits als Rechtsgelehrte ersten Ranges bekannt zu werden anfingen, welche ohne ihn persönlich zu kennen, aber, wie es scheint, besonders angezogen durch seine philosophische Rechtslehre seine Berufung betrieben. Der Engländer Robinson, welcher sich in Jena an Fries angeschlossen hatte, schrieb ihm im October 1804 aus Darmstadt, Savigny lasse ihm dringend rathen, er möge doch mit Berufung auf ihn an den Geh. Referendar Hofer in Karlsruhe, „den quasi Curator der heidelberger Universität", schreiben, ihm Absicht und Zweck seiner bisherigen Studien und Arbeiten vortragen und ihm seine Schriften schicken; „nur über Religion je weniger je besser; wenn irgendwo in seinen Werken nur ein Wörtchen, das wie Ketzerei oder Unglaube aussieht, enthalten sei, so müsse es nicht mitgeschickt werden, denn hierüber sei die Regierung ungemein zartfühlend". „Wer Jena geliebt hat für die schöne Natur", setzt der Engländer hinzu, „und nach Heidelberg kommt, wird seine vorige Liebe ebenso geschwind verlieren wie Romeo

*) Ueber Paulus' Verhältniß zu Schelling in Würzburg s. auch von Reichlin-Meldegg, Paulus und seine Zeit (Stuttgart 1853), I, 373—376.

beim Anblick seiner Juliett.“ Fries befolgt den Rath, und bald (9. Dec.) bittet ihn Hofer bereits um „umständlichere Nachrichten über seine persönlichen Verhältnisse, Alter und bisherige Berufsgeschäfte“, sowie über die Bedingungen, unter welchen er einen Ruf nach Heidelberg annehmen würde. In Heidelberg selbst interessirt sich besonders Arnold Heise für seine Berufung; von hier aus wird zuerst Clemens Brentano, Savigny's Schwager, welcher mit Fries von Jena her befreundet und 1804 von Marburg nach Heidelberg übergesiedelt ist*), an ihn abgeschickt, um ihn noch selbst über seinen Vortrag zu befragen, über welchen man noch keine günstigen Nachrichten hat. „Wie naiv muß ich sein“, schreibt Brentano an Fries, „daß man mir so etwas zumuthen kann, und wie groß muß der Ruf Ihrer Wahrheit sein, daß man Ihnen so treues Urtheil über sich selbst zutraut“; die beiden heitern Briefe, welche das ganze damalige Heidelberg, besonders das junge, charakterisiren, sind unten in der Beilage 4 mitgetheilt. Inzwischen, wie diese Briefe auch zeigen, erwartet man in Heidelberg einen Augenblick die Berufung Herbart's von Göttingen; auch von Pölitz in Leipzig ist dort die Rede. Aber im Februar 1805 hat Herbart abgelehnt und am 16. Febr. 1805 ist Heise bereits officiell beauftragt, Fries eine ordentliche Professur der Philosophie in Heidelberg anzutragen und ihn um Angabe der Bedingungen zu bitten, unter welchen er sie auf Ostern dieses Jahres annehmen wolle. Er bittet ihn auch schon um Angabe der Vorlesungen, welche er im Sommer halten wolle, und spricht dabei den Wunsch des Curatoriums aus, daß er „um der Alternation mit dem bereits angestellten Professor Schmidt willen mit der Logik und Metaphysik, überhaupt mit der theoretischen Philosophie den Anfang machen, hingegen Naturrecht und Moral für den Winter zurücklassen möge“.

Hier geschah nun allerdings in Jena einiges, um Fries dort zu halten; der Geheimerath Voigt, welcher damals die Universität leitete, bot ihm zu der Professur, welche er schon erhalten hatte, auch einen Gehalt von 300 Thlrn. an. Aber Fries entschied sich doch für Heidelberg und schrieb dies (23. Febr.) an Heise, und dieser zeigt ihm dann (2. März) seine „förmliche Vocation mit einem Gehalte von 900 Fl. und 9 Malter Getreide sowie mit Erstattung der Reise- und Transportkosten“ an. Heise hat sich auch noch bei der Ankündigung von Fries' Vorlesungen des ihm „übertragenen Rechts des Ab- und

*) Brentano an Ludwig Tieck, in dessen von Holtei (Breslau 1864) herausgegebenem Briefwechsel, I, 98.

Zuthuns bedient, da von jedem ordentlichen Professor zwei Collegia erwartet würden, und hat noch das Naturrecht für ihn angekündigt, auch weil Fries' „Entwurf darüber dem Geh. Rath von Reizenstein, dem er ihn mitgetheilt habe, so außerordentlich viel Freude gemacht habe". Er fügt hinzu, „daß so wie jeden, welcher sich für das bessere wissenschaftliche Streben interessirt, es auch mich außerordentlich freut Sie künftig zum Collegen und Mitarbeiter bei der Wiederherstellung dieser so sehr verfallenen Akademie zu bekommen, und daß ich mich sehr geehrt fühle das Werkzeug und der Unterhändler bei dieser für uns so erfreulichen Begebenheit gewesen zu sein". Auch der junge nachher früh verstorbene Jurist K. W. Pätz (geb. 1780, gest. 1807) freut sich seiner Ankunft noch ohne ihn zu kennen. „Kommen Sie nur recht bald", schreibt er, „um die Zahl der thätigen und muntern Arbeiter im Weinberge hier zu verstärken, und seien Sie überzeugt, daß wir Sie alle mit Sehnsucht erwarten. Eine Antrittsrede oder Disputation ist bisjetzt hier nicht gewöhnlich gewesen, Sie brauchen sich also darauf nicht zu rüsten."

Doch auf etwas anderes rüstete und freute sich Fries bei dieser seiner Berufung nach Heidelberg. Drei Jahre vorher, noch vor seiner großen Reise, als er am Ende des Jahres 1802 noch im vollen Genuß der „akademischen Hungerjahre" in Jena saß, hatte er in den Weihnachtsferien seinen jenaischen Freund, Wilhelm Erdmann, zu dessen Aeltern nach Allstedt begleitet, und diese Reise sollte ihn zuerst mit seiner künftigen Frau bekannt machen. Wie das zuerst geschah, beschreibt er selbst anschaulich genug. „Erdmann's Vater", schreibt er, „war dort auf dem Schlosse Rentamtmann, und auf Christnacht gingen wir durch den Schnee von Weimar dorthin; unterwegs gab's nichts zu essen, ich wurde so matt, daß ich wol hätte erfrieren können, wenn mich Erdmann nicht mit Gewalt fortgeschleppt hätte. Wir waren schon erwartet und die Freude der Christnacht sollte nun angehen, da kam der verhungerte Doctor dazwischen und mußte erst Biersuppe gekocht erhalten. Christel, Erdmann's älteste Schwester, besorgte dies in Geduld, aber jüngere Freunde warteten ungeduldig hinter dem Ofen dessen Ende ab. Nun brannten endlich die Lichter, da treten hinter dem Ofen die kleinern Schwestern hervor, Karoline vierzehn Jahre alt, Amalie zwölf, Luise zehn Jahre alt. Ich wurde leidlich bald Freund mit den Kindern, ging in wenig Tagen wieder davon, behielt aber Karoline fest in Gedanken, spielte auch brieflich mit den drei netten Kindern. Was sollten mir aber solche Gedanken, da ich mit mir selbst nichts anzufangen wußte, als trockene philosophische Bücher zu schreiben?"

„Karoline", so äußert Fries sich später über sie, „war geboren den 3. Sept. 1787", also vierzehn Jahre jünger als Fries. „Ihr Vater war ein freisinniger, kräftiger, durch und durch rechtlicher Mann; er haßte alle Anmaßung und Heuchelei, und darum den Adel und die Geistlichen. Schlicht von Sitten, aber heftig und wenig besonnen vorsorgend wirkte er wol gut auf den Charakter seiner Kinder ein, sorgte aber nicht genauer um ihre Erziehung, sondern überließ darin das meiste dem guten Glück. Die Mutter, eine gute einfache, sonst wenig lebenserfahrene Frau, verstand aber noch weniger recht für die Erziehung und den Unterricht zu sorgen. Es hatten aber diese Leute ein gar reines, freundliches und fröhliches Familienleben; in diesem wuchs Karoline in der Mitte ihrer Geschwister als ein ausgezeichnet schönes sehr munteres Kind auf; jedermann mochte sie gern und schmeichelte ihr. Die Herzogin Amalie wollte das schöne Kind gern zu sich nehmen und erziehen lassen, aber sie ließ sich nicht vom väterlichen Hause losreißen. Einige Zeit nachher gewann ihre Tante, die Geheimeräthin Voigt in Weimar, eine ähnliche Vorliebe für sie, die auch der Onkel theilte; die Aeltern gaben das Kind in dieses Haus nach Weimar. Die Tante war eine edle, geistig sehr gebildete Frau, welche aber von der körperlichen Erziehung ihrer Kinder gar nichts verstand; Karoline wurde hier von den Aeltern verzogen, von der Tochter geplagt, aber bei allem guten Willen höchst widersprechend behandelt. Der alte Geheimerath erzählte noch oft, ihre Versicherungen, still sein zu wollen, wären schon so ungestüm gewesen, daß seine Nerven diese nicht hätten aushalten können, er habe sie blos um des Lärms willen wieder aus dem Hause thun müssen. Nun blieb sie eine Zeit lang im Hause des Conrectors Schwabe und wurde dann wieder nach Hause genommen, und gedieh nun körperlich wol zart, aber schön; ein Jugendleben, dessen unbefangene Fröhlichkeit sie nie herzlich genug zu schildern wußte, wurde ihr nun."

Seit jenem ersten Weihnachtsabend 1802 erhielt sich Fries aber die dort angeknüpfte Verbindung. Er schreibt: „Ich wurde mit den Kindern kindlich vertraut und kehrte verliebt nach Jena zurück. Von da schrieb ich sogleich an Karl, den ältesten Bruder, meine Herzensnoth klagend. Karoline mochte dies wol erfahren haben, sie rechnete sich nun kindlich mit mir zusammen, als ob es nun nicht anders sein könnte, und so ist sie mein geblieben. Ich schrieb den drei Mädchen spielend und scherzte vergnüglich mit Luisen, Karolinen immer etwas scheuer behandelnd; ich schenkte ihnen Kleinigkeiten, und Karolinen immer etwas Besseres. Nach Ostern sollte ich reisen, da ging ich erst noch

wieder hin und blieb länger dort. Ich spielte mit den Mädchen wie zuvor durch Flur und Wald und suchte Blumen mit ihnen. Ich blieb als Mann den Kindern gegenüber im leichten Spiel, so schied ich und so schrieben wir uns während der Reise. Im Herbst 1804 kam ich wieder nach Jena. Ich konnte in den Herbstferien meiner Geschäfte wegen nicht hinüber, da wandte sich Karl sehr zuvorkommend an mich; ich fand mich in meiner Liebe sehr geschmeichelt; Weihnachten ging ich wieder hinüber. Meine Blumen waren sehr schön emporgewachsen; mit Amalien und Luisen spielte ich noch; mit Karoline wollte es nicht recht mehr gerathen und sie lernte wol gar spröde gegen mich thun, doch hielt ich mich meiner Sache immer gewiß. Wir schrieben uns den Winter nicht ohne Bedeutung; dann wurde ich nach Heidelberg berufen; ehe ich reiste war ich länger in Allstedt, aber ich erklärte mich nicht. Sobald ich aber in Heidelberg warm geworden war, schrieb ich an die Mutter und hielt um Karolinens Hand an noch im Sommer 1805; nach kurzer Zeit erhielt ich ihre und der Aeltern Zusage."

Von Karolinens heitern mädchenhaften Briefen aus den frühern Jahren sind noch Bruchstücke da, schon darin manches nach Fries' Ausdrucke „nicht ohne Bedeutung". Ein Blatt aus dem Jahre 1803 endigt: „Vater und Mutter lassen Sie, wie wir alle, recht sehr bitten, Ostern ja zu uns zu kommen; das Orangeriefaß können Sie nur schicken, wir wollen einen Baum, wenn es auch kein selbst ersungener ist, hineinsetzen, Sie können sich dann ein Hüttchen darunter bauen und bei uns bleiben." Fries hatte sich selbst zuerst so ausgedrückt. In einem andern Briefe, als wär' es in Ahnung ihres eigenen frühen Todes, hat sie ihm, „weil es Ihren Beifall hatte", das ganze Lied „Gräber, grabe mir ein Grab" abgeschrieben. Kurz vor seiner Abreise nach Heidelberg schreibt sie ihm noch nach Jena am 2. Mai 1805: „Verzeihen Sie, lieber Fries, daß auch ich es wage noch einmal Ihnen zu schreiben, der Vater sagte wir sollten alle noch einmal schreiben und Abschied von Ihnen nehmen, ach ist doch der einzige Tag schon so sehr lang gewesen, an dem Sie nicht da waren, und nun so lange lange Zeit, wo Sie nicht wiederkommen, vielleicht gar nicht wiederkommen. Leben Sie wohl, lieber Fries, und denken Sie so oft an uns als immer an Sie denkt und denken wird Karoline Erdmann." Daneben (die Briefe kreuzen sich) sendet er ihr zum Abschied Blumen und Musikalien und schließt den Brief: „Und was habe ich Ihnen weiter zu sagen? Viel, sehr viel! Ja gewiß ist es eine lange lange Zeit, wo ich nicht wiederkomme. Aber nicht wahr? Sie schreiben mir noch mehr als einmal, und dann antworte ich gleich von

Heidelberg, und Sie — Doch Nein, nur jetzt noch zwei Zeilen, um das andere will ich Sie nachher schon bitten.“ Und hierauf schreibt sie sogleich noch einmal: „Lieber Freund, eben kommt uns ganz unerwartet ein Bote von Ihnen mit allen den schönen Sachen; wir glaubten Sie wären lange schon in Heidelberg und sind noch immer in Jena? Ich danke Ihnen recht sehr für Ihren Brief und die Noten, es hat mir unbeschreibliche Freude gemacht; nun ich will auch recht fleißig sein, Sie sollen Ihre Freude hören an meinem Zitherspiel, wenn Sie wiederkommen; ich will auch keine andern lernen als die Sie mir schickten. Nächstens schicke ich Ihnen was ich versprach, Sie müssen uns aber doch erst schreiben, sonst weiß ich nicht wo ich mich hin zu wenden habe. Es lassen Ihnen alle im Hause eine recht glückliche Reise wünschen. Nun leben Sie recht wohl, vergessen Sie mich nicht, und glauben Sie, daß ich es zu schätzen weiß, mich nennen zu dürfen Ihre Karoline Erdmann.“

Drittes Buch.

Heidelberg.

1805—16.

1. Erste Zeit in Heidelberg.

1805.

Zu der Zeit also kam Fries nach Heidelberg, wo diese alte Universität erst seit kurzem wiederhergestellt und noch in den ersten Jahren ihrer Wiedergeburt war. Kaum war durch den Luneviller Frieden 1803 die Pfalz auf dem rechten Rheinufer an Baden gefallen und dadurch unter die Regierung eines so trefflichen Fürsten wie Karl Friedrich gekommen, als dieser, damals 75 Jahre alt, aber mit neuem Eifer wie mit altem Wohlwollen für sein nun vergrößertes Land, durch sein Organisationsedict vom 9. Mai 1803 sich auch für die neue Begründung der von nun an allen drei christlichen Confessionen gewidmeten Universität entschied.*) Unter den Rathgebern des Fürsten, welche dabei mitwirkten, wird der Freiherr Sigmund von Reizenstein schon damals der einflußreichste gewesen sein; Clemens Brentano nennt auch „den Minister von Edelsheim als den der das Ganze leitet, human und voll guten Willens“**); wie außerdem Savigny, welcher 1804 in Marburg einen Ruf dorthin erhalten, aber wegen seiner Reise nicht angenommen hatte***) und in Heidelberg selbst Heise u. a. mitwirkten, zeigt Fries' Berufung durch sie. Die Frequenz der Universität war im raschen Zunehmen; „vom December 1803—4 waren nicht mehr als 102 Studenten immatriculirt und die Gesammtzahl betrug

---

*) Ueber Karl Friedrich s. die schöne Festrede von L. Häusser (Heidelberg 1864). Aber warum ist unter den S. 27 genannten Fries' Name ausgelassen?

**) Aus einem Briefe Clemens Brentano's an Ludwig Tieck (Marburg, 22. April 1804), in Holtei's Ausgabe der Briefe Tieck's, I, 98.

***) Ebendaselbst und Dittenberger, Heidelberg 1804, S. 41. Ueber Savigny in dieser Zeit s. Jakob Grimm's kleine Schriften (Berlin 1864), I, 115 fg.

etwa 250; im folgenden Jahre waren die Immatriculirten schon auf 176 und von 1805—6 auf 248 gestiegen; im Winterhalbjahre 1810—11 studirten daselbst 317, von welchen 108 Inländer und 209 Ausländer waren" *), die Mehrzahl der letzteren stets der beste Ruhm für eine Universitätsverwaltung und für ihre Einsicht bei den Berufungen der Docenten. „Wie es an einer echten und rechten Hochschule sein soll, haben damals nicht allein die einzelnen Fächer für sich eine eifrige Pflege gefunden, sondern auch belebend in einander gegriffen, und an der großen geistigen Bewegung, die zu Anfang dieses Jahrhunderts das wissenschaftliche wie das nationale Leben erfrischte, hat das wiedergeborene Heidelberg seinen reichen Antheil gehabt." **) Die Lehrer, neu zusammengeführt, also noch ohne Tradition alter Parteiungen, auch selbst noch meist jung, machten sich gegenseitig das Leben noch nicht schwer; „wenn jetzt", sagt einer derselben von dieser ersten Zeit ***), „Männer von großem Ruhm und beträchtlichem Einkommen sich in ihrem Hauswesen aufs einfachste einrichteten, so gab dies einen Ton in unser akademisches Sein und Leben, der ganz nach meinem Sinne war; keine Spur von jener Vornehmthuerei, die den Professor verunziert und am Ende doch kleinstädtisch ist". Die Juristenfacultät zeichnete sich bald vor allen übrigen aus; zu Heise kamen noch 1805 Thibaut und Martin, und bald nachher Zachariä hinzu; in der theologischen war Daub der bedeutendste und bald kamen jüngere Kräfte wie De Wette, Neander und Marheineke, erst nach diesen 1811 schon bejahrter Paulus dazu; für die philosophische Facultät wurden F. Creuzer, Voß, Böckh, Wilken u. a. gewonnen, während Tieck's Berufung, welche Brentano, Creuzer und Savigny 1804 betrieben †), nicht zur Ausführung kam; so glücklich war hier gewählt, daß man bald darauf 1809 und 1810 bei Begründung der Universität Berlin nichts Besseres thun konnte, als die meisten der genannten dorthin berufen.

So war nun auch schon das erste Jahr, welches Fries, noch unverheirathet, in Heidelberg zubrachte, ein glückliches für ihn, wenn auch, worüber er klagt, in den neuen Verhältnissen nicht allzu ergiebig

*) K. A. von Reichlin-Melbegg, Paulus, II, 27. 11. Nur kurz ist diese Zeit berührt in Hautz' Geschichte der Universität Heidelberg (1865), II, 309 fg.

**) Worte Häusser's, a. a. O., S. 26.

***) F. Creuzer, aus dem Leben eines alten Professors, in dessen deutschen Schriften, Abth. 5, Bd. 1, S. 37.

†) Tieck's Briefwechsel von Holtei, I, 98.

für seine philosophischen Aufgaben. Am 18. oder 19. Mai war er in Heidelberg angekommen; am 2. Juni schreibt er an Freund Reichel, „daß es ihm sehr wohl geht, noch besser auf Hoffnung, im herrlichsten Lande. Ich lebe in den besten Verhältnissen einer jugendlich bewegten Universität; meine Vorlesungen sind mit 50 Zuhörern besetzt, die mich gern hören, und das Honorar ist gut; dabei gute Aussicht im Buchhandel, 900 Fl. und 15 Malter Korn Besoldung; will's Gott, so denke ich nächste Ostern auf die Heirath". Und sogleich darauf am 7. Juni: „Sonst", er hat soeben über die Schulden geklagt, welche ihn noch von Jena her drücken, „geht mir's hier ganz herrlich; das Leben im schönen Lande mit guten Leuten muß einem gefallen. Ich lese nur ein Collegium, habe 48 Zuhörer und nehme dafür 360 Fl. ein, dabei 200 Fl. Witwenpension, ich muß also heirathen." Ehe es dazu kam, fehlte es ihm auch nicht an erfreulichem Verkehr mit Männern und Frauen; Wilhelm von Beaulieu war ihm von Jena nach Heidelberg gefolgt; „durch die Freundschaft von Heise und dessen Freund Pätz, mit dem ich täglich verbunden lebte die kurze Zeit, die er in Heidelberg blieb, kam ich endlich mehr in die Gesellschaft, und die Frauen nahmen sich meiner gleichsam an". Frau Heise, welche seine Sorgen wegen seiner ökonomischen Verhältnisse heben will, „ich bin eine alte Hausfrau", schreibt sie ihm, „und Sie noch ein Laie in der Wirthschaft", Frau Thibaut, Frau Martin u. a.; auch Sophie Mereau ist ihm lieber als ihr Mann: „Brentano ist hier mit seiner lieben herrlichen Frau, wird aber von uns wenig gebraucht ob der übergroßen Genialität und Grobheit" (20. Aug. 1805). „Als Lehrer", schreibt Fries später, „nahm ich mich noch leidlich ungeschickt, da ich gern sowenig als möglich las, und mit meinem Kantianismus blieb ich anfangs allein stehen, da Daub und Creuzer Schelling-Schlegel'schen Ansichten folgten und Daub eine Art Hegelianer vor Hegel wurde. Freund Pätz zog schon im Herbst 1805 nach Göttingen, aber Thibaut war zugleich mit mir von Jena gekommen, hatte Voß nach sich gezogen und nun im Herbst 1805 kamen Martins dazu. Das Schicksal hatte meine Verhältnisse besser geordnet als meine Klugheit, indem Heise, Thibaut und Martin anfangs freundschaftlich verbunden das große Wort führten und ich jedem bald freundschaftlich nahe stand. Das Ungewohnte meiner Lage in Heidelberg ließ mich übrigens die Zeit bis Ostern 1806 größtentheils verlieren, doch förderten einige Vorlesungen über Aesthetik im Winter 1805—6 den dritten Band meiner Kritik."

Noch eine besondere Freude widerfuhr ihm auch erst jetzt durch

die Versetzung nach Heidelberg; er beschreibt sie selbst. „F. H. Jacobi hatte durch einige Stellen meiner Streitschrift Interesse an meinem Treiben genommen, und suchte mich bei einer Durchreise durch Heidelberg zuerst im Sommer 1805 auf, worauf ich dann bis nach meiner Rückkehr nach Jena mit ihm in Verbindung blieb.“ „Ihm ist es“, schreibt er an Jacobi's Verehrer Zezschwitz, „noch auf seine alten Tage recht gut gegangen, endlich erkennt man seinen Werth und achtet ihn gebührend und hat ihn als Akademiker in München recht vortheilhaft angestellt.“ Und an Reichel: „Jacobi war hier; es wollte mich ordentlich stolz machen, wenn ich an die alte Achtung und Größe Jacobi's unter uns dachte und nun mit dem Manne so al pari umging, von ihm in allen Gesellschaften ausgezeichnet und vorgezogen wurde. Es wundert mich in der That, daß er sich so sehr für mich interessirt; er sagte, entweder sei er auch ein Kantianer, oder ich keiner, und das alles nur für meinen Reinhold, Fichte, Schelling; das neue Buch (Wissen, Glauben und Ahnung) hatte er noch nicht gelesen. Ich soll mit ihm correspondiren.“ Von hier an blieben Fries und Jacobi auch immer verbunden, und eine Reihe von Briefen des letztern (sie sind unten in der Beilage 5 mitgetheilt, in Jacobi's Werken und Briefwechsel fehlen sie) sind die Zeugnisse der zunehmenden Innigkeit dieser Verbindung. Sie bestätigen es auch, daß das Verhältniß beider zueinander nicht etwa so war, daß Fries nur Gedanken Jacobi's aufgenommen und weiter entwickelt hätte, wie etwa den, daß alles Beweisen nur Zurückführung auf ohne Beweis Gewisses sein könne; vielmehr wenn Fries auch der Anregung viel verdankte, welche er schon auf den Erziehungsanstalten der Brüdergemeine durch die Schriften und vorzüglich durch die philosophischen Romane Jacobi's erhalten hatte, so hatte sich doch nachher seine eigene Gedankenarbeit so selbständig fortentwickelt und dabei war die Jacobi fremde Strenge in der Methode etwas so Wesentliches, daß schon deshalb Fries nicht wohl als ein Schüler Jacobi's bezeichnet werden kann; in der kritischen Nüchternheit und Wahrhaftigkeit, welche nicht Phantasien für Forschung anerkennen konnte, in der Ueberordnung des sittlichen und religiösen Interesses über eine romantische Ueberschwänklichkeit, welche auf solchen Ernst als auf „schale Moral“ herabsah, waren sie freilich einander innig geistesverwandt. Fries selbst sagt darüber in den handschriftlichen Aufzeichnungen: „Als ich durch den Briefwechsel seinen strengen Rationalismus endlich verstand, wurde ich sehr gestimmt ihm überall soviel wie möglich recht zu geben und dadurch habe ich manche Beurtheiler veranlaßt, mein Verhältniß zu ihm ganz falsch zu beurthei-

len. Jacobi wirkte durch seine Romane jugendlich anregend auf mich in gemüthlicher Weise. In der Philosophie war ich aber nie sein Schüler, sondern meine Ansichten sind nur aus denen von Kant hervorgegangen, sowie ich diese in der Religionsphilosophie fortzubilden suchte. Auch meine Ansichten von Wissen, Glauben und Ahnung sowie meine Lehre vom Gefühl sind von Jacobi ganz unabhängig entwickelt worden; vielmehr ist Jacobi in seinen letzten Arbeiten über die göttlichen Dinge mir zum Theil gefolgt." Und in einer andern Handschrift: „Mein Verhältniß zu Jacobi ist von den meisten Darstellern der Geschichte der Philosophie ganz falsch gefaßt worden. Mit seiner Philosophie, wenn von einer solchen zu sprechen ist, habe ich mich früher gar nicht befaßt, denn sein Spinoza hat für mich gar keine Bedeutung; nur die Klarheit seiner Rede gegen Mendelssohn's demonstrative Methode mußte ich anerkennen; in seinem Streit gegen Kant meinte ich Jacobi's Fehler sogleich einzusehen. So erhielt er auf die Ausbildung meiner philosophischen Ansichten gar keinen Einfluß. Als er mich aber nachher in Heidelberg wiederholt besuchte und mit mir über Philosophie verhandelte, lernte ich erst seine außerordentlich klare Auffassung fremder Ansichten und die scharfe Beziehung derselben auf die höchsten Zwecke der Philosophie einsehen und wurde dadurch geneigt gern für ihn zu sprechen. In der Hauptsache konnte ich mich aber doch nie mit ihm vereinigen, weil es mir durchaus nicht gelang ihm Kant's transscendentalen Idealismus verständlich zu machen."

Auch noch ein anderer berühmter Lehrer der Philosophie kam ihm um diese Zeit entgegen, obwol er von Fries angegriffen war; Reinhold, funfzehn Jahre älter als Fries, stellt sich ihm von Kiel her durch einen Brief vom 30. März 1806 in sehr freundlichen Ausdrücken vor: „Ich bin dem geistreichen Verfasser der Schrift Reinhold, Fichte und Schelling durch die Belehrung und das Vergnügen, welches ich aus dem Studium seines Systems der Philosophie geschöpft habe, so viel Dank schuldig geworden, daß ich eine Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen kann, um an denselben ein Wort von jenem Danke und die beiliegende Schrift als ein kleines Denkzeichen meiner Hochachtung und Ergebenheit gelangen zu lassen." So begann auch hier zwar keine persönliche Bekanntschaft, aber doch in den beiden nächsten Jahren ein Verkehr in Briefen, aus welchem die von Reinhold zum Theil in die Beilage 6 aufgenommen sind. „Ein guter Mensch, wenn er nur selbständiger wäre", nennt ihn Fries gegen Reichel bei Erwähnung dieser neuen Bekanntschaft.

Von kürzerer Dauer war die innige Verbindung mit dem geist-

vollen jungen Rechtsgelehrten K. W. Pätz, da dieser schon Michaelis 1805 nach Göttingen berufen wurde, und hier kaum 27 Jahre alt im Jahre 1807 starb; seine heitern Briefe sprechen mit Heftigkeit seine Anhänglichkeit aus für den kaum gewonnenen Freund: „Daß Sie nicht hier sind ist das einzige was mich schmerzt; ich habe noch niemals einen Menschen so lieb gehabt wie Sie"; oder: „Es gefällt mir nicht mehr in der Welt, und am wenigsten gefällt es mir, daß ich mit Ihnen nicht mehr über sie schelten kann." „Ueberhaupt ich hätte Sie nie kennen lernen oder hätte mich nie von Ihnen trennen sollen." *)

Auch Fries befand sich nach Pätz' Abschied im Winter 1805—6 nicht mehr so wohl in Heidelberg als früher. Zwar sorgen die Frauen für ihn. „Bei Heise esse ich und bin ich täglich", schreibt er (14. Dec. 1805) an W. Erdmann, „seine Frau muß Karolinens Schutz und erster Trost sein." Aber eine unruhige Geselligkeit war ihm etwas so Ungewohntes, daß sie ihn abstieß auch wo sie durchaus nicht gehaltlos war; auch hier war ein herrnhutischer Zug in ihm übriggeblieben, welcher ihn bisweilen mit Ungerechtigkeit und Bitterkeit beurtheilen ließ was hier der abstracten Einfachheit und kosmopolitischen Farblosigkeit der Lebensweise von Männern und Frauen in der Brüdergemeine nicht gemäß war. Auch im akademischen Lehramt, nicht im schriftstellerischen, befriedigte er sich nicht, und hatte nun gerade in diesem Winter vier neue Vorlesungen übernommen. Am kenntlichsten spricht sich diese Misstimmung kurz vor seiner Heirath in Briefen an den Freund Reichel aus, aus welchen darum hier einiges folgen mag:

„Soeben (18. März 1806) bin ich aus der Folterkammer meines Lebens entlassen, indem ich meine Vorlesungen vor Ostern geschlossen habe, und das erste was ich nun in der Freiheit beginne sei eine Unterhaltung mit Dir. Du hast keine Vorstellung davon, wie himmlisch wohl mir Dein tröstender Brief gethan hat, denke daran und erspare Dir zuweilen einen Augenblick für mich. Ich flüchte mich jedesmal zu Dir, wie in eine heilige Freistätte der Ruhe, des Rechts und des Guten, wenn die äußern Umgebungen mich zu quälen oder gar zu mishandeln anfangen. Laß Dich immer zum Rang meines Seelenpflegers und Trösters erheben, und gib mir dafür das Recht Dir meine Leiden zu klagen, die freilich großentheils selbst verschuldet sind. Wohl denen, die zu Hause bleiben in der heiligen Freistätte. Ihr

*) Ueber Karl Wilhelm Pätz eine Epistola ad Heerenium suum von Heyne in dessen Opusculis acad., VI, 402—413.

habt neben der Sorglosigkeit noch darin ein herrliches Geschenk für euch, daß ihr bei der idealen Ansicht der Dinge ruhig bleiben könnt, zu der uns unsere Erziehung so sehr gestimmt hat; ihr sucht in der Politik nur das Recht, in der Wissenschaft nur das Wahre, denn über eigennützige Privatverhältnisse dazu seid ihr erhoben. Das will man nun gar nicht mehr erlauben. Soll man das Ding durchaus für das liebe Brot und die Mode treiben, das ist ein wahres Elend. Mit unbegreiflichem Leichtsinn habe ich alles getrieben und nichts gelernt. Ich bin kein Schulmann, kein Lehrer, denn ich kann nicht predigen, kein Geistlicher, kein Jurist, kein Arzt, kein Schneider und kein Schuster, und eins von dem allen soll man doch schlechterdings sein, wenn man kein Geld hat. Zuweilen reut es mich ordentlich, daß ich so frech gewesen bin heirathen zu wollen, weil es doch übel ablaufen kann, und dann noch die Hypochondrie dazu. Es ist mir ordentlich lächerlich — ich und hypochondrisch, wie man so geschwind verwandelt wird. Heidelberg ist ein herrliches Ländchen, fruchtbar, schöne Berge und ein üppiges, glänzes Grün, wie Du es noch nie gesehen hast. Aber weiß Gott, eben diese Ueppigkeit widersteht mir, wie eine Speise die zu fett ist, ich muß mich immer erst zwingen es schön zu finden, und dann der unausstehliche Nebel und Regen. Dies ist offenbar die Hauptursach, die mich den Winter so unglücklich gemacht hat, eine erbärmliche Abspannung des Geistes und dadurch Hypochondrie. Ebendeshalb konnte ich denn auch meine vier Collegia noch weniger gut lesen, da ich ohnehin kein Meister bin. Vor etwas mehr als einem Jahre bot mir Heynitz 1000 Thlr. jährlich von seinen Gütern an, wenn ich zu ihm kommen und mit ihm leben wollte — böte er es mir jetzt an, ich glaube ich schlüge ihm vor, sein Pachter zu werden. Soweit kann es bald kommen, daß ich kein Collegium zu Stande bringe. Das Aergste ist, daß ich in dieser elenden Lage nicht einmal zum Bücherschreiben Zeit und Ruhe finde.“ Doch schließt er: „In einigen Tagen reise ich nach Sachsen, dann fängt ein anderes Leben an, auf jeden Fall mit neuen Freuden, ich hoffe das Beste.“

Dies erfüllte sich denn auch, wenigstens die Befreiung von Unheimlichkeit und von Verstimmung über seine Lage. Als er im Mai 1805 aus Jena abgereist war, hatte er eine förmliche Erklärung an seine Karoline oder deren Aeltern noch absichtlich vermieden. Selbst seine ersten Briefe von Heidelberg zögern noch, aber sie bereiten vor; der erste schildert ihr zusammen die Schönheit Heidelbergs und seine eigene Junggesellenwirthschaft. „Wir kamen in das schöne Thal am Neckar herunter, der Himmel wurde wolkenlos hell, es war warm und

stille, unser Weg war mit einer Allee blühender Apfelbäume und grünender Nußbäume eingefaßt, alle Höhen um uns her waren grün und der Frühling drückte seine Blütenzweige zu uns in den Wagen hinein; so fuhren wir dem reinsten Abendroth entgegen und die Sonne sank hinter die fernen französischen Gebirge, als ginge sie über dem Kyffhäuser hinab. Es war als ob uns Genien durch Blumen leiteten, deren Gestalt ich kenne, eine der schönsten Gegenden die ich sah. Wie der erste schmeichelnde Empfang, so habe ich auch bisher noch alles über Erwarten gefunden, kein Wunder, wenn sich dann die Hoffnung schmeichelnd auch mit einmengt. Lebendige, freundliche Leute und viele Zuhörer. Ich wohne mitten in einem Garten für diesen Sommer; aus meinen Fenstern sehe ich in einen grünen Obstgarten, hoch hinauf in die Ruinen des großen ehemals stattlichen Schlosses der Pfalzgrafen, da liegt im Keller über mir das große Heidelberger Faß, in dem 266000 Flaschen Wein Platz haben, von denen aber keine darin ist. Da fehlt mir nun nichts weiter, als daß der Kurfürst, der dort oben einen Garten anlegt, das Schloß abtragen und das von Allstedt hersetzen ließe, so hätte diese Erde doch auch ihren Himmel. Doch alle Freuden der Erde müssen auch ihren bösen Begleiter haben. Zwischen dem allen sitze ich unter vier kahlen Wänden, commandire nur drei Stühle, keine Vorhänge, kaum einen Tisch, meine Wäsche ist am Boden quartiert, eine ordentliche eingerichtete Zigeunerwirthschaft, wenn ich noch ein paar Kochtöpfe kaufe; zu Thränen müßte Sie es rühren, wenn Sie mich in dem Elend sähen." Er schließt mit der Bitte ihm das Versprochene zu schicken, „denn eher kann ich hier doch nicht eingewohnen bis ich von Allstedt besucht worden bin. Grüßen Sie Ihre ganze Familie tausendfach von mir und denken Sie zuweilen meiner, der nicht nur zuweilen an Sie denkt aber immer sein wird Ihr Fries".
Im Anfang August 1805 dauert diese Ungewißheit noch fort, aber im Laufe dieses Monats ist dann durch Briefe auch an die Aeltern alles entschieden, und nun folgte ein hochaufjubelnder und doch auch ernster Brief, mit welchem er sich sein liebes Kind gleichsam selbst antraut. „Du kennst meine Liebe, ich fordere viel von Dir und Du willst mir alles geben. Siehe das verlohnt wol einen Augenblick Ernst. Ich fasse Deine beiden Hände, lege sie auf mein Herz und nun Auge in Auge! Theure Lina, hast Du es wol ganz bedacht, wie wichtig der Schritt ist, den Du thust; hast Du bedacht, wie viel Du mir aufopferst, für was alles nur allein meine Liebe Dich schadlos halten soll? Das weißt Du wohl, das ganze Bestreben meines Lebens soll sein aufmerksam nur zu sorgen was Dir Freude machen kann, aber werde ich

Dich auch befriedigen können? Ich werde Dich aus der süßen Gewohnheit Deiner Familie reißen und Dich in fremde Lagen führen, ich entreiße Dich der lieben, trauten, fröhlichen Gesellschaft des väterlichen Hauses und allen bekannten Verhältnissen, hefte Dich dagegen nur einsam an mich — Lina, kann Dir meine Liebe Entschädigung für das alles geben? Wenn Dein Herz Dir das nicht ganz gewiß macht, so wagst Du viel, wenn Du Dich so ganz einsam in die Welt begiebst und nur an meinen Arm Dich schließest. Aber wenn Du es wagst, halten will ich Dich und Dich täglich fester an mich drücken. Merke dann aber eins, das ist uns unendlich wichtig und muß es sein. Theures, liebes, schönes Mädchen gib auf das Acht, was ich Dir jetzt sage. Die heiße Sehnsucht vergeht und die Glut der Liebe verfliegt, weißt Du was allein im Leben sicher und fest Herz an Herz bindet, was allein im Stande ist uns unverrücklich zusammenzuhalten? Freundschaft heißt es, Freundschaft ist der heilige Name. Lina, Du mußt nicht nur meine Geliebte, ich muß auch Dein festester einziger Freund sein. Du bietest mir die Hand, liebe Lina, ganz mußt Du Dich mir geben und mit vollem Zutrauen einer grenzenlosen Freundschaft Deiner ganzen Seele mir anschmiegen. Freundschaft aber fordert vor allem volle Offenheit, Aufrichtigkeit ohne alle Zurückhaltung. Darum fordere ich hier für Dich und mich das innige ernste Versprechen, daß Du mir jederzeit mit ganzer Aufrichtigkeit Dein ganzes Inneres zeigst. Weißt Du was so leicht Kälte zwischen die wärmste Herzensvereinigung bringt? nur der Mangel an Offenheit. Liebe Lina, ich mache es Dir zur heiligsten Pflicht im Leben, daß Du jede Angelegenheit Deines Lebens, jeden Deiner Wünsche mir offen mittheilst, ganz besonders aber, daß Du mir es immer gleich sagst, wenn Dir irgendetwas an mir nicht gefällt, wenn irgendetwas anders ist als Du es wünschest. Gerade das wovon Du glaubst, daß ich es nicht gern höre, womit Du glaubst mir etwas Unangenehmes zu sagen, das sei Deine erste Angelegenheit mir offen zu bekennen, dann wirst Du sehen, wie wir glücklich zusammenleben. Nimm Dir das fest vor, wenn Du glaubst, daß ich etwas gern hätte was Du nicht leiden magst, wenn Du denkst, daß ich etwas nicht gern wollte was Du gern willst, dann sage mir ja geschwind Deinen Wunsch, Deine Meinung, Deinen Willen, und Du wirst sehen, daß uns eben dies sehr glücklich machen wird. Also niemals lieber Engel wirst Du mir irgendetwas verschweigen, was Dir unangenehm ist."

An ihrem neunzehnten Geburtstage, 3. Sept., erhielt Karoline diesen Brief, sie antwortete: „Ich hatte eine unbeschreibliche Freude

darüber, mehr als über alle andern Geschenke; aber lieber Fries, Sie fragen mich, ob ich es wol ganz bedacht hätte, wie wichtig der Schritt wäre den ich thäte, und das soll ich Dir nun beantworten Auge in Auge! Lieber bester Fries, wie kann ich denn da anders wählen? Denn immer bei Dir zu sein das denke ich mir als das größte höchste Glück meines Lebens." Der Winter 1805—6 ging dann auch noch hin; in Fries' Briefen wechseln Ausdrücke der Ungeduld über die Verzögerung des Wiedersehens und den „erfrorenen Winter" mit Sorgen wegen des Auskommens in Heidelberg und ob es Karolinen nicht dadurch zu schwer werden und misfallen werde. „Bisher", heißt es einmal, „dachte ich immer: eher nehme ich gewiß keine Frau, bis ich ihr ganze volle Ruhe und reichliche Versorgung schaffen kann, und ebendeswegen war ich so zurückhaltend gegen Dich und erklärte mich Dir so lange gar nicht bestimmter, da schon immer mein Herz ganz an Dir hing; auch nur die sehr guten Aussichten, die ich hier fand, machten mich so dreist mich jetzt gegen Deine Mutter zu erklären. Aber nun kann ich doch in einige Verlegenheit wegen meines Hauses in Jena kommen, das sich jetziger Zeit gar nicht verkaufen lassen will; ferner kommt nun noch der böse Krieg dazu, der läßt mich fürchten, daß mein Gehalt nicht so bald erhöht wird, als sonst geschehen wäre. Dabei stehe ich mich wol immer so, daß wir zusammen leben können, aber nicht so leicht und reichlich, wie ich es Dir wünsche." Oder ein anderes mal: „Freilich jetzt in der Hauptstadt" (sie ist in Weimar bei ihrem Oheim dem Geheimerath v. Voigt) „in adeligen Häusern da wirst Du das hohe und vornehme Leben so gewohnt, gehst nur so bei der Tante Excellenz aus und ein, als wenn Du selber eine halbe wärest, da wird's freilich bei mir abstechen mit dem hainbüchenen Professorwesen." Aber bald werden alle Bedenken von beiden wieder abgeschüttelt: „Nichts, gar nichts könnte ich arbeiten, wenn ich den Sommer noch ohne Dich sein sollte, ich glaube ich würde krank, ich weiß wie es mir jetzt schon geht." „Hier ist ewiger Regen und trüber Himmel, und der macht mich krank und mismuthig, bis Du kommst und mir den Sonnenschein ersetzest; durch ein nasses Fegefeuer des Winters gehe ich in den Himmel des kommenden Sommers ein."

---

2. Heirath. Streitschriften. Kritik der Vernunft.

1806—1807.

Kaum waren die vier lästigen Wintervorlesungen geschlossen, — „bald ist das Elend überwunden, und dann soll es wenigstens so nicht wiederkommen, hernach bist Du da, tröstender, helfender, liebender Engel“, — so reiste Fries nach Thüringen ab, um seine Karoline nun erst zum ersten mal als seine Verlobte zu sehen und bald darauf auch ganz mit ihr verbunden zu werden: am 22. April 1806 wurden sie auf dem Schlosse Allstedt getraut. „Bald darauf mußten wir abreisen“, schreibt er, „weil ich ohnehin zu spät hierher zurückkam. Der Vater und die Geschwister brachten uns nach Eisenach, es war das herrlichste Frühlingswetter, und wir waren in Eisenach und seiner schönen Gegend zwei Tage sehr vergnügt. Sonderbar war es uns nachher zu Muthe, als wir zuerst so allein durch die Welt fuhren, aber die Reise war unbeschreiblich schön. Aus dem kaum erwachenden Frühling kamen wir über Fulda und Hanau Stunde für Stunde in das erste Grün, die ersten Blüten, volles Grün, schon vollendeten Sommer; ich sah alles von Neuem zum ersten mal, und endlich die hiesigen himmlischen Gegenden.“ „Als wir in Eisenach von der Familie schieden, mußte es Karolinen wol sonderbar scheinen, in der Welt mit mir allein zu stehen, sie fürchtete sich im ersten Augenblicke gleichsam vor mir. Als aber von Fulda an die Reise interessant wurde, vergaß sie in heiterer Freude über dem Schönen und Neuen alle Aengstlichkeit; so führte ich sie zuletzt an der herrlich blühenden Bergstraße mit ihren schönen Schlössern und Aussichten hin nach Heidelberg mit den fröhlichsten Hoffnungen.“

Diese erfüllten sich auch reichlich für das häusliche Zusammenleben beider; nicht ganz so gut für ihren geselligen Verkehr mit den heidelberger Collegen und Colleginnen. „Karoline fand sich wohl in ihrer neuen Lage, aber aufs beste hatte ich es dem unerfahrenen, wenig geschickten und noch weniger gelehrten Kinde eben nicht bereitet; ich versäumte sie der gegen jedermann mütterlich gesinnten Voß näher zu führen, die ihr bester Schutz geworden sein würde; meine Freundinnen“, Frau Heise, Martin, Thibaut u. a., „waren zu viel älter und hielten viel zu viel auf Fleiß, Anstelligkeit und Gewirbigkeit, als daß mein ungeschicktes liebliches Kind ihnen hätte gefallen können.“ „Daß wir zwei miteinander leidlich gut zurechtkommen würden, war uns leicht im voraus zu versprechen. Dafür haftete Karolinens unbeschreib-

lich gutmüthiges Wohlwollen mit meiner Liebe zu ihr und durch beides ihre Anhänglichkeit an mich. Dafür sprach unser gleichgestimmtes, leichtsinniges, sorgenfreies Temperament; dafür selbst beiderseitige Unbeholfenheit, welche machte, daß kein Theil dem andern seine Fehler groß übel nahm. Endlich, was sehr wichtig war, Karoline war freilich kindlich lebensfroh, ich viel älter und philosophischer hatte durch meinen Herrnhutianismus einen übertriebenen Widerwillen gegen die Geschmacklosigkeit unsers Theaters, gegen die Albernheit der städtischen, geselligen Vergnügungen in Ball, Concert und Klatschthee, gegen alle weiblichen, geselligen Ziereveien mit Musik, Zeichnen, belles lettres und Gelehrsamkeit. Ich muß mir gestehen, daß ich dadurch Karolinen manche Stunde der Freude, manche Gelegenheit der Unterhaltung selbst mit mir entzogen habe; aber auf der andern Seite wir hätten bei unserer Ungeschicklichkeit die Kosten eines solchen Lebens nicht tragen können, Karoline wäre bei dem Mangel an Vorbereitung leicht durch allerlei Flitterstaat verdorben worden, anstatt dessen daß nun meine Art zu sein auf die größte Schönheit ihres Gefühls in herzlicher Theilnahme, ernstlicher Familien-Liebessorge und natürlicher Unbefangenheit unangetastet von aller Ziererei wenigstens sehr begünstigend einwirkte." „Wir zogen uns im Ernst auf unsern Kreis mit einigen jungen Leuten zurück. Unsere schönen Parthien waren die, die wir selbst mit einigen wenigen Freunden veranstalteten; an großen Parthien nahmen wir nur gezwungen Antheil und lernten bald die Weiber auslachen. Dabei blieb Karoline zu sehr allein; ich hatte zu viele Bekanntschaften, die sie nicht theilen wollte; indessen gehörte es zu meiner Hausordnung, daß ich abends immer mit ihr zusammenblieb und nicht ohne sie ausging, und diese häuslichen Gesellschaften wurden dann meist von meinen jungen Freunden belebt, von denen sich immer eine Anzahl näher an mich anschloß." An Brentano's Frau, einst Sophie Mereau, hatte sie sich näher angeschlossen, aber noch 1806 starb diese im Kindbett.

Damit ist denn eigentlich schon für die ganze Zeit, welche Fries in Heidelberg zubrachte, ein Bild seines dortigen häuslichen und geselligen Lebens gegeben. Es fehlte zwar nicht an Veränderungen darin in Freud und Leid, welche hier sogleich für die ganze Zeit mit Fries' eigenen Worten zusammen erwähnt werden mögen. „Im Februar 1807 brachte mir Karoline unser erstes Kind, ein Mädchen, das wir aber schon nach vier Wochen wieder verloren, wol großentheils durch unsere Unerfahrenheit; dieser Verlust gab mir den lebhaftesten und dauerndsten Schmerz im Leben, vorzüglich durch das Mitleid mit der

Mutter, welches mir selbst bei der Mutter Tode das Mitleid mit den verlassenen Kindern überbot." Am 19. April 1808 folgte „Karolinens zweite Niederkunft mit zwei Mädchen, die wir Fanny und Betty nannten; Fanny die stärkere verloren wir aber schon in vierzehn Tagen wieder; hingegen die schwächliche kleine Betty gedieh anfangs bei einer Amme recht gut". Die „dritte Niederkunft, die uns am 31. März 1810 im früh schon blühenden Frühling Luisen brachte, verlief ruhiger und freundlicher". „Darauf brachte das Frühjahr 1812 uns wieder trübe Tage; Karoline brachte mir im Februar unsern ersten Sohn Friedrich Heinrich, den wir aber schon den dritten Tag nach seiner Geburt wieder verloren. Freundlicher verlief der Empfang unsers zweiten Sohnes Otto Friedrich am 30. Juni 1813 und der des dritten Leopold Friedrich den 22. Sept. 1815." Erst in Jena wurde Fries' jüngster Sohn Hugo am 9. Jan. 1818 geboren.

Die neue Häuslichkeit ließ auch Fries' literarische Thätigkeit wieder zunehmen, während sich die akademische verminderte. „So innig mich die Herzlichkeit Deines letzten Briefes erfreute", schreibt Fries im Juni 1806 an Reichel, „so komisch wurde mir der Nachhall meiner winterlichen Unglücksgefühle in ihm. Alle meine Sorgen sind vergessen, ich lebe jetzt sehr glücklich, wozu auch das beiträgt, daß ich durch meine verspätete Rückkunft fast gar kein Collegium zu Stande gebracht habe. Die größte Noth für mich in vorigem Winter lag in den vielen Collegien. Zum Lesen tauge ich gar nichts. Du lobst meinen Styl, das schmeichelt mir; aber Reden kann ich nicht halten. Vor dem gewöhnlichen Charlatans-Enthusiasmus der philosophischen Redner ekelt mir, ich habe mich also gar nicht darauf geübt. Hören muß mich niemand; die Leute wollen also immerfort nur unterhalten sein und dafür bin ich zu ernsthaft und wissenschaftlich. Zu dem allen ist das philosophische Interesse fast ganz verschwunden und hier am wenigsten der Ort dafür. Ich interessire mich nur für meine Schriften und schreibe endlich an der Anthropologie, deren Geburtsstunde in Niesky geschlagen hatte. Meine vier Collegia, aber nicht alle täglich, waren vorigen Winter System der Philosophie, reine Mathematik, Naturrecht, Aesthetik; auf alle war ich verhältnißmäßig schriftlich präparirt, aber das Vortragen selbst geht mir nicht von der Hand. Jetzt lese ich nur System der Philosophie und Geometrie." Im August entfällt ihm wol noch einmal die Klage an den herrnhutischen Freund: „Mit Dir kann ich meine Freude und Ruhe wol nicht messen, denn die verlassenen Penaten strafen mich wol noch lange ein wenig, sonst aber lebe ich doch sehr vergnügt und gut mit meiner Karoline." Aber

Ende Septembers heißt es dann wieder: „Ich befinde mich noch vollkommen so wohl, als beim Schreiben meines letzten Briefes, jetzt sind nun gar die Ferien mit dem schönsten Herbstwetter, und mein trübes Logis habe ich mit einem sehr freundlichen vertauscht, welches hinten über Weinberg und Gebüsch in die Ruinen des Schlosses, vorn über die Stadt auf den grünen heiligen Berg sieht, und inwendig so sauber und niedlich ist wie ein Herrnhuterhaus."

Jenseit dieses Hauses aber hat er ziemlich viel Misfallen an den öffentlichen Zuständen vor der Schlacht von Jena. „Die politische Lage vorzüglich dieses Landes ekelt mich an; wollte Gott, daß wir vom bevorstehenden Kriege mehr Ehre erlebten. Es ist gar zu erbärmlich sich von diesen Menschen ohne alle Idee, selbst die gemeinste, despotisiren zu lassen, von Menschen, deren erste sich nur zur gemeinsten Herrschsucht erheben, während ihre Knechte nichts als Geldgier kennen und Fressen und Saufen. In der gelehrten Welt philosophischen Antheils sehe ich nichts als die gleiche Erschlaffung des politischen; der allgemeine Versuch sich mit der All-Einheit über die Alles-Einerleiheit der Langenweile zu trösten, indem man sich in naturphilosophischem Unsinn berauscht. Hast Du Fichte's Anweisung zum seligen Leben gelesen, worin er sich bestimmt als Philosophen zur Quintessenz der Gottheit potentiirt hat?" Kurz vor der Schlacht von Jena hat Fries sein dortiges Haus noch verkauft, nur haben ihm die Franzosen dort nach der Schlacht den Rest seiner Mobilien verwüstet: „mein Schaden beträgt etwa 100 Thlr.; wie froh bin ich, daß ich das Haus los geworden bin; pecuniär hätte ich freilich gescheiter gethan, ich hätte es nie gekauft und hätte meine etliche hundert Thaler nur so aufgegessen, aber damit hätte auch mein ganzes Leben eine andere Wendung genommen, Gott weiß ob ich dann je nach Allstedt und Heidelberg gekommen wäre."

Im Winter von 1806 auf 1807 erhielt Fries wieder mehr Muße; „ich tauge wenig zum Professor", schreibt er seinem Schwager W. Erdmann (1. Dec. 1806), „und lese fast gar nichts aus Mangel an Zuhörern, denn es gibt fast lauter Juristen in dem letzten halben Jahre hier, die keine Philosophie mögen". Er schickte jetzt seinem größern Werke zwei kleinere Arbeiten voran, eine Streitschrift: „Fichte's und Schelling's neueste Lehre von Gott und Welt beurtheilt" und eine Abhandlung über „Atomistik und Dynamik", die letztere mitgetheilt im Bd. 3 der „Studien" von Daub und Creuzer, welchen Fries, wie er einmal sagt, sich dadurch nähern wollte. Die erstere Schrift sucht die Lehren, „welche durchaus der mythologischen Tiefe von

Schelling's Phantasie bedurften, um ihre speculative Flachheit zu verbergen", nur nach der Frage zu beurtheilen, „was dadurch für die Philosophie als Wissenschaft gewonnen sei", und findet freilich keinen Gewinn, wo statt der Untersuchung, was die Idee der Gottheit im menschlichen Geiste sei, beliebige Versicherungen vom Sein als Selbstbejahung und demnach von Gottes Sein als Selbstoffenbarung und Selbsterkenntniß abgegeben und gnostisch ausgeführt würden. In der Abhandlung über Atomistik und Dynamik, welche er in einem Briefe an Reichel „eine Ausführung von S. 312 und 313 im Band 2 seiner Kritik der Vernunft" nennt, erkennt er es wol als Verdienst Schelling's an, durch Entgegensetzung der dynamischen Ansicht, durch Statuiren activer Kräfte der Materie über das Erklären der Veränderungen blos durch passiven Stoß und passive Härte der Atome erhoben zu haben, „nur", sagt er, „hätte er nicht meinen sollen, daß er damit über das Gebiet der mathematischen Physik herausgreife"; auch alle Formen der Organisation wie des Naturmechanismus unterliegen blos ihrer Erklärung, und „jeder besonnene Physiker verweist die Ideen des freien und absolut nothwendigen Wesens aus dem Gebiet seiner Wissenschaft, denn beide sind zu klar mit dem höchsten, was er sucht, mit dem Naturgesetz in Widerspruch"; es bleibe bei dem Dualismus materieller und geistiger, natürlicher und ideeller Weltansicht für die menschliche Erkenntniß, und alle Physik hat es blos mit der erstern zu thun; auch „Mechanismus und Organismus ist ein ganz materieller Gegensatz; wenn wir den Organismus lebendig nennen, so verstehen wir unter Leben nur die Form einer Bewegung, die sich selbst erhält".

Daneben arbeitet Fries nun auch bereits „an der Herausgabe seines Hauptwerks, der nun seit elf Jahren bearbeiteten philosophischen Anthropologie; Wilhelm von Beaulieu", ein jüngerer Freund und Schüler, welcher ihm von Jena nach Heidelberg nachgefolgt war, „taufte mir das Kind neue Kritik der Vernunft", und der Buchhändler Zimmer nahm es in Verlag. „Bin ich damit fertig", schreibt er 8. Dec. 1806 an Reichel, „so weiß ich, daß ich etwas Bestimmtes für die Philosophie geleistet habe; aber ich fürchte sehr, daß es mit der Aufmerksamkeit des Publicums langsam gehen werde. Das Interesse für Philosophie ist ungemein gesunken, seit wir alle Weisheit so gefressen haben, daß gar niemand mehr weiter Appetit hat, und das Restchen Philosophie, was noch durch Schelling in Athem erhalten wird, verzehrt sich in Albernheiten. Heidelberg ist doch eine der ersten Universitäten, wir zählen auch Philosophen die Menge, lauter halbe

Schellingianer, gegen die mir's geht wie Kanten; selbst meine Sprache wird gegen die neuen Participia und die Construction unbeholfener Uebersetzungen aus dem Griechischen altmodisch; diese Leute schreiben gerade wie ich als Knabe, da ich den Johannes Müller nachahmen wollte. Da haben wir den Theologen Daub, der käuet an einem halben Gedanken über die Gottheit, den er noch nie ganz gedacht hat, doch ist er noch der gesundeste von allen. Zweitens Creuzer, ein Philolog und echter Participiumsheld, der lauter gelehrte Noten ohne Text schreibt. Drittens Kastner, er schreibt das absurdeste Zeug, wie Du sehr richtig bemerkt hast, hast Du die Studien gelesen? Auch sind Schelver und Görres hier. Die Möglichkeit, daß solche literarische Erbärmlichkeiten nur ihren Platz behaupten, liegt einzig in dem was Fichte treffend bemerkt: je mehr wir schreiben, desto weniger wird gelesen. Doch vielleicht vergleicht sich dieses gedankenlose Wortmachen mit der populären Plattheit, gegen welche Kant unmittelbar auftrat." „Meine Klage", schreibt er 1807 an Zezschwitz, „ging darauf, daß mir für meine Person alle wissenschaftliche Freundschaft fehlt, indem es hier keinen Menschen gibt, der sich nur erträglich für Philosophie interessirte. Es lehren jetzt Mathematiker und Philosophen von allen Sekten hier, Langsdorf, Zimmermann, Kastner, Görres, Schelver, Weidenbach u. s. w., aber keiner findet Beifall, dies alles gedeiht auf hiesigem Boden nicht, und unter den Lehrern hat keiner ein philosophisch gutes Gewissen, indem sie doch alle nur Nachbeter sind."

Sonst wird er im Sommer 1807 etwas zufriedener mit seinen akademischen Verhältnissen; „mein eigenes Collegium", meldet er Reichel, „ist mit 29 Zuhörern besetzt, da ich voriges Jahr nur 9 oder 12 hatte"; aber dann: „Ich beneide Dich wahrlich recht sehr um dies bei Euch so bleibende Band jugendlicher Freundschaft. Das ersetzt sich doch wol nirgends wieder, und wenn es auch nicht unter den Einzelnen an Treue fehlt, so interessirt man sich doch mit niemand so gleichmäßig und versteht sich nicht so ins Innerste. Ich bin hier mit vieler Liebe aufgenommen, aber das ganze Verhältniß taugt doch wenig. Mit den Männern und ihrem Geschäft bin ich doch in keiner bestimmten Berührung, keiner sieht die Welt an wie ich und im Grunde traut mir auch keiner. Auf die Dauer ist einem doch in einer solchen Lage nicht wohl. Alles würde sich freilich ändern, sobald ich zum beliebten Docenten würde, das heißt aber niemals. Recht eigentlich wohl befinde ich mich also nur zu Hause und mit meiner Schriftstellerei." Im November 1807 lautet es noch zufriedener: „Der Be-

such von meiner Schwester machte mir den Sommer recht angenehm, drei Wochen waren wir theils in Karlsruhe, theils in Baden-Baden im Bad; auch nachher habe ich vernügt gelebt, und ich glaube, daß sich mir allmählich mehr innere Ruhe und ein sicheres Gefühl für mein ganzes Wesen zugesellt als ich hatte, seitdem ich hier bin. Meine Hypochondrie ist wieder verschwunden und auch zum Collegienlesen habe ich mehr Zutrauen; wenn der Wille Gottes mich begünstigt, so kann es noch besser werden, als ich bisher hoffte, aber auch wenn das nicht wird bin ich sehr ruhig. Ich muß viel darauf rechnen, welche Sensation meine Kritik machen wird; einen harten Stand bekommt sie auf jeden Fall, wenn sie sich im Publicum vordrängen will, sowol gegen die Indolenz des philosophiesatten Publicums, als gegen den Mysticismus derer, denen das Maul vom Fette der Heiligkeit trieft, als ob sie Schweinebraten gegessen hätten." „In den Göttinger Anzeiger bin ich wol deshalb nicht, weil ich nirgends von Bouterwek Notiz genommen habe; Bouterwek schreibt gut, ist gründlich gelehrt, aber ein seichter Philosoph; auch mit Herbart harmonire ich nicht." Und im December 1807 schreibt er an Beaulieu: „Ich recensire weidlich in die Heidelberger Jahrbücher, aber wenig Philosophisches. Die Philosophie darin wird erbärmlich ausfallen: Daub, Marheineke, Eschenmayer. Am dritten Theil meiner Kritik wird langsam fortgedruckt. Mit meinen Zuhörern ist es ziemlich der alte Kram; ich hoffe mit Dir alles von der Zeit. Allerdings würde eine politische Wendung der Dinge allein einen kräftigen Umschwung der Denkungsart geben können; aber langsam und ohne viel Lärm verspreche ich mir doch schon früher einigen Erfolg. Es wechselt nämlich in der Philosophie beständig das Verlangen nach strenger Wissenschaft mit dem nach populärer Darstellung und rhetorischer Decoration ab, weil die letztere sich in ihrer Seichtigkeit bald selbst tödtet. Nun sind wir jetzt schon wieder ziemlich beim Popularisiren, z. B. bei dem leeren Klang schöner Worte in Schelling's neuer Rede über das Verhältniß der bildenden Kunst zur Natur. Darauf könnte dann auch wieder einmal nach Wissenschaft gefragt werden, und dann, möchte ich sagen, bin ich jetzt in Deutschland der einzige der antwortet."

Dies Selbstgefühl war noch natürlicher als sonst gerade jetzt, wo Fries in die drei Bände seiner neuen Kritik der Vernunft die Hauptarbeit seines Lebens niedergelegt hatte. Freilich befriedigte die Ausführung ihn selbst nicht in aller Hinsicht. „Ich bin überhaupt", schreibt er an Reichel (29. März 1808), „mit der Bearbeitung des ersten Bandes weit besser zufrieden als mit der des zweiten. In-

diesem fühle ich den Mangel selbst sehr gut, daß meine schwierigen Untersuchungen im ersten Abschnitt und in der ersten Abtheilung des zweiten nur sehr dunkel rechtfertigen warum sie dastehen. Sollte es mir gelingen diesen Theil noch einmal für eine zweite Auflage zu bearbeiten, so müßte vorzüglich die Einleitung weit wichtiger werden; ich würde in dieser die Zwecke aller Metaphysik bestimmter ins Auge fassen und dem näher folgen, wie sie sich als apodiktische Form allem Gehalt der Physik und Geschichte überordnet; nachher würde ich historisch dem Gang ihrer Entwickelung kurz folgen, und zeigen, wie sich durch Intuition und Induction allmählich die Speculation als alleinige wahre Philosophie vorbereitet. So kämen die Resultate des ersten Bandes hier sogleich besser in Gebrauch; dann müßte nun noch der entscheidend wichtige Gehalt von §. 95 angeben, was wahre Speculation sei und worauf ihre Sicherheit anthropologisch beruhe. Ferner mit der Deduction der Ideen bin ich ganz zufrieden, aber mit der Naturansicht und mit den regulativen Principien weit weniger. Ich war hier durch die Trockenheit der Sache und die Leichtigkeit, mit der uns die Naturphilosophen etwas Glänzendes geben, sehr genirt." Ebenso schreibt er viel später darüber noch an einen Schüler, den früh verstorbenen Professor Mirbt in Jena: „Für den ersten Band war ich hier vollkommen vorbereitet, indem sich seine Untersuchungen neben die kantischen reihten zur Fortbildung der Kritik. Hingegen mit dem zweiten Band blieb ich mehr in Verlegenheit. Hier traf ich ganz auf den Text von Kant's Kritik der reinen Vernunft, den ich doch nicht ausführlich wiederholen wollte und für den ich doch die Hülfsmittel und die Methode der Deduction zu ändern hatte. Dies ließ meine Darstellung in den mittlern Theilen schwer verständlich bleiben und der Lehre von den regulativen Maximen nur eine polemische Ausführung geben. Auf dem Standpunkt des dritten Bandes fühlte ich mich wieder sicherer, besonders im ersten und zweiten Buch. Im dritten Buch verläuft die Darstellung zuletzt wieder zu sehr in Polemik. Dabei hatte ich nicht gut gethan «Wissen, Glauben und Ahnung» voraus besonders zu geben; besser wäre es gewesen, die Ausführungen ihres Ortes in die Kritik einzuschalten; in der zweiten Auflage der Kritik (1829—31) suchte ich besonders der Unverständlichkeit des zweiten Bandes abzuhelfen." Auf den dritten Band, bemerkt er später einmal, habe auch das noch nachtheilig eingewirkt, besonders in der Beurtheilung des Christenthums, daß er erst später das Gesetz der Gedankenentwickelung in der Geschichte der Philosophie, so wie er es 1810 in Creuzer's Studien vorgetragen, kennen gelernt

habe.*) Aber dabei blieb es nun doch, daß er sich freuen konnte, wie er es ausdrückt, „etwas Bestimmtes für die Philosophie geleistet zu haben", einen werthvollen Beitrag zu ihrer Befreiung von den Schwankungen, welchen sie um so viel unterworfen blieb, als sie ein Spiel der Einfälle und der Geistreichigkeit blieb, und zu ihrer Annäherung an das Ziel ihrer Bearbeitung als exacte Naturwissenschaft, als Naturlehre des menschlichen Geistes geliefert zu haben. Von der zwiefachen Arbeit, deren es ihm zu methodischer Behandlung der ganzen Philosophie zu bedürfen schien, zuerst regressive Ermittelung aller in unserm Erkennen mit enthaltenen philosophischen Erkenntnißelemente, und erst nach dieser Grundlegung progressive Gestaltung von Systemen der Logik, der Metaphysik und der praktischen Philosophie, hatte er nun die Zuversicht, die erstere nach seinen Kräften beendigt und sich dadurch zu künftiger Bearbeitung der Systeme in den Stand gesetzt und erst berechtigt zu haben. Und wenn auch rasch und fließend in dem einen Jahre 1807 aufgezeichnet, war Fries' neue Kritik der Vernunft doch nicht erst so entstanden nach dem Wort „was sie heute gelernt das wollen sie morgen dociren", sondern sie war die reife Frucht zwölfjähriger Vertiefung eines Virtuosen in Behandlung des Instrumentes, welches bei dieser Naturforschung allein fördern konnte, eines Meisters in der Selbstbeobachtung und Selbstzergliederung. Die Freunde wünschten ihm Glück zur Errungenschaft; Freund Reichel, welcher die Kritik am fleißigsten durcharbeitet, wünscht, daß Lichtenberg und Lessing Fries auch noch hätten beurtheilen können, da sie dann sicher die Geistesverwandtschaft mit ihm anerkannt haben würden; Jacobi (29. Juli 1808) „darf vor jedermann bekennen, daß er das Buch vortrefflich findet" und ist „neugierig was Schelling thun wird", welcher dann nichts that, und Reinhold schreibt (3. April 1808): „Auf dem Felde gesunder, echter Psychologie sind Sie der größte Meister, den ich kenne, und Ihre treffenden und neuen Bemerkungen werden bleibenden Nutzen stiften, wenn die Naturphilosophie, die über alle gesunde und echte Physik hinausgeht, längst vergessen sein wird."

---

*) Eine ausführliche Selbstrecension seiner Kritik hat Fries gegeben in den Heidelberger Jahrbüchern 1808, S. 241—255.

3. Die Jahre 1808—12. De Wette, Neander, herrnhutische Anhänger. Neue Streitschriften. Logik.

Auf die Beendigung einer großen und anerkannten Arbeit folgt eine Zeit heitern Selbstgefühls. Dies sprechen mehrere Briefe von Fries aus diesem Jahre 1808 aus. In dem einen an W. von Beaulieu heißt es: „Ich gab Schelling philosophisches Popularisiren schuld und wollte gegen die Anbeterei der Alten sprechen; in beiden hast Du mich misverstanden. Mit dem ersten meine ich nicht, daß Schelling die Absicht hat gemeinverständliche Dinge zu schreiben, sondern ich setze dem streng wissenschaftlichen also logischen Bearbeiten das entgegen, was nur darauf ausgeht den Enthusiasmus anzustechen und das Maul der Gaffer offen zu halten. Aber ebenso gut das recht dunkel gehaltene Mysticirte als das oberflächlich Klare gehört mir zum Populären in der Philosophie. Eine mysticirende Philosophie wird aber auch meist sich selbst am Ende mit Oberflächlichkeit blamiren, sobald sie es wagt einmal verständlich zu sprechen. Es gibt doch auch wirklich schon modemitmachende Philosophen aus Schleiermacher's und Hegel's Bildung, die von dialektischer Schärfe rühmlich sprechen und ihren Mangel tadeln, das ginge mich mit an und im Guten. Was aber die Anbeterei der Alten betrifft, so behüte mich Gott mich an ihrer bildenden Kunst zu vergreifen, die halte ich gerade für das höchste Muster des Klassischen, wogegen wir nichts sind; eher könnte man sich noch mit dem Zahnstocher der Kritik an ihre Dichtung wagen, aber das alles meinte ich nicht; ich sprach nur von Philosophie und Geschichte der Philosophie. Du räthst mir Geschichte der Philosophie zu bearbeiten, das rathe ich mir auch, aber wer wird meine Geschichte der Philosophie sobald lesen wollen? Durch die Ohnmacht der Naturphilosophie sind der Philologie und dem bloßen Bücherscharren wieder gewaltig die Flügel gewachsen. Ist es doch den Leuten ungleich wichtiger zu untersuchen, mit welchen Worten dieser oder jener alte Bengel Absurditäten erzählt hat, als aufzufinden, was in der Philosophie die Wahrheit sei. Eine wahre Geschichte der Philosophie ließe sich mit einigem Geist ohne große Gelehrsamkeit leicht geben, aber wenn man nicht erst dem Teufel ein Ohr abcitirt, so glaubt einem kein Mensch. An der platonischen Weisheit ist z. B. gar wenig, die Diction ist da alles, der ganze Lärm damit gehört nur den Philologen, die nie philosophische Selbstdenker, sondern Nachschwätzer und Bewunderer sind. Wenn wir uns von dem Einfluß dieser ungeschickten Copirmaschinen nicht

befreien können, so kommen wir auf keinen grünen Zweig, denn deren ganzes Interesse ist es eben, gar keine philosophische Wahrheit und Wissenschaft zuzugeben, damit immer ein Schwätzer soviel Recht hat als der andere und man dann commentirend jeden in die Noten des andern darf abdrucken lassen."

Im Sommer 1808, wo Fries „zwei Stunden täglich (Logik und Naturrecht) vor wenigen Zuhörern, aber mit mehr Geduld als sonst" las, und wo auch durch Jacobi seine Aufnahme unter die correspondirenden Mitglieder der Akademie zu München bewirkt wurde, war auch von einer Berufung dorthin die Rede. Er schreibt darüber an Beaulieu (24. Juni): „An meinen münchener Ruf fange ich am Ende selbst an zu glauben, weil mir's die Leute so oft wieder sagen, ich weiß aber von nichts; Jacobi hat mir lange nicht geschrieben. Zwei Dinge sind für mich entscheidend wichtig: nicht mehr lesen zu dürfen, und leider auch Heidelberg zu verlassen oder wenigstens einen Ruf weg zu bekommen. Das erste ist verständlich; Heidelberg aber, so sehr es mir selbst mit seinen persönlichen Verhältnissen jetzt wohl thut, hat den Teufel in der Philosophie gesehen. Daub, Marheineke, Creuzer, Arnim, Görres, Brentano machen mir gegenüber ein so abgeschmacktes Ganzes, von ranzigem Oel der Frömmigkeit triefend und abgeschmackt ästhetisch, wie es mir noch vor kurzem nicht möglich geschienen hätte. Die Jahrbücher sind daher auch ganz für mich verloren, eher feindlich. Von diesen Philosophen möchte ich weg und zwar am liebsten zu Jacobi, der jetzt wol nicht viel mehr sein mag, es ehedem aber sehr war und der mir wohl will." Aehnliche Klagen gegen Reichel (24. Aug. 1808): „Mit dem Interesse für Philosophie steht's ganz erbärmlich, und bei dem allgemeinen Sklavensinn gegen Frankreich ist auch nicht leicht Besseres zu erwarten. Der philosophische Ton unserer Jahrbücher ist in allem unter aller Kritik, der Unsinn Ackermann's, F. Schlegel's und Marheineke's u. s. w. überbietet sich selbst. Ich habe nur am ersten Heft bedeutenden Antheil gehabt, Lotz, Butte, Schmalz und Bauer sind da von mir tractirt und nachher meine eigene Kritik; der naturphilosophische Kram treibt sich nun auch nur so ohne alle Energie mit leeren Worten vorwärts." „Mit meiner Schriftstellerei bin ich etwas auf den Sand gerathen; ich schreibe an einer Philosophie der Mathematik, einem trockenen Ding, wo die Hauptsache immer ist, fremde Fehler aufzukratzen und sehr einfache Wahrheiten dafür gelten zu machen. Der zweite Theil, den ich eben anfangen will, betrifft Kant's metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft; manches ist schwierig dabei, aber niemand wird's mir danken, indessen

das muß auch einmal gemacht sein. Ueber die Art, wie dies Buch erscheinen soll, bin ich noch nicht im Reinen, denn eigentlich gehört die ganze Naturphilosophie mit hinein, das wäre etwas sehr Weitschichtiges." Auch über seine vollendete Arbeit spricht er sich zusammenfassend gegen Reichel (25. Oct. 1808) aus: „Die Hauptsache in meiner Lehre ist, daß sich für unsern Geist natürliche Ansicht der Dinge mit theoretischer Unterordnung und ideale Ansicht mit ästhetischer Unterordnung scheiden. Natur, Begriff, Theorie sind Sache der Wissenschaft und des Verstandes; ewiges Wesen, Idee und Aesthetik sind Sache des Lebens und des Geschmacks. Hierdurch wird die große weitgreifende Bedeutung des Aesthetischen in unserm Geiste bestimmt, welches sich für das Praktische oder den Zweck im Wesen der Dinge nur selbst Gesetz und Regel geben kann. Ideenlehre und Religionslehre beschäftigen sich eigentlich nur mit leeren Formen, durch die wir das innere Princip des Glaubens auszusprechen suchen; die Unterordnung des Lebens unter dies Princip geschieht aber nur durch das Schöne und Erhabene, überhaupt durch ästhetische Idee. Dieser Theil meiner Lehre, der im System selbst die untergeordneten Ansprüche anerkennt, welche System und Wissenschaft allein machen können, ist am meisten mein Eigenthum und von Kant am wenigsten vorbereitet, aber gerade das Wesentlichste meiner klaren Verstandesansicht, die sich aller Mythen und alles Aberglaubens entschlägt und nichts der Art bedarf. Ich hoffe, daß wenn dies ins Leben eindringt, Aesthetik und Geschmack wieder mit gleicher klarer Besonnenheit hohe Ansprüche an das Leben geltend machen werden, wie zur Zeit der Homerischen Dichtung im Gegensatz gegen die abenteuerlichen früheren orphischen und indischen. Aber freilich Stärke des Verstandes ist unserer Zeit sehr rar." Und weiter auf einen Einwurf Reichel's (3. Dec. 1808): „Ich gebe Dir zu, daß Mythus und Symbol immer nur von den Gebildeten bestimmt von der Wahrheit wird unterschieden werden, aber die sollten es wenigstens unterscheiden. Vorzüglich aber meine ich, daß es möglich und gut sei, die sittliche Ausbildung des gesammten Volks von aller Mythologie und Symbolik unabhängig zu machen. Sittlichkeit gehört zur praktischen Naturansicht, die für sich besteht; alle Religionslehre hingegen ist nur praktisch ideale Ansicht der Dinge und also bloße Sache des Glaubens. Endlich noch sogar die ersten Formen der religiösen, ästhetischen Auffassung der Natur sind weder symbolisch noch mythologisch, sondern die, die ich (§. 247) der Kunstanschauung der Natur zuschreibe; es würde sogar der Ausspruch des religiösen Glaubens

noch ohne Mythus und Symbol zur Sittlichkeit hinzukommen können in der reinsten und einfachsten Religiosität. Erst die künstlichern Anforderungen der Dichtung führen uns das Mythische und Symbolische zu diesem ersten und einfachsten hinzu. Indeß glaube ich gern, daß dieser mein ganzer Vorschlag für unsere Zeit unanwendbar wird. Der einfache Gang dieser religiösen Ausbildung wird nur durch die Vollendung der reflectirten Ausbildung erhalten, die sich von allem frühern lossagt und dann ganz verständig das neue findet und ergreift. Darüber aber scheint unser Zeitalter weit hinaus und ins Blaue zu schweifen."

Auch in den beiden nächsten Jahren 1809 und 1810 dauern die Klagen über Heidelberg fort, denn zu einer Berufung nach München kam es nicht, und eine andere nach Leipzig zerschlug sich auch, „der mit Dir leider concurrirende Krug", schreibt Karl von Zezschwitz (28. Sept. 1808), „ist mit 800 Thlrn. in Leipzig angestellt"; er erwähnt vorher, daß zu gänzlicher Reform dieser Universität eine besondere Commission unter Direction des Präsidenten von Nostitz und des Oberhofpredigers Reinhard dahin abgegangen sei. „Ich wäre allerdings sehr zufrieden", schreibt Fries im Jahre 1809 (2. Aug.) an Reichel, „meiner Lehrerei entnommen zu sein, indem so wenig dabei herauskommt, die Philosophie jetzt so wenig gilt und man meinen Kram hier deshalb eben nicht groß achtet. Am schönsten denke ich mir die Sache immer so, daß ich meine Schriften eine Weile sich selbst überließe, mich nur zur Erholung mit Philosophie beschäftigte und eigentlich ein ganz anderes Gewerbe triebe. Hätte ich nur Teppiche machen lernen, wie der Apostel Paulus, so wäre dazu schon Rath, aber wie nun? Ich kann das andere noch nicht finden. Fürs erste werfe ich mich hier in die Politik, die ich nächsten Winter, geliebt's Gott, lesen will."

Auch im folgenden Jahre 1810 noch ähnliche Klagen gegen Reichel (13. März), während sonst, seit Reizenstein 1809 wieder Minister geworden war, Fries' Stellung durch diesen äußerlich verbessert wurde. „Mich drückt die Wahrheit am meisten, wie unsere Jugendblütenträume verflogen sind, und an ihre Stelle der männliche Ernst des thätigen Lebens hätte treten sollen. Ihr alle habt euern festen Geschäftskreis gewonnen, und seid so mit euerm Schicksal versöhnt. Aber für mein Leben hätte die Hoffnung bei jenen Ideen bleiben sollen, denn so wie es ist drückt es mich täglich, daß ich zum Geschäftsleben verdorben bin. Im Grunde lebe ich einzig in der Hoffnung, daß meine literarische Thätigkeit sich eminent geltend machen solle, und ge-

hört diese Hoffnung nicht eben auch zu jenen lieben Träumen? die Wahrheit müsse siegen über Mode und Vorurtheil, wenn sie sich nur zeige? Daß ich die Wahrheit sage, davon bin ich fest überzeugt; daß sie siegen wird, davon auch, wenn es gut geht; aber wann? ob durch mich? ob gegen mich? darauf bin ich nicht berechtigt die Antwort zu verlangen, davon hätte ich also auch mein Leben nicht abhängig machen sollen. Du hast mich einmal mit Lessing verglichen, aber ich bin kein Gelehrter, und welche Gemeingefälligkeit der geistigen Erscheinung bei ihm, trockene Form dagegen bei mir. Vergleiche ich mich dagegen mit Kant, so bin ich nicht fleißig, kein so guter Professor und habe dennoch den Muth, den er nicht hatte, eine Familie zu stiften. Ich habe mich von Jugend auf gewöhnt nur gelegentlich etwas zu denken und zu träumen, und warte noch auf eine Eingebung, die mich lehre, gerade auf diese Weise mit Familie gemächlich und gemüthlich zu leben. Das wird um so weniger gerathen, da in dem gelehrten Universitätsleben das gelehrte Schanzarbeiten wieder recht vorherrschend wird."

Eine besondere Freude aber hatte Fries in diesen Jahren bis zum Herbst 1810 durch den vertrauten Verkehr mit einem jüngern Collegen, welcher so viel Interesse an seiner Philosophie gewann, daß er einer seiner bedeutendsten und sicher sein einflußreichster Schüler wurde. Wilhelm Martin Leberecht De Wette, im Jahre 1780 geboren, also nur sieben Jahre jünger als Fries, war siebenundzwanzigjährig im Jahre 1807 von Jena nach Heidelberg berufen, zuerst als außerordentlicher Professor der Philosophie und dann der Theologie; seine Studien wie seine schriftstellerische Thätigkeit hatten sich bisher vorherrschend auf Auslegung und Kritik des Alten Testaments beschränkt, und wie er durch die große epochemachende Freiheit, mit welcher er sich hier bewegte, öfter zur Skepsis geführt war, so war er noch unentschiedener in der eigentlichen systematischen Theologie, und Fries fand ihn verzweifelnd daran, daß sich überhaupt hier der von der Dogmengeschichte aller Zeiten bezeugten Manchfaltigkeit der Auffassungen gegenüber Einsicht statt bloßer Kenntniß und ein festes Urtheil mit Anspruch auf alleinige Begründung gewinnen lasse. Diesen Zweifeln und Schwankungen trat nun Fries mit der vollen Zuversicht entgegen, eine davon befreiende, allein richtige und erweisliche Lehre über die Hauptfragen der Erkenntnißlehre in seiner Gewalt zu haben, und in ununterbrochenem Verkehr, besonders auf regelmäßigen und häufigen Spaziergängen bemühte er sich, diese seine Lehre und ihre Anwendbarkeit De Wette einleuchtend zu machen. Dies aber gelang

nun in einem Maße, nachdem De Wette sich einmal in der Weise mit Fries' Lehre vertraut gemacht hatte, wie diese es forderte, nämlich nicht bis zum Nachsprechen, wol aber bis zur eigenen Einsicht und bis zum Bestätigtfinden im eigenen Innern, daß De Wette niemals wieder davon loskam. Erst im Besitz der hier gewonnenen philosophischen Selbsterkenntniß und unter dem Eindruck ihrer Evidenz vermochte er an ein darüber aufzubauendes theologisches System Hand anzulegen. Auch die Production selbst, welche ihm auf diesem Grunde gelang, blieb durch dessen Eigenthümlichkeit ebenfalls durchgängig bestimmt; für allen in dasselbe verarbeiteten geschichtlichen Stoff wurde ihm die Beurtheilung und die Sachkenntniß auch vornehmlich von dorther, besonders durch die Anerkennung des durch alle menschliche Erkenntniß trennend hindurchgehenden Dualismus von Wissen und Glauben oder von natürlicher und idealer Erkenntniß geliefert, wie auch nachher seine Entwickelung der christlichen Sittenlehre durch folgenreiche Fries'sche Gedanken, wie durch seine Unterscheidungen von Pflicht und Tugend und Schönheit der Seele, vielfach bestimmt wurde. Es war ein großer Schmerz für beide Freunde, Fries und De Wette, daß auch De Wette im Herbst 1810 die große Zahl der heidelberger Lehrer vermehrte, welche auf die neue Universität Berlin berufen wurden; ein seitdem fortgesetzter Briefwechsel, wie sehr auch De Wette's Anhänglichkeit sich darin bewährte und befestigte, war doch beiden nur ein geringer Ersatz für ihre fast täglichen philosophischen Wanderungen und Gespräche. (S. Beilage 1 und 9.)

Bald nach De Wette's Abgang wurde ihm ein anderer noch jüngerer College dringend empfohlen. „Herr Dr. ph. Neander aus Hamburg", schreibt ihm Stieglitz aus Hannover (November 1810), „war immer mit dem seltensten Fleiß und Eifer den höhern Studien ergeben und hatte den wärmsten Beifall seiner Lehrer. Die erhabenste Reinheit der Sitten, ein echt religiöser Sinn zeichnen ihn aus. In allen irdischen Dingen ist er unerfahren, unbehülflich, kindlicher Art. Von schwärmerischen Richtungen, von Excentritäten blieb er nicht fern. Er hat die Absicht auf dortiger Akademie Vorlesungen zu halten und als Privatlehrer aufzutreten. Können Sie ihm nützen durch Rath und That, so thun Sie es gewiß." Aber Neander wurde für Fries doch kein Ersatz für De Wette, welchen er später wegen seiner Anschließung an Fries zu beklagen pflegte; er blieb auch nicht lange in Heidelberg und folgte De Wette'n bald nach Berlin. Einen andern Ersatz für De Wette nach dessen Abgange rühmt Fries an Gottlieb Anton Gruner erhalten zu haben, welcher nachher in Koburg und im

Nassauischen lebend durch einige pädagogische Schriften bekannt wurde; auf Spaziergängen mit ihm hing er schon im Sommer 1811 den nachher im „Julius und Evagoras" ausgeführten Phantasien nach. Mit Paulus, welcher nach De Wette's und Marheineke's Abgang nach Berlin Ostern 1811 nach Heidelberg berufen wurde, war Fries zwar schon von früher her befreundet und blieb es auch in Heidelberg; aber ein näheres Interesse für Fries' Lehre gewann Paulus nicht, der zwölf Jahre älter als Fries und funfzigjährig war, als er nach Heidelberg kam.

In der Ferne behielt und erhielt Fries auch noch an einem andern Orte zahlreiche Schüler, nämlich in seiner herrnhutischen Heimat. Wie er selbst ein Heimweh behielt nach der Brüdergemeine, obgleich er ihr abgefallen war, so betrachtete auch sie ihn jederzeit noch als einen der Ihrigen, behielt ihn als solchen im Auge, freute sich deshalb jeder Anerkennung, welche er fand, und machte auch in ihren Lehranstalten, wo es anging, von seinen Schriften Gebrauch, freilich besonders seitdem mehrere ihrer begabtesten und gebildetsten Mitglieder, welche zugleich Altersgenossen von Fries waren, in einflußreichere Stellungen der Gemeine aufrückten. Zu seinen nächsten Freunden gehörte Johannes Plitt, der Chronist der Brüdergemeine, welcher ihn jetzt im Sommer 1810 von Neuwied aus in Heidelberg besuchte, ferner der Schwager seines Christlieb Reichel, F. L. Kölbing, Stengard, Brahts und viele jüngere. Kölbing schreibt ihm von Niesky (31. Aug. 1810): „Lieber alter Freund, gern gebe ich Dir diesen Titel, da ich ja von allen Seiten höre, daß Du noch ganz der Alte bist in Freundschaft und Liebe und Kindlichkeit, ungeachtet der hohen Stufe, welche Du unter den Schöpfern neuer philosophischer Grundansichten erstiegen hast. Uns alle freut gerade diese Vereinigung von logischer Strenge des Raisonnements verbunden mit der Tiefe des innigsten Gefühls, und gerade das ist es, wodurch Du Dir in unserm Cirkel auch bei jungen genialischen Männern, die in bessere Zeiten mit ihrem ersten philosophischen Studium kommen als wir, soviel Freunde und warme Verehrer erworben hast. Den Frieden zwischen Kopf und Herz hast Du wirklich bei vielen unserer jungen Denker gestiftet, den uns Garve weiland nur verhieß, aber nicht geben konnte, weil er noch nicht auf der Höhe Deines Wissens, Glaubens und Ahnens angelangt war. Ich kann Dir gar nicht beschreiben, was mir das Buch für Freude gemacht hat, und dann die systematische Ausführung desselben in der Kritik omne tulit punctum; Du hast Kant meisterhaft zurechtgewiesen und den tiefsinnigen Jacobi gerechtfertigt und noch mehr als er ge-

leistet. Unsern Jünglingen geben wir wenigstens die Resultate daraus zum Besten als das Vollendetste aller philosophischen Forschungen über die wichtigsten Interessen der Menschheit." Auch Reichel ist stets voll Anerkennung und Achtung gegen alle Leistungen seines Freundes, voll Scheu, durch abweichende Ansicht die Gemeinschaft mit ihm zu verlieren; doch wenn ihm dieser in der Kühnheit seiner Aeußerungen über Religion und Christenthum zu weit zu gehen scheint, behält er sich bescheiden seine alte Treue für diese gegen ihn vor.

Gerade in dieser Hinsicht ist in diesen Jahren 1810 und 1811 ihr Briefwechsel interessant und bezeichnend für beide. „Achtung der Religion und Sehnsucht nach ihr", schreibt Fries (26. Juli), „nimmt in den gebildeten Ständen immer mehr zu, das Christenthum kann dem aber keine ehrliche Befriedigung mehr geben, denn die Falschheit seiner historischen Begründung, die Mattheit seiner Moral und der religiösen Grundvorstellung liegt unserm wissenschaftlichen Geiste schon zu klar vor Augen. Wer den Geist der Menschen tiefer kennt, weiß, daß nichts ihn gewaltiger bewegt und bewegen kann, als religiöse Ideen rein um ihrer selbst willen; es ist also nicht wahr, daß das Volk sinnliches Symbol und sinnliche Versprechungen braucht, um an diese Ideen gebunden zu bleiben, sie haben das unsterbliche Leben in sich und bedürfen keiner fremden Stütze." „Eine neue Religion müßte uns werden, welche Gott als den Gott der Gerechtigkeit verehrt, welche kein Paradies, keine ewige Seligkeit und keine Hölle kennt, sondern nur die Idee des Erhabenen und Schönheit der Seele für sich selbst enthusiastisch ergreift. Ihre äußere Erscheinung könnte still und sanft wie das Christenthum oder auch gewaltthätig wie der Muhammedanismus anfangen, ihr Haß wäre auf jeden Fall gegen die vorherrschenden Maximen unsers Geschäftslebens, gegen die ehrlose Erwerbsucht und gedankenlose Prachtliebe gerichtet; intolerant und bekehrungssüchtig würde sie dabei in hohem Grade sein, sobald sie zum Gefühl ihrer Kraft gelangte. Das ist der politische Roman mit dem ich mich jetzt beschäftige." Freund Reichel hat gegen diese Schärfe und gegen dies Brechen mit der Geschichte berechtigte Bedenken; er gibt in seiner Antwort zu, daß „sich allerdings aus den Urkunden des Christenthums die Data einer sehr matten Moral werden finden lassen, aber, setze ich hinzu, auch einer sehr reinen, der ich nur von einem Stück mehr wünschte, welches vermuthlich gerade das ist, was Dich an ihr irrte, daß sie nicht kräftig genug ist fürs Handeln, daß sie mehr zur Contemplation als zu Thaten antreibt"; leichter wenigstens werde man, was hier etwa fehle, „darauf pfropfen können, als man

so vieles, wovon die Urkunden unserer Religion nichts wissen, darauf gepfropft und fort und fort als Christenthum gelehrt habe, wie z. B. die ganze Lehre von der sich selbst wegwerfenden Schlechtigkeit, wie sie in unserer armen Sündertheorie leider nur zu häufig vorgetragen wird, von der sowenig Jesus und Paulus etwas wußten, als die philosophische Religionslehre, die das Gefühl der Demuth, Gott und der Heiligkeit des Gesetzes gegenüber, uns zur Pflicht macht". Fries antwortet noch schärfer (3. Oct. 1810): „Ich werfe dem Christenthum erstlich vor die allgemeinen Fehler aller positiven Religion, nämlich den Aberglauben an historisch begründete dogmatische Theologie, an Versöhnungslehre und ewige Seligkeit. Dies ist aber nur Folge der Roheit, hingegen das andere, Schwäche der Moral, ist Geisteskrankheit. Allerdings kennst Du die Bibel besser als ich, aber das mußt Du mir doch zugeben, Feindesliebe, Vergebung, Duldung, ja sogar Buße, Kasteiung und passives Märtyrerthum sind die Grundgedanken des Geistes dieser Moral. Entweder ist nur die Rede davon so gut als möglich im gewohnten Gleise vorwärts zu schreiten, oder man fragt nach einer Idee, die eine ganz neue Bahn brechen soll; ich meinte das letztere, Du sprichst vom erstern. Allerdings wird man die Autorität der Bibel sehr vortheilhaft nützen können, um mit den Sprüchen reiner Moral den Gläubigen zu imponiren, aber eine kräftige nicht contemplative, sondern die kühne That ansprechende Moral wird man doch nur auf eine unlautere Weise für die Moral der Bibel ausgeben können durch Deutung einzelner Stellen. Es wird dann immer gehen, wie mit Kant's Exegese; die Philosophen tragen die Weisheit in die Sprüche hinein, Philologen und Historiker kommen hinterdrein und sagen, das sei Trug, Lüge oder Thorheit, so stehe es gar nicht im Buche. Man wird nie zu einem festen Resultat kommen, bis man die Autorität des Papiers im Buche selbst wegwirft. Kommt es also darauf an eine ganz neue Bahn zu brechen, so gebe ich Dir nicht zu, daß das Volk geschichtlichen Stoff und Symbol brauche, um etwas Handgreifliches zu haben. Ich meine gerade bei aller Bildung neuer Religionen sei das nur Nebensache, welche bei roherem Geiste sich nur mit einschleicht. Eigentlich kommt es nur darauf an etwas den Enthusiasmus Erregendes zu haben, in dem ein ganzes Volk leben kann, und dies ist richtig verstanden doch immer eine geistige Idee. Sittenlehre als Formel ist freilich lange genug bekannt, aber immer angeblich in Gegensatz gegen Genialität und Schönheit des Geistes. Ich meine nur diese Trennung dürfe vernichtet werden, die Idee der Gerechtigkeit dürfe nur ästhetisch in das Leben

bringen, so werde sie ein mächtiger Geist der Völker werden, dessen Enthusiasmus im Kampfe gegen die Gemeinheit unserer politischen Lebensansichten, gegen die Habsucht unserer großen Juden und Diebe erstarken muß, und dieser Enthusiasmus würde eine neue Religion bringen, die mit der reinsten Einsicht in Einstimmung wäre, und welcher der reinste Geschmack in allen schönen Künsten dienen könnte." Aber Reichel kann hier noch weniger beistimmen, besonders die Schwäche der christlichen Moral nicht anerkennen. Er sagt: „Allgemeine Menschenliebe, die reinste Humanität, Herzensreinheit im Gegensatz gegen bloße Ausübung positiver Gebote und Ceremonien erscheint mir als der Geist jener Moral, wobei ich gern zugebe, daß auf ihre Darstellung die Umstände, unter welchen Jesus auftrat, einen Einfluß äußerten. Jesus hatte den jüdischen Nationalstolz und religiösen Particularismus zu bekämpfen, das gab seinen Lehren von der allgemeinen Gleichheit der Menschen vor Gott und der Pflicht gegen alle gütig und gerecht zu sein, die besondere Wendung, daß er soviel von Liebe auch gegen die Feinde u. s. w. sprach, er mußte sich alles dessen möglichst enthalten, was ihm als politische Wirksamkeit hätte gedeutet werden können; daher der mehr contemplative als energische Geist seiner Moral, die jedoch von Buße, Kasteiung u. s. w. nichts weiß, wie denn ihm selbst das Gegentheil Matth. 11, 19. zum Vorwurf gemacht wird." Doch mit einer Bescheidenheit, welche desto liebenswürdiger ist, je weiter sie entfernt ist von jeder pfäffischen Ueberhebung, und in welcher er auch größer erscheint als Fries, der sich davon losgemacht hat, beruft sich Reichel noch lieber auf die Treue und Dankbarkeit, welche ihn bei Christenthum und Kirche festhalte, auf seine „Anhänglichkeit dafür, wie an Familie und Vaterland, eine Art von Patriotismus", welcher „sein Urtheil vielleicht öfters bestechen möge", von welchem er aber darum mit Recht nicht abläßt. Noch mehr scheut er sich bei der Wahl, „ob man in gewohntem Gleise so gut als möglich fortschreiten oder lieber ganz neue Bahn brechen solle", vor dem „Bejahen der zweiten Frage", und hält es eher für möglich, „daß sich ohne ein gewaltsames Aufgeben und Stiften einer neuen Religionsform die Religion des Volks vergeistigte und veredelte"; auch „ein neuer Religionslehrer müßte doch auf dieselbe Art, wie Jesus seine Religion auf den Judaismus pfropfte, die seinige auf den Christianismus pfropfen". Selbst Fries fühlt sich durch diese „Apologien" Reichel's „doch etwas estgesetzt. Ich gestehe Dir zu", fährt er fort (4. Febr. 1811), „daß die Moral der Evangelien in Jesu eigene Seele hinein mir ohne Tadel erscheint, mit ihrer Uneigennützigkeit und allgemeinen Menschenliebe.

Aber sie ist polemisch ausgesprochen und redet nicht von den ethischen Idealen der Kraft", nur von Dulden und Erdulden; man „kann wol auch die Gültigkeit aller Ideale geistiger Schönheit und Erhabenheit darauf pfropfen, aber dafür ist noch wenig geschehen; selbst unsere philosophische Schule hat noch keine lebendig ausgesprochene Moral der Kraft". „Ich gebe Dir aufs allervollständigste zu, daß es Deines Amts nicht ist, den neuen Bahnbrecher dem Schooße der Götter zu entreißen; aber mich ginge das doch schon näher an, da ich ja nur in der papierenen Gemeinschaft der Gelehrtenwelt wirklich lebe. Dein Vorschlag, den Buchstaben allmählich antiquiren zu lassen, spielt allerdings den Protestantismus ruhig zu Ende und thäte der Philosophie genug. Aber politisch würde das allen Cultus vernichten, und ich wünschte gerade einen neuen großen ästhetischen Cultus herbei." Auch als noch später auch die übrigen herrnhutischen Freunde um Fries' nähere Erklärungen über diese Fragen gebeten haben, spricht er sich in einem Briefe an Reichel (28. Dec. 1812) noch ähnlich wie hier aus. „Die Sache hat unter uns zwei Schwierigkeiten: 1) die Ansicht der Ethik überhaupt, 2) die Ansicht der Philosophie der Geschichte der Menschheit. Ich finde im Christenthum das schöne Aufblühen alter orientalischer Religionsansicht, wie wir im Glauben alles Irdische immer nur auf das höhere himmlische und ewige Leben zu beziehen haben. Ueber dieser einfachen Religionsansicht aber ist in den Evangelien die Sittenlehre ganz vernachlässigt und nur eine kraftlose jüdische Ansicht des Nachgebens und der Friedfertigkeit untergeschoben worden, welche bei weitem nicht so schön und edel ist, als die Lehre des Sokrates und der Stoiker. Hier müssen wir, wenn's gut gehen soll, der kommenden Zeit eine neue Lehre bereiten, deren Machtwort ist: Dreinschlagen für Ehre und Gerechtigkeit. Das fordert für den religiösen Geist unserer populären Moral eine ganz andere Grundstimmung. Mit dieser Ethik des Eigenwirkens und des Selbstvertrauens hängt dann auch das zweite, die Ansicht der Geschichte, genau zusammen.*) Es gilt eine Aufgabe an den Menschen selbst seiner Geschichte Meister zu werden, sich geistig immer weiter auszubilden, und dieses, was der Mensch selbst zu thun hat, kann hier allein in Frage kommen. Kant's Cultur als Naturzweck und Lessing's göttliche Erziehung des Menschengeschlechts scheinen mir kindliche Fictionen. Auf

---

*) Fries verweist hierzu auch noch auf seine Schriften Wissen, Glauben und Ahnung, S. 181—234, Kritik der Vernunft, Buch 3 und die Abhandlung über Atomistik und Dynamik in den Creuzer-Daub'schen Studien vom Jahre 1807.

ein solches zeitliches Besserwerden mit den Menschen kommt es nicht an, am Erfolge liegt es nicht, den beherrscht ein uns unverständliches Fatum, weil wir Gottes Zwecke mit der Welt gar nicht verstehen. Die geistige Kraft gilt nur in ihr selbst; wer will nicht lieber mit Epaminondas sterben als mit Augustus herrschen? Das Trauerspiel ist erhabener als das Lustspiel. Das ist auch meine Weisung für die Geschichte; nur jedes Lebens Schönheit und Kraft gilt mir in ihr selbst, nicht aber der Zusammenhang der Begebenheiten im Naturlauf."

Inzwischen reiften daneben drei neue Schriften von Fries. „Seit 1805", schreibt er selbst, „hatte ich halbjährig Logik gelesen und dabei die Materialien immer vollständiger erhalten, aus denen ich nun mein System der Logik bearbeitete, welche im Jahre 1819 eine zweite und 1837 eine dritte Auflage erhielt; ich habe darin für meine philosophischen Ansichten eine der wichtigsten Arbeiten ausgeführt." Dies wird denn auch zunächst von den herrnhutischen Freunden enthusiastisch anerkannt. „Dein Lob meiner Logik", schreibt Fries an Reichel, „war mir ein wahrer Trost; wollte Gott, Deine Prophezeiung träfe ein; soviel kann ich mir selbst zum Lobe nachsagen, daß seit langen Jahren kein Handbuch der Logik mit soviel Selbstthätigkeit des Geistes gemacht worden ist als das meinige"; Reichel, welcher selbst früher Logik zu lehren gehabt hatte, beklagt Fries' Buch damals nicht schon besessen zu haben, und hofft „die Zeit zu erleben, wo Dein Compendium ein verbreitetes auf allen Schulen des gebildeten Deutschland sein und durch sein helles und reines Licht viel Finsterniß und viele trügende Irrlichter vertreiben werde". Doch auf Ausstellungen von Reichel sagt Fries: „Ich gebe Dir recht, der Hauptsatz, alle Theorie sei mathematisch, hätte wol viel breiter hingestellt und vielseitiger beleuchtet werden sollen", und er hofft dies und die Lehre von der Wahrscheinlichkeit bei einer etwaigen zweiten Auflage verbessern zu können. Und Freund Kölbing schreibt, daß Fries' „Grundriß der Logik unfehlbar in der ersten Klasse unseres Pädagogii eingeführt werden wird, nach erhaltener allerhöchster Approbation unsers Chefs; Stengard, der sie vorzutragen hat, ist ganz entzückt, nach einem solchen Compendium mit Hülfe eines solchen Commentars sie vortragen zu können, und ich verspreche mir auch viel Gutes davon für die wissenschaftliche Bildung unserer Jugend. Was bei uns philosophirt, tritt ohnehin in Deine Fußstapfen, und wenn sonst nirgends in der Welt, so wird hier unter den denkenden Köpfen nach Deiner Methode dies Studium getrieben". An Jacobi schreibt Fries (1. April 1811), daß er in seinem System der Logik besonders „die angewandten Theile

für sehr wichtig halte; ich meine, daß die Lehre von Wissen und Glauben nur von dieser Seite her mit aller Klarheit und Bestimmtheit in die Schule eingeführt und so für das Leben geltend gemacht werden kann". Doch auch schon auf das legte er einen besondern Werth, was er für die reine Logik durch Auseinanderhalten der anthropologischen und philosophischen Logik für das ganze Verständniß derselben geleistet hatte; die vorangestellte Beschreibung des Erkennens überhaupt, für welche er fast nur die Ergebnisse seiner Kritik der Vernunft zusammenzufassen brauchte, ließ am besten die Art erkennen, wie schon fast unwillkürlich eine Ueberordnung des Allgemeinen über das Besondere zu Stande kommt, und wie und durch welche Kraft dies dann weiter fortgeführt und vollendet werden kann. Noch viel mehr hatte die angewandte Logik bei Fries eine ganz andere Gestalt gewonnen, nach der Aufgabe, welche er ihr gestellt, „uns die Organisation des Systems aller menschlichen Wissenschaft, die Eintheilung desselben und die Verhältnisse der Haupttheile zu einander kennen zu lehren und uns dadurch über die Bedeutung aller wissenschaftlichen Aufgaben an den menschlichen Geist zu verständigen". Vorzüglich die Ausführung der Methodenlehre nach der dreifachen Eintheilung: Empirismus, Speculation und Induction, oder Verfahren der Darstellung und Erfindung für Wahrnehmungserkenntnisse, reine Vernunfterkenntniß und theoretische Wissenschaften, war geeignet, zu allgemein geltend gemachte Forderungen, z. B. für Begründung der Erkenntnisse, alte Vorurtheile, wie das von Ableitung von Allem aus einem Princip u. dgl., in die rechten Schranken zurückzuweisen. Für die Form seiner Bearbeitung schied Fries in gleicher Anordnung kürzere Sätze von weitern Ausführungen derselben, von denen die ersteren nun auch im besondern Abdruck einen Grundriß, auch zum Gebrauch für Schulen, und die letzteren „ein Handbuch für Lehrer und zum Selbstgebrauche ausmachen sollten".

Eine andere Arbeit, welche Fries um diese Zeit drucken ließ, waren die beiden zusammenhängenden Abhandlungen, welchen er den Titel gab „Tradition, Mysticismus und gesunde Logik oder über die Geschichte der Philosophie", die erste „vom Zweck und Wesen der Geschichte der Philosophie", und die zweite „die Stufen der Entwickelung, welche sie durchlaufen muß", beide im sechsten Bande der Studien von Daub und Creuzer (1811). Er bemerkt darüber in den handschriftlichen Aufzeichnungen, daß „dem Prinzen von Nassau privatissime gegebene Vorträge über Logik und Geschichte der Philosophie ihn auf genauern Verfolg der letztern geführt hätten", daß „aus

diesen Studien diese Abhandlungen entstanden seien" und daß er „nun erst das durchgreifende Gesetz der Gedankenverbindung in der Geschichte der Philosophie gefunden habe", welches bei Bearbeitung des Bd. 3 seiner Kritik noch nicht gekannt zu haben er als einen Mangel, besonders in der Beurtheilung des Christenthums darin, bezeichnet. Er hat hier geltend gemacht, daß neuer Inhalt in der Geschichte der Philosophie eigentlich gar nicht zu Tage kommen könne, sondern immer nur derselbige, nämlich der, dessen sich der menschliche Geist seiner Anlage nach gar nicht erwehren könne; „jedes philosophisch lebendige Zeitalter besitzt den ganzen Gehalt philosophischer Wahrheiten"; „der Gehalt ist allen Zeiten gemein, nur die Form wechselt"; der Anwendung der jedem eingepflanzten philosophischen Wahrheit, der logischen, der ethischen Gesetze kann niemand ausweichen, sowie jeder geht, auch ohne die Mechanik des Gehens zu kennen; „Philosophie wußte im Grunde der erste Philosoph so gut wie der letzte"; „nicht eigentlich Wahrheit war das Thema der Aufgabe, sondern daß sie selbstthätig ergriffen werde; philosophische Wahrheit wohnt auf die eine und gleiche Weise jeder menschlichen Vernunft und jedem Zeitalter ein, im Innern seiner unmittelbaren Erkenntniß; aber diese Wahrheit aus dem innern Dunkel an das Licht hervorzubringen ist Sache der wissenschaftlichen Philosophie und diese kann nur durch Reflexion geführt werden". So wird nun dies die Aufgabe der andern Abhandlung, die wirklich vorliegende Geschichte der Philosophie, ja die mögliche nach allen Hauptversuchen und Methoden, welche dabei vorkommen können, nicht als einen Fortschritt zu einem immer größern Reichthum an philosophischen Aufschlüssen, sondern nur als den Weg zu zunehmender Herrschaft über den ewig sich selbst gleichen Inhalt der dem menschlichen Geiste mitgegebenen philosophischen Erkenntniß, als ein Zunehmen des Wissens um denselben und als eine zunehmende Ausbildung der diese höhere Stufe des Selbstbewußtseins und der Selbsterkenntniß gewinnenden Reflexion und der dazu führenden Abstractionen zu verstehen. Erhöbe sich nicht bisweilen der Zweifel gegen die höchsten Aussagen des Bewußtseins, so würde vielleicht gar kein Bedürfniß nach dieser ganzen Ausbildung entstehen; „Irrthum und Zweifel müssen erst an die Ueberzeugungen vom Guten und Schönen Ansprüche machen, damit der Mensch zur Gegenwehr bei der Philosophie Schutz für sie suche". Als die vornehmsten Stufen aber in dem hierdurch angeregten Entwickelungsgange bezeichnet Fries die drei: Intuition, Induction und Speculation.

Zuerst in einer Periode der intuitiven Philosophie tritt der Einheit suchende Verstand nur in den Dienst der Phantasie; diese fordert

hier von der Philosophie nur Einheit, Vereinigung, Gruppirung, was zu gewähren eine mythologische Phantasie ausreicht, noch nicht Wahrheit, Einsicht, Erklärung; „Dichtung ist früher in der Entwickelung des Menschen, als regelmäßiger Gedankengang, besonders als selbständiger der Philosophie"; „jahrtausendelang kann eine sich selbst genügende Philosophie auf diesem Standpunkt der Intuition stehen bleiben", zumal wenn, „was die Väter dichtend ersannen, später dem blindlings Nachsprechenden zur geltenden unumstößlichen Wahrheit wird".

„Der Fortschritt über diese Periode hinaus fordert einen Sprung in das eigene Gebiet des Verstandes, ein Selbsterwachen der Reflexion in der Entdeckung der Grundfrage aller Reflexion: was ist Wahrheit?" Mit dieser Entdeckung, „sie ist die Erbschaft, welche griechische Bildung dem Menschengeschlecht hinterlassen hat", „ist die Epoche des Ueberschritts aus der Intuition in die Periode der Induction bezeichnet. Die Periode der Induction ist die der Erfindung der Abstractionen, ihr Ziel ist die Erfindung der Logik". Bei zunehmendem Selbstgefühl findet dann der Verstand, „daß alle anschauliche Erkenntniß des Sinnes ihm keine Nothwendigkeit gewähre", daß er vielmehr diese erst zur Anschauung hinzudenke; „er verwirft daher das Zeugniß des Sinnes als unzulänglich, und traut nur sich selber zu, die Wahrheit auszudenken"; neue Verirrung des Dogmatismus, welcher einzig mit den leeren logischen Formen der Definition, der Eintheilung und des Beweises ohne Hülfe des Sinnes nicht zur Wahrheit gelangen kann, und bald „im Skepticismus seine eigene Einseitigkeit fühlt, ohne sie sich erklären zu können".

„Der nächste Schritt weiter wird ihn aber dahin führen, das Intellectuelle selbst zum speculativen Princip zu erheben, womit er in die Periode der Speculation eintritt"; dann wird zuerst „der Charakter der Philosophie sich ganz nach der Intuition zurückwenden", wenn dann „der Mysticismus die abstrahirte Form, das Allgemeine mit dem Geistigen verwechselt", und abstracte Formen personificirt; „verläßt endlich der Verstand diesen mystischen Wust wieder, so findet er die logischen Formen klar in seiner Gewalt, und will mit ihrer Hülfe rationalistisch seine Philosophie ausbilden", aber philosophischer Empirismus, mit diesem Rationalismus confrontirt, erzeugt dann wieder einen Skepticismus, der „zur innern Selbstbeobachtung zurückführt und der Erwecker der richtigen Psychologie und des Kriticismus wird, womit dann die subjective Wendung der Speculation und somit die Periode der speculativen Speculation erreicht ist".

„Der Grundfehler der modernen Philosophie" bei Descartes,

Spinoza, Leibniz, Wolff, „war, daß sie, um den neuplatonischen Mysticismus zu vermeiden, den ganzen Grundgedanken der christlichen Philosophie, die unmittelbare philosophische Erkenntniß wieder verlor und einzig den leeren reflectirenden Verstand als Organ der Philosophie behielt"; „der Mechanismus des Definirens und Beweisens dient einzig, um einzelnes Dasein allgemeinen Gesetzen zu unterwerfen, er macht also die Nothwendigkeit allgemeiner Gesetze, d. h. das Schicksal zum höchsten, und muß die Gestalt des Fatalismus annehmen", oder „noch consequenter, da er sich selbst gar keinen Gehalt seiner leeren Formen verschaffen kann, zu einem Skepticismus führen, der alle Gültigkeit philosophischer Erkenntnisse ableugnet". „Die endliche Verbesserung dieses Fehlers wird dadurch erhalten werden, daß wir aus dem Wesen des menschlichen Geistes neben dem anschaulich begründeten Wissen den unmittelbaren Glauben der Vernunft nachweisen".

Zu einer dritten Schrift veranlaßte ihn um diese Zeit das Buch F. H. Jacobi's „von göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung". Schon Ende 1810 mehrte sich Fries' brieflicher Verkehr mit Jacobi auch durch Fries' fortdauerndes Verlangen von Heidelberg wegberufen zu werden; Jacobi bemühte sich (s. seine Briefe in der Beilage 5) ihm durch Nicolovius einen Ruf nach Berlin zu verschaffen. „Freilich", schreibt auf einige Bedenken des letztern Fries (1. April 1811) an Jacobi, „schon um meiner Brust willen und dann durch die mehr scholastische Ansicht der Wissenschaft beschränkt, kann ich mir gar nicht anmaßen im offenen Felde des Kathedereinflusses mich mit Fichte zu messen. Allein dessenungeachtet wünschte ich recht sehr einen Versuch zu machen; Fichte wird gewiß nie Lust haben einen vollständigen Cursus philosophischer Vorlesungen nach der Reihe zu halten; ich glaube daher, daß der ruhige schulförmige Vortrag mit wenigem Lärm neben seinem Lehren besser bestehen würde als hier, wo ich das Interesse erst wecken müßte. Ich würde in Berlin mit vieler Strenge der Form anfangen. Einen glücklichen Opponenten gegen Fichte in Rücksicht der Keckheit des Auftretens, Aussprechens u. s. w. haben wir gar nicht, ich würde jedem andern neben ihm den bescheidenen Ton der ruhigen Untersuchung anrathen." Es wurde auch nichts aus einer Berufung nach Berlin, welche, wenn sie erfolgt wäre, wahrscheinlich Fries mit Fichte und Schleiermacher schon durch die gemeinsame vaterländische Gesinnung in diesen Jahren, trotz aller ihrer sonstigen Verschiedenheit, in eine freundliche Verbindung gebracht haben würde; doch zuletzt äußert sich Fries zufrieden darüber, daß es vereitelt ist, „indem man mich geradezu als Opposition gegen Fichte aufpflanzen wollte,

der wieder gewaltig angebetet wird; der Rolle wäre ich doch nicht gewachsen". Aber im November 1811 schickte Jacobi seine genannte Schrift, „sein altes Kind das wieder jung geworden", „dieses seltsame Product", wie er es selbst nennt, und fordert Fries' Urtheil darüber „freimüthig und recht bestimmt"; er hat auch dessen Abhandlung in den Studien um dieselbe Zeit gelobt und verbreitet, und „bis dahin", schreibt er, „hatte sich Schelling immer anständig gegen mich betragen, nun aber wurde er plötzlich ungezogen, und erlaubte sich Anzüglichkeiten sogar in akademischen Vorträgen". Fries hatte freilich auch gegen die neue Schrift Jacobi's vieles einzuwenden, aber auch ohne dessen Aufforderung: „machen Sie Sich keine Sorgen darüber, daß Sie mir widersprechen, Widerspruch und selbst scharfen Tadel vertrage ich sehr gut", würde er dies bei einer öffentlichen Besprechung nicht haben zurückhalten können, welche ihm vielmehr auch zu näherer Bestimmung seines Verhältnisses zu Jacobi erwünscht war. Er that dies zunächst in einer kurzen Beurtheilung der Schrift Jacobi's in den „Heidelberger Jahrbüchern", dann einige Wochen darauf in derselben Zeitschrift *) durch eine Recension der Schmähschrift, welche Schelling in seinem „Denkmal der Schrift von göttlichen Dingen" gegen Jacobi gerichtet hatte, hier vornehmlich nur diese Art der Polemik charakterisirend: „an der Stelle ruhiger Untersuchung hören wir nur Leidenschaftlichkeit, an der Stelle wissenschaftlicher Lehre elende auf die Person gerichtete Anzüglichkeiten, die bis zum Possenhaften, zu trivialen Witzeleien, zu bloßer Klatscherei herabsinken"; er tadelt an Schelling und freilich auch an Kant, die Wahrheit und Wichtigkeit von Jacobi's Grundbehauptung nicht erkannt zu haben, „daß alles Philosophiren, welches sich nur durch Beweisführung gestalten will", wie bei Spinoza und Leibniz, „in Fatalismus auslaufen müsse". Um dieselbe Zeit, „kurz vor Ostern 1812", ließ er dann noch eine besondere Streitschrift folgen „von deutscher Philosophie Art und Kunst, ein Votum für F. H. Jacobi gegen Schelling", worin er mit großer Leichtigkeit und Sicherheit seine Hauptforderungen bezeichnet und sein Verhältniß zu Kant, Jacobi und Schelling zusammengefaßt ausspricht, dabei auch was er an den beiden ersten noch vermißt neben dem mit ihnen Gemeinsamen kurz bezeichnet hat. „Kant hat in dem Gesetz der kritischen Methode und der Kritik der Vernunft den Weg gefunden, durch bloße

*) Die Beurtheilung der Schrift Jacobi's in den Heidelberger Jahrbüchern, Jahrgang 5, 1 (1812), Nr. 8, S. 113—124; die Recension von Schelling's Denkmal ebendaselbst Nr. 22, S. 337—346.

Selbsterkenntniß die Philosophie zu begründen.“ Allein unrichtig forderte Kant zur Begründung der Urtheile überall, wo diese nicht durch sinnliche Anschauung geschieht, Beweise; „jeder Beweis aber ist nur Vermittler, leitet nur Urtheil von Urtheil ab; hier fehlt die Auskunft über den Anfang, den Grund aller philosophischen Ueberzeugung“. Es war Jacobi's Verdienst, diesen Mangel und zugleich den unvertilgbaren Dualismus des Natürlichen und Uebernatürlichen in der menschlichen Vernunft anerkannt zu haben. Aber er schied zwischen beiden und demnach zwischen Wissen und Glauben nicht genug, nahm beides bisweilen zu allgemein, forderte bald Wissen auch des Uebernatürlichen, bald Glauben auch für das Natürliche; er verkannte auch, daß die rechte Philosophie nicht wieder mit Beweisen anfange, sondern nur darüber „die Selbsterkenntniß uns eröffnen soll, welche Offenbarungen sowol des Wissens als des Glaubens der Geist des Menschen in sich trage“. Die letzteren können selbst nie Wissen und Wissenschaft werden, aber darüber, welcher Glaube und welche Ahnung im Geiste des Menschen sei, ist ein Wissen, eine Wissenschaft möglich, welche die philosophische Wissenschaft ebenso wie das Wissen über das Wissen zu geben hat. Philosophische Ueberzeugung kann jede heißen, welche der Mensch nur denkend in sich findet; philosophische Wissenschaft soll uns diese nicht bringen, liefern, bilden, wol aber Selbsterkenntniß darüber schaffen, welche philosophische Ueberzeugung wir in uns haben. Sie muß aber, was Jacobi zu wenig thut, den Gegensatz von Wissen und Glauben auf die Kantische Lehre vom Unterschied der Erscheinung und des wahren Seins, von der Ungültigkeit des Räumlichen und Zeitlichen für das wahre Wesen der Dinge gründen. Im Wissen des Menschen bildet sich ein Ganzes seiner Naturerkenntniß, worin alles Einzelne fatalistisch allgemeinen Gesetzen unterworfen ist. Dieser zur Wissenschaft ausbildbaren Erkenntniß steht in unsern Ueberzeugungen eine ganz andere Erkenntnißweise entgegen, welche jene Naturerkenntniß nur eine Erscheinung der Dinge nennt; ihre Gedanken berufen sich nicht auf die Anschauung, sondern setzen sich dieser scharf entgegen; wir denken die Gottheit, das Weltganze, Freiheit und Unsterblichkeit ohne auch nur beispielsweise den Gedanken in der Anschauung nachweisen zu können; der Glaube findet „nicht sehend und doch glaubend“ das wahre Wesen der Dinge frei von den Beschränkungen der Naturgesetze, erhebt aber nur in Verneinungen dieser Schranken das ewige Wesen über die Natur. Diese Scheidung kann nicht etwa durch eine höhere Bildung überwunden werden, sondern „gehört wesentlich zur Organisation der menschlichen Erkenntniß, weil wir nur

eine beschränkte Vernunft besitzen, die sich aber ihrer Schranken selbst bewußt wird".

Jacobi spricht sich in seinen Briefen sehr dankbar gegen Fries aus, daß dieser seine Sache gegen die unwürdige Polemik des „Nichtswürdigen", der nicht roth werden kann, geführt hat. Aber was er auf Fries' Ausstellungen gegen seine eigene Lehre zu erinnern hat, lassen seine Briefe vom Jahre 1812 nicht erkennen, wahrscheinlich auch deshalb, weil er im Sommer 1812 vierzehn Tage selbst in Heidelberg war und persönlich vielfach mit Fries verkehrte. „Ich war", schreibt Fries an Reichel, „täglich mit ihm zusammen und philosophirte mit ihm; wäre er noch jünger, so würde er meines Glaubens werden, ohne es selbst zu merken; denke ich an alte Zeiten und alte Verehrung zurück, so war mir der Gedanke eine eigene Empfindung, den alten Voß und Jacobi bei mir bei Tische gehabt zu haben." Und Jacobi hat noch im October 1812 Fries' „Votum zweimal wieder gelesen mit mancherlei Gewinn und im ganzen mit größerem Wohlgefallen als zuvor, aber", schreibt er, „mit Ihnen einig werden kann ich noch immer nicht, wie auch mit keinem andern; mir däucht, ich wollte meinen philosophischen, oder wie Ihr Kathederkönige behauptet, unphilosophischen Eigensinn wol rechtfertigen und Euch viel zu schaffen machen, wenn ich nur körperlich noch so wäre wie vor 20 oder auch nur wie vor 10 Jahren". Fries selbst findet bei Jacobi noch immer ein Misverstehen seiner Lehre von der Deduction, und eine Verwechselung der „Ausbildung der Deutlichkeit des Bewußtseins um unsere Erkenntniß, welche nur durch den Verstand geschieht, mit dem unmittelbaren Ursprung unserer Ueberzeugungen, wie sie der Vernunft gehören". „Wenn es uns klar geworden ist", schreibt er darüber an Reichel (12. Oct. 1812), „daß nur der Verstand irrt, daß hingegen die Vernunft aller Menschen dieselben ursprünglichen Grundüberzeugungen hat, so bekommt diese Deduction gegen allen Skepticismus die bestimmteste Bedeutung. Von dem wie die Dinge seien, kann unter Menschen kein Streit sein, darüber haben sie alle die gleiche Ueberzeugung; nur darüber streiten wir, ob wir wissen, glauben oder ahnden, daß die Dinge seien. Folglich kommt es auch nur auf subjective Nachweisung dessen an, was für Ueberzeugungen wir in uns haben, und dies ist das Werk der Deduction. Nicht um die Vernunft zu trösten, daß ein Gott sei, denn die bedarf keines Trostes, da sie nicht zweifelt, sondern nur um den Verstand zum irrthumfreien Urtheil zu verhelfen weisen wir nach, daß der Glaube an Gott in der Vernunft eines jeden Menschen lebe."

---

4. Professur der Physik. Julius und Evagoras. Prorectorat. 1812—13.

Seit dem Winter von 1811 auf 1812 hatte sich Fries auch wieder mehr in eine Beschäftigung mit den Naturwissenschaften hineinziehen lassen, wenn auch nicht sehr gern und „mehr der Noth gehorchend als dem eigenen Trieb". Einer gemischten Gesellschaft hielt er Vorlesungen über populäre Astronomie, „ein wunderlich Collegium" nennt er es selbst, „Sonntags Nachmittags an Herren und Damen, Adel und Professoren, Gott helfe in Gnaden; ich weiß nicht, welche Ehre ich damit einlegen werde." Aber aus diesem Collegio ging sein Buch „populäre Vorlesungen über die Sternkunde" hervor, welches zuerst 1813 und nochmals 1833 gedruckt wurde. Auch bei dieser Arbeit hatte er das philosophische Interesse „nachzuweisen, wie sich keine Wissenschaft über des Menschen endliche Ansicht der Dinge zu erheben vermöge, und wie jede höhere Idee von dem wahren Wesen der Dinge dem Glauben überlassen bleiben müsse". Newton's Theorie „ist der größte Sieg, den der menschliche Verstand je in der Wissenschaft errungen hat, aber zugleich die völlige Entzauberung der Lehre. Sage niemand: ihr erklärt alles aus euerer allmächtigen Gravitation, aber welchen Ursprunges ist denn diese? Wo das einfachste Verhältniß in einer Reihe von Gesetzen erreicht ist, da hat es gar keine Bedeutung, noch weiter nach Erklärungen zu fragen". Dies fatalistische Erklären gehört „einer Welt ohne Gott, die keines Gottes bedarf. Die Regel der Gravitationen ist nicht das Gesetz in Gottes Welt; sie gehört des Menschen selbsteigener Fassung, ist ihm nur Winkelmaß, Werkzeug sich draußen zu begreifen. Darin liegt das große Werk dieser Entzauberung, daß wir dem klaren Lichte der Wissenschaft, so kalt es sein mag, sein Recht geben, dafür aber auch Gefühl und Glaube ganz von den Ansprüchen dieser Wissenschaft befreien".*) Die medicinische Facultät zu Marburg ertheilte Fries um diese Zeit ihre Doctorwürde. Im Sommer 1812 übernahm er dann beim Abgange des Professors Kastner nach Halle auch die Professur der Physik, und erhielt dafür eine kleine Gehaltszulage. Aber schon nach dem ersten Semester war ihm dies ziemlich lästig geworden; „mit dem abscheulichen Apparat", schreibt er im Herbst 1812, „ist mir das Collegium höchst unangenehm und beunruhigend ausgefallen, doch waren die Zuhörer am

*) Fries' Vorlesungen über Sternkunde, 2. Aufl., S. 209—213.

Ende zufrieden. Diese Physik hat mir eigentlich den Sommer verdorben, indessen bin ich dadurch zu ihrer Bearbeitung getrieben und hoffe immer noch etwas darin thun zu können". „Ich hatte das Glück", sagt er anderswo, „einen Kreis von Zuhörern zu finden, die mit den Experimenten ziemlich bekannt waren und mehr den theoretischen Vortrag suchten." Im nächsten Jahre 1813 ließ er bereits einen „Entwurf eines Systems der theoretischen Physik" drucken und nach dem Tode des Geheimen Hofraths Succow, welcher die kameralistische Professur der Physik hatte, erhielt er auch die Aufsicht auf den Apparat und die schöne Wohnung mit dem Garten dicht am Neckar (das jetzt sogenannte Pickford'sche Haus) als Amtswohnung.

Aber vollends in einer Zeit, wie sie nun eintrat, vermochte die Physik ihn am wenigsten zu fesseln. „In derselben Zeit", schreibt er, „fing ich an über philosophische Rechtslehre Vorlesungen zu halten nach demselben Entwurf wie später; sie machten aber vor dem 29. Bulletin wenig Eindruck. Auch gab ich auf Martin's Vorschlag noch besondere Vorträge über Psychologie nach dem Entwurf meiner psychischen Anthropologie; diese wurden meine am zahlreichsten besuchten Vorlesungen. Endlich fing ich auch an, besondere Vorlesungen über Ethik zu halten, nach dem Entwurf, dem ich später im Handbuch der praktischen Philosophie folgte; sie gehörten zu dem besten, was mir gelang, und schlossen in Heidelberg einen kleinen Kreis von Zuhörern enger an mich an." Dazu kam nun jetzt der Umschwung in den deutschen Zuständen, welcher durch das Bulletin vom 3. Dec., den Bericht vom Untergang der französischen Armee in Rußland, bezeichnet wird, und zunächst nach langer Unterdrückung und Resignation eine solche Belebung der Hoffnung, welche Fries nach einer Zeit großer und rascher Veränderungen, wo so vieles Alte als schlecht und nicht lebensfähig und als nicht wieder herstellbar erschien, leichter als sonst eine plötzliche von Geschichte und Vorzeit ziemlich losgerissene Verwirklichung seiner theuersten Ideale möglich finden ließ. Schon im Sommer 1811 war er diesem „Traume", so nennt er es selbst, auf Spaziergängen mit Gruner nachgegangen, einem „Romane in die deutsche Zukunft hineinphantasirt, so wie wir sie ungefähr wünschen konnten. Dafür lagen", schreibt er, „zerstreute Vorbereitungen da; jetzt nach dem Lesen des 29. Bulletins ergriff mich der Gedanke lebendiger und ich fing sogleich in den Weihnachtsferien 1812 an, den ersten Theil zum Druck zu ordnen", welche Arbeit dann neben den Ereignissen des Jahres 1813 fortgegangen sein wird. So entstand „Julius und Evagoras oder die neue Republik", ein „philosophischer Roman",

wie ihn nachher auch die zweite Auflage auf dem Titel bezeichnete. Auch die sonstigen Ergebnisse seiner Philosophie, selbst die wichtigsten seiner Erkenntnißlehre hat Fries hier den redend eingeführten Personen in so gemeinverständlicher Weise als er vermochte in den Mund gelegt; vortrefflich ist das auf einen langen Regentag verlegte Gespräch über die Art, wie allein der Mensch irren und seinen Irrthum berichtigen könne, und wie aller Irrthum, da das durch äußere oder innere Wahrnehmung unmittelbar Gegebene nicht bezweifelt werden könne, nur von Fehlern, welche der Mensch bei Benutzung desselben begehe, von ungenügender Erkenntniß des Unmittelbaren, falschen Schlüssen und Combinationen daraus herrühren könne. Aber viel mehr noch kam es ihm darauf an, seine zugleich politischen und sittlichen Ideale auszusprechen und dadurch auch was ihm damals in den deutschen Zuständen Verirrung und reformbedürftiger Schaden zu sein schien, als solches zu bezeichnen. Hier rächt sich denn freilich die wenig optimistische Geringschätzung der wirklichen Geschichte, welche ihm nach seiner abstract philosophischen Richtung und vielleicht schon als vaterlandlosem, traditionslosem, kosmopolitischem Herrnhuter eigen ist; er phantasirt, dies ist sein eigener Ausdruck, einen form- und geschichtslosen Zustand, dadurch verwirklicht, daß geistig und sittlich hoch gebildete Männer zum Regiment gelangen, an sich selbst zuerst Selbstbeschränkung üben, die rohe Prachtliebe und den geistlosen Luxus abthun, heilige Feste mit ergreifenden Weihen der Jugend einführen und dadurch Befreiung von alten Lasten und Schäden, und neubelebte Gemeinschaft und Erhebung gewinnen. Das Christenthum ist es nicht, was die Erhebung und die Andacht bewirken soll; es hat viel zu sehr „das eigene Geschäft der Gelehrten zum Ziel und Zweck auch des Lebens im Volke machen wollen", das Trachten nach Wahrheit, die Befreiung von Irrthum zu ausschließlich, und zu wenig das Trachten nach der Schönheit des Lebens, dessen es für das Völkerleben noch viel mehr bedarf; die geschichtliche Ueberlieferung des Christenthums ist auch nicht erhebend genug, und eher soll, meinte er später *) seltsam genug, von den Dichtern ein neuer Sagenkreis erfunden werden. Und deutsches Land und Volk, wie es wirklich ist, ist es auch nicht, wo eine solche ex machina eintretende Oligarchie professorenförmiger Weisen ihre eigene Bedürfnißlosigkeit und Geistigkeit so rasch zum Gemeingut machen könnte; nach Möglichkeit und Ausführbarkeit darf gar

---

*) So wenigstens in dem zweiten, 1822 nachgetragenen Bande des Julius und Evagoras, S. 87.

nicht gefragt werden; individuelle und scharf gezeichnete Charaktere treten auch nicht auf; alles ist abstract und ideal, und dadurch ein wenig hohl, denn das Allgemeine, wie Fries' eigene Logik nachweist, ist stets an Merkmalen ärmer. Aber mit so viel Sehnsucht nach dem Bessern, nach einer alle Unwahrheit und Unlauterkeit innerlich und draußen tapfer abstoßenden Kraft und Schönheit des einzelnen geistigen Lebens, mit einem so lebendigen Verlangen nach einer durch Allgemeinwerden eines solchen Zustandes eintretenden neuen Aera des Heils ist hier alles ausgeführt, daß die Wirkung des Buchs in den jede Hoffnung erregenden Jahren 1813 und 1814 besonders bei der Jugend sehr groß sein mußte.

Wurde doch auch Fries selbst jetzt schon mehr als früher einer öffentlichen Wirksamkeit näher gebracht, wo sich solche Ideale bewähren oder auch am besten berichtigen konnten. Er schreibt später im Jahre 1837: „Sowie ich das 29. Bulletin gelesen hatte, war vor meinen Blicken die Dynastie der Napoleoniden, an die ich eben noch geglaubt hatte, untergegangen, die ganze europäische Politik war umgewandelt, der Sieg der europäischen Fürsten über das revolutionäre Frankreich schien vorbereitet; dies führte uns unmittelbar in die politischen Interessen hinein. Ich war natürlich für das System der Bewegung und der kräftigen Fortbildung in Reformen. Ich hatte meine Ansichten schon 1804 in Jena ausgesprochen und blieb immer bei derselben Ansicht. Die laxen revolutionären Anforderungen und die naturrechtliche absolute Freiheitslehre waren gegen meine Ansicht. Nicht persönliche Freiheit, sondern Gleichheit bestimmt die Grundidee der Gerechtigkeit. Physische Gleichheit und Gleichheit der Habe ist aber nicht die persönliche der Gerechtigkeit, sondern eine Chimäre ohne politische Bedeutung. Das absolute Ideal der repräsentativen Verfassung, die Gleichstellung der Fremden und Einheimischen, die unmittelbare Zerstörung der Zunftgerechtigkeiten und lehnsrechtlichen Bevorrechtungen, sowie die Vernichtung des Adels sind lauter Anforderungen, die ich verwarf und wogegen ich viel besonnenere Beurtheilung der geschichtlichen Verhältnisse verlangte und eine Entscheidung, die weit mehr Sachkenntniß voraussetzte. Mit diesen gemäßigten theoretischen Ansichten verband sich mir aber, gemäß dem gesunden Geist der Zeit der Befreiung Amerikas, von Jugend auf die Begeisterung, wie ich es jetzt (1837) nenne, für die Religion der Geschichte der Menschheit, der gute Muth, daß die Menschen sich selbst helfen können und sollen in der Fortbildung des öffentlichen geselligen Lebens, für alle Zwecke des öffentlichen Wohls, sowie diese Begeisterung Lessing's Erziehung

des Menschengeschlechts, Kant's Geschichte der Menschheit, Herder's Ideen und Schiller's politischen Phantasien gemeinschaftlich galt. Mit diesen Ideen sah ich ungebunden von irgendeinem geselligen Privatinteresse oder irgendeiner religiösen oder ständischen Vorliebe auch den Bewegungen der Geschichte meiner Zeit zu. Selbstvertrauen, guter Muth und Kraft gewannen sich meine Zuneigung. So war ich bei den französischen ersten Bewegungen mit entschiedener Verachtung der bourbonischen Regierung, des französischen Adels und der französischen Geistlichkeit, Freund der Gironde und aller dortigen weltbürgerlich scheinenden Phantasien. Der Jakobinismus schien mir aber diesen bald fremd, ein bedeutungslos von Plünderungssucht getriebener Geist. Beim Fortspielen des Kriegs verschwanden daher die großen Interessen und nur Kraft und Geschicklichkeit konnten meine Theilnahme gewinnen. Da galt denn doch den Franzosen der Kriegsruhm selbst, den Engländern nur die Handelsinteressen und für die Fürsten konnte man sich nicht interessiren, da sie mit Ungeschick zum Krieg nur Untreue gegeneinander verbanden. So kam es, daß ich mich gleichsam gewaltsam für die Fortschritte der französischen Waffen interessiren mußte, selbst als sie Deutschland so schmählich niederzudrücken begannen. Napoleon hatte doch nach dem Frieden von Amiens den Frieden gewollt und dann in allen folgenden deutschen Feldzügen stand seine Sicherheit und Gleichheit dem Ungeschick und der Untreue der andern gar zu glänzend entgegen. Aber die Fehler von Domingo und in Spanien, und dann vor allem, daß er das eroberte Deutschland nicht zu beherrschen, sondern nur als furchtsamer Herr der Franzosen für diese zu plündern verstand, entzog ihm mein Interesse und ließ mich nur ganz fremdartige Dinge einer möglichen Wiederherstellung der Ehre der Deutschen mehr wünschen als hoffen." In den letzten erst spät 1837 geschriebenen Worten, mit welchen er auf seinen philosophischen Roman hindeutet, spricht er selbst eine Anerkennung des Utopischen aus, welches in dessen Wesen lag.

„Die Katastrophe von Moskau", fährt er fort in Beschreibung dieser Zeit, „wirkte überhaupt auf meine ganze Thätigkeit, indem das Interesse der Studirenden an den Staatsangelegenheiten stieg und somit auch meine Vorträge über Naturrecht und Staatsrecht mehr Anklang fanden und ansprechender ausgeführt wurden. Dazu kam, daß ich im Frühjahr 1813 für dieses Jahr von der Regierung, besonders durch Martin's Vermittelung, zum Prorector ernannt wurde. Wir hatten dann bei den epidemischen Nervenfiebern, die der französischen

Retirade folgten, das Glück, ein altes Privilegium der Universität, von Lazarethen frei zu bleiben, im Hauptquartier der Alliirten bestätigt zu erhalten und konnten es auch sehr zweckmäßig geltend machen, da vor Mannheim Einrichtungen mit hinlänglichem Raum vorhanden waren und der Transport der Kranken für diese besser auf Neckarkähnen als auf Leiterwagen besorgt werden konnte. Mich brachte das Prorectorat den gesellschaftlichen Verhältnissen der Studenten näher. Als seit dem Frühjahr 1813 so viele Studenten die Universität verließen, um als Freiwillige in den Krieg zu ziehen, fand sich bei uns gerichtlich die Abfassung eines neuen Comments vor, in welchem alle Corps (der Name aller damaligen gesetzwidrigen Studentenverbindungen) sich unter einem gleichen Rechte vereinigten. Wir hätten nach der Strenge der Gesetze eine große Zahl wegschicken müssen; dies wäre aber damals gar keine Strafe gewesen, wir hätten sie nur zur Armee geschickt, wohin die Ehre ohnehin rief. Dazu kam, daß man doch deutlich das Bestreben erkannte, sich friedlich zusammenzustellen und das Gesetz anzuerkennen. Mich beirrte seit lange bei der akademischen Justiz, daß man den Studenten so vieles verbot, z. B. die Duelle, was doch nicht verhindert wurde, daß dadurch die thätigen und unruhigen Studenten immer in Widersetzlichkeit gegen die akademischen Gesetze lebten, am Ende aber bei den gerichtlichen Untersuchungen die ruhigen an den verbotenen Verbindungen keinen Theil nehmenden, aber auch indifferenten meistentheils in Nachtheil blieben, weil sie nicht zusammenhielten. Dies erhielt später einen großen Einfluß auf meine Stellung, weil ich bei dem Entstehen der Burschenschaften einen unschuldigen Patriotismus verbunden fand mit dem Bestreben, ehrenhaft unter den akademischen Gesetzen zu leben; dies war die Gesinnung dieser Partei und meiner jungen Freunde in der letzten Zeit in Heidelberg und in der ersten in Jena."

So schließt das Jahr 1813 noch erfreulicher für ihn, als er zu Anfange desselben gehofft hatte. „Wir haben nichts gelitten", schreibt er an Reichel (28. Dec.), „unser Land hat nur Einquartierungen, die zu ertragen sind; einzig das fürchterliche Napoleonsfieber verbreitet seine Zerstörungen auch hierher, es wüthet noch fort. Mit welchen Hoffnungen für Deutschland verläßt uns dieses Jahr! Du wirst mich darüber reden hören. Auch für meine Familie schmeichelte es sehr; ich bekam den ersten Sohn, der schön gedeiht; die Professur der Physik dazu und eine schöne Amtswohnung mit schönem Garten; wenn das so bleibt, kann ich sehr zufrieden sein. Mein Prorectorat habe ich dabei bald überwunden; die Complimente, die ich den vornehmen

Leuten machen muß, sind das Schlimmste dabei, bisher hat es jedoch mündlich nur den Kaiser Alexander und den Grafen Wrede getroffen."

---

5. Letzte Zeit in Heidelberg. Bekehrt Euch. Hegel. Martin.

1814—16.

Die Rede, in welcher Fries seine Hoffnungen und Wünsche für Deutschland ausgesprochen hatte, war eine kleine Schrift mit dem Titel „Μετανοεῖτε. Bekehrt Euch", welche, wie er selbst bezeugt, „nach der Schlacht von Leipzig geschrieben" jetzt zu Anfang 1814 gedruckt wurde. Zu sehr blos im kleinen, im Privatleben des einzelnen und im Familienleben, klagt er hier, haben die Deutschen auf Ehre und Gerechtigkeit, auf Wahrheit und Treue gehalten, aber viel zu wenig im öffentlichen Leben, wo von Friedrich dem Großen und Napoleon her die Voraussetzung unverbesserlicher Schlechtigkeit Aller und darum stets nöthiger, mistrauischer Ueberwachung und Ueberlistung Aller gegen Alle herrschend geworden sei. „Feige wart ihr, nicht eben im Leben oder an einzelner Stelle im Felde, aber aus Grundsatz im ganzen Volke, denn feige faule Mönche in langen Weiberröcken lehrten euch, dies sei Christenpflicht; dem Morde, dem Brande, der Schande ließet ihr das schöne Vaterland, denn Ruhe sei die erste Bürgerpflicht." Auch „viele Gutgesinnte reden euch wol zur Ermahnung von des Menschen Schwäche, Ohnmacht, Untauglichkeit zu allem Guten, meinend diese Rede seien sie den heiligen Aufforderungen göttlicher Ideen, der Religion schuldig. Wagt es diesen zu mistrauen, und euch wird klar werden, daß im Leben nur Schlechtigkeit und Gemeinheit diese gutgemeinte Lehre zum Deckmantel umnehmen ihre Schande zu verbergen. Was im Leben gut ist und von echtem Schrot und Korn, das stimmt nicht zu dieser Lehre, wurde ihr stets untreu, sodaß dieser Misklang zwischen Lehre und Leben manchen Edeln von der Frömmigkeit abwandte, gar viele aber in der Heuchelei schützte". „Allerdings in den kleinen Verhältnissen des häuslichen, des bürgerlichen Lebens erkannte der bessere Theil eures Volks auch werkthätig großentheils die heiligen Aufforderungen der Ehre und Gerechtigkeit; aber in den

großen Verhältnissen des öffentlichen Lebens, da führte euch jene lügenhafte, heillose Klugheit irre auf die Wege der Unehre und Niederträchtigkeit." So erscheint ihm nun eben dies als das Beste und Nöthigste, wozu die gegenwärtige Erhebung Deutschlands Kraft und Muth genug geben müßte, Einführung von Ehre und Gerechtigkeit in alles was zum öffentlichen Leben gehört, und darauf gegründetes und dann allein berechtigtes Selbstvertrauen; „hört nicht auf diejenigen, welche euch den Weltlauf dagegen stellen und Menschenkenntniß predigen wollen und sagen: diese gutmüthige Sittenlehre mit ihrem Lob der Tugend kennen wir lange, solange die Menschen aber Leidenschaften haben, wird ihre Lehre in den Wind gesprochen sein". Und daran schließen sich dann Aufforderungen zum selbstvertrauensvollen Hervorziehen jeder guten alten Sitte des deutschen Volks, seiner Ehrlichkeit und Keuschheit, seiner Sprache mit Abthun der Ausländerei, Wünsche nach einer Volkserziehung, welche dem Geist nicht nur Kenntnisse, sondern auch Belebung des Ehr- und Vaterlandsgefühls brächte, und zugleich eine gymnastische Ausbildung so allgemein machte, daß die Last der stehenden Heere wegfallen könnte; „sie haben den Staat in Schulden gestürzt, haben einen großen Theil der edelsten Mannschaft im Volke zum Müssiggang gewöhnt, welcher aller Laster Anfang; das war bei uns die Schule der Sittenlosigkeit, der ehelichen Untreue". „Unter höchsten Reichsgesetzen könnten auch die Fürsten kleiner Provinzen die eigene von keinem andern Fürsten abhängige friedliche Verwaltung haben; nur das Kriegswesen bleibe nicht so zerstückelt; wenigen müsse militärische Oberhoheit, das Recht zu Krieg und Frieden zustehen." Dem deutschen Reiche gebt Bundesgesetze, daß nach Reichsgrundgesetz den Fürsten im Bunde ihre Grenzen bestehen, und daß wir nur vereinigt die Waffen ergreifen; gebt Reichsgerichte, daß eine höchste Gerechtigkeit sei und ein deutsches Gesetz; gebt Reichsuniversitäten, da ist viel Schmach, seit die Facultäten mit Hüten handeln trotz den Putzmacherinnen." So und meist in viel schärfern Worten spricht er Klagen und Wünsche aus, auf welche manche spätere Zeit zurückgekommen ist; manchen durchaus nicht excentrischen Männern gereichte damals die kleine Schrift zur Freude. „Den herzlichsten wärmsten Dank für Ihre Bußpredigt", schreibt ihm L. Döderlein (24. Mai 1814) aus Erlangen, „nicht sowol, daß Sie mir sie durch Kopp mitgetheilt, als daß Sie überhaupt die Kanzel bestiegen haben, in einer Kirche, wo 10 Millionen andächtige Zuhörer schlafen und andere 10 Millionen mit offenen Ohren und Augen nichts von Buße hören wollen und höchstens 4 Millionen auf Bekehrung sehnlich

harren. Wenn Sie nun den ersten Theil aufgeweckt, den zweiten bekehrungssüchtig und den dritten bekehrt gemacht haben werden, dann können wir schon jährlich ein paar Bußtage entbehren. Ich habe das herrliche Büchlein unter Professoren und Studenten nach Kräften verbreitet und mich am Wohlgefallen erfreut. Auch mein Vater, der doch sonst manches gegen Ihre Lehre einzuwenden hat, ist voll des Lobes darüber." Freund Reichel hat sich auch daran erfreut, besonders an dem Ruf nach Reinheit der Sitten im Familienleben, und misbilligt nur „eine gewisse renommistische Derbheit der Sprache". Aber dieser Vorwurf hat Fries, wie er schreibt (6. Oct. 1814), „etwas geärgert; huren und stehlen wollen unsere Machthaber nach wie vor, und die pinselhafte Reinlichkeit unserer Gebildeten will nicht einmal, daß man das ausspreche. Ich verstehe es recht gut, wer unsern Leuten etwas Ansprechendes sagen will, der muß fein polirt reden, Citate aus den alten Rednern zusammenzupfen, einzelner Personen schändliche Anekdoten auftischen und guten Rath geben, wie man einzelne Formen bessern solle! Mit Franzosenverjagung und Wiener Congressen kann uns in mancherlei, aber nicht im wesentlichsten gewonnen werden; ich glaube nicht an viel Gutes durch solchen Schlendrian. Ehre und Recht sind meine einzigen Stichwörter, die will noch niemand. Aber vielleicht wird doch durch religiöse Begeisterung ihre Stunde schlagen; nur die fortschreitende Geistesbildung mit religiöser Wuth verbunden kann helfen". „Das Thema Volksbildung und öffentliche Gebräuche ist freilich das schwerste, eben weil den meisten Vornehmen nicht wahrhaft, sondern diebisch zu Muthe ist; bestimmte Vorschläge sind schwer zu machen, man findet sie lächerlich, weil man das Gute nicht will."

Im Anfange dieses Jahres 1814 war nun auch Fries' „Julius und Evagoras" erschienen; „für leise Hoffnungen, vielleicht auf ferne Zukunft", heißt es in dem kurzen Vorworte, „gestaltete sich im Sommer 1811 der Traum dieser Rede, zur Ermahnung gemeint, denn der Redende hoffte, wie Deutsche hoffen; der gewaltige Umschwung einer rasch wechselnden Zeit eilte der Rede voraus; als Erinnerung nehmt hin was in Hoffnung gesprochen war". Als das Buch gedruckt war, drängte sich dem Verfasser wol noch etwas mehr das Gefühl auf, daß die geschichts- und costümlose Einfachheit seiner Figuren darin weniger als etwas allgemein Erforderliches und allein Schönes geltend gemacht werden könne, und daß die große Werthschätzung davon auch bei ihm selbst etwas Geschichtliches und Traditionelles von der Brüdergemeine her sei. Als Reichel ihm in seinem und anderer Freunde Namen für

das Buch gedankt hat, schreibt er (22. Jan. 1814): „Euer Beifall ist gar sehr ermunternd für mich und die Art desselben hat alle meine Erwartungen weit übertroffen, vor allem aber unsers lieben guten Kölbing's liebevolles Urtheil. Ich weiß freilich, daß euer Beifall immer der stärkste ist, den ich zu erwarten habe, aber er ist mir auch der theuerste, mit euerer Sinnesart entwerfe ich's, mit dem Gedanken an euch führe ich's aus." „Ich rechne in der That auf euch am meisten", heißt es schon kurz vorher, „denn im Grunde versteht ihr doch allein den feinern guten Geist meiner Lehre. Ich brauche nämlich eine innere feine Ausbildung des Gefühls in allen seinen Regionen mit Geschmack und ohne alle Ostentation, ohne alles äußere Scheinenwollen, und die ist das Werk der guten herrnhutischen Bildung, weil im gesellschaftlichen Leben bei uns keine äußere ästhetische Form ausgebildet und gebraucht werden kann, also die guten ohne die Ostentation bleiben, welche der Umgang mit Mädchen sonst überall so natürlich macht." „Die Mängel meines Buchs kenne ich nur allzu gut. Der Roman ist oft sehr unbeholfen fortgeführt. Macht denn meine Darstellung des Verhältnisses zwischen Julius, Cäcilie und Amalie einen ordentlichen Eindruck? Taugen meine Mädchen etwas? Und die ganze Erzählung am Schluß hat sie Haltung, hat sie Rundung genug? Mit dem ersten Theil habe ich die Idee angegeben; helft mir nur den zweiten machen. Gebt mir Ideen, gebt mir bestimmte Aufgaben; man wirft das hernach bestimmter im Kopf herum, und wenn einmal die Sonne recht hell über den Schnee glitzert, in die Blüten schimmert oder die Herbstlandschaft malt, so wird's einem auf einmal klar. Mein Entwurf zur Fortsetzung war sehr einfach, es sollten nun Dialogen folgen in der Art wie der über Seelenruhe; der zweite über Schönheit der Seele und der dritte über Bildung des Menschen waren schon dem ersten Theil zugedacht; dann sollten Dialogen über Religionslehre folgen. De Wette aber meinte es wäre schöner, wenn auch der Roman weiter ginge, und traute mir zu, daß ich es leisten würde. Das ist mir aber noch sehr unklar, darum wollte ich Dich fragen: gewinnt das Buch bedeutend durch die Einkleidung in den Roman? oder thun am Ende die Dialogen denselben Effect? viel leichter sind sie." Hier hat sich's ihm selbst fühlbar gemacht, was ihm bei seinem Mangel an Sinn für die reiche Manchfaltigkeit des individuell und historisch bestimmten Einzelnen auch an poetischer Darstellungsgabe fehlen mußte. Manche seiner Freunde sind indessen doch auch über das Maß von Kunst lebendiger Schilderung überrascht, welches er in dem Buche bewährt hatte. So spricht sich in einer

längern Recension*) De Wette aus, welcher kurz vorher im Herbst 1814 drei Wochen bei Fries in Heidelberg zugebracht hatte, aber selbst bald nachher die Form des didaktischen Romans geschickter durchzuführen wußte; so Gruner in Koburg, welcher schon an der ersten Entstehung desselben theilgenommen hatte. Der letztere voll „Erbitterung gegen die Ungerechten und gegen die ästhetisch einseitig Gebildeten unserer Zeit, welche ich“, sagt er, „Goethen und Fouqué an der Spitze, für die ärgsten Verderber unserer Zeit halte“, preist „die Verlebendigung alles Abstracten und Trocknen, die Schönheit der Sprache, das Leben der Einbildungskraft“ und am meisten das Herz, das Gemüth von Fries, welches er überall wiedergefunden; nur eins hat ihn tief verletzt, das Gespräch über die Vorsehung, worin Fries statt des Aufsuchens und des Anerkennens göttlicher Absichten nur die Ergebung in Alles und eine Erhebung über das ganze Spiel von Glück und Unglück als die rechte Verfassung des Einzelnen geltend zu machen suchte, allerdings wol gewaltsam gegen das Zeugniß des Glaubens an Gott, welchen er sonst so zuversichtlich als einen in gleicher Weise in allen Menschengeistern vorhandenen voraussetzte und welcher dort, wo er energisch genug war, auch überall die Zuversicht auf eine auch die irdischen Dinge zum Besten leitende göttliche Führung einschloß. Fries indessen legt gerade auf diese seine Verwerfung eines solchen Glaubens an die Vorsehung so viel Werth, daß er in einem spätern Briefe an Reichel sagt, sie „fordere freilich, wenn sie mit Begeisterung das Leben beherrschen solle, eine besondere Stärke des Verstandes; er glaube aber, daß ihr diese im Volksgeiste zu Hülfe kommen könne, sodaß auch die Schwachen und die gemeinen Leute ihrer empfänglich würden, wenn man sie in den öffentlichen Religionsunterricht für die Jugend mit aufnähme“, wogegen er also kein Bedenken und vor den Früchten davon keine Besorgniß hat.

Daneben wurde Fries' Lage in Heidelberg jetzt immer heiterer und sorgenfreier und auch seine Wirksamkeit immer größer; auf „Bekehrt Euch“ ließ er noch zwei politische Flugblätter folgen, „Zuruf an die zu Paris“ und „Was sollen wir Deutsche fordern?“, beide 1815, die letztere „nach der Schlacht von Waterloo“, wie er selbst

*) Die Recension steht in den Ergänzungsblättern der Hall. Allg. Lit. Z. vom Jahre 1814, Nr. 139—140, S. 1105—1117. Sie ist anonym, aber De Wette bekennt sich dazu in einem Briefe an Fries vom 4. März 1815. In Hagenbach's Verzeichniß der Arbeiten De Wette's (Leipzig 1850) würde sie ebenso wie die dort ausgelassene Schrift De Wette's „Die Sünde wider den heiligen Geist“ (Berlin 1819, 42 S. in 8.) nachzutragen sein.

bezeugt. Vergebens suchte schon im Jahre 1814 Hegel sich durch Bewerbungen bei Paulus neben Fries einzudrängen, indem er auf die beiden Professuren des letztern anspielend vorstellte, „auf welchen traurigen Beinen, sogar auf einem halben, die Philosophie in Heidelberg stehe; sollte die Physik ihren Friesrock nicht selbst ganz brauchen und für die Philosophie nicht noch ein besonderer Rock nöthig sein?" *) Klagen von Fries wie im März 1814, „wir haben hier freilich jetzt sehr wenig Studenten und eine Regierung, mit der man sehr unzufrieden ist", kommen 1815 nicht mehr vor. In den Sommer 1815 gehört auch die Recension dreier Schriften von Herbart, Bouterwek und Schulze **), welcher die Erklärung vorangeht: „Um Jacobi als unsern Aeltesten vereinigt, tritt ein großer Theil unserer hellsten Denker einmüthig den Schwärmereien Schelling's und seiner Schule entgegen, nicht um Schelling's Lehre nach und nach zu bessern und zum Guten zu führen, sondern um ihre gänzliche Untauglichkeit zu zeigen und sie zu verdrängen." Aber am Ende des Jahres 1815 fühlte er plötzlich seine ganze heidelberger Existenz in Frage gestellt. Noch in den ersten Tagen des Jahres 1816 kann er an Beaulieu schreiben: „Das äußerlich Freundliche meiner hiesigen Lage kennt ihr, und ich fühlte mich darin glücklicher als noch vor kurzem. Wir haben nun gerade zusammenpassend ein paar Mädchen und ein paar Knaben; dazu geht es mit meinen Collegien immer besser, ich nehme dies Halbjahr 1000 Fl. Collegiengeld ein; mein Julius und Evagoras ist in kritischen Blättern recht gut aufgenommen, und besonders an De Wette habe ich einen trefflichen Vorfechter; seine Dogmatik, seine Schrift die neue Kirche und die über Religion und Theologie sind ganz auf meine Philosophie gegründet und bis ins Feinste in Uebereinstimmung mit meinen Ansichten." Doch nun muß er sogleich hinzusetzen: „aber nun auf einmal ist der Geist der Unruhe dazwischen gefahren und nur Gott kennt das Ende."

Was hier geschehen war, beschreibt er ausführlicher in seiner spätern Aufzeichnung; hier im Briefe verweist er den Freund auf den „Rheinischen Merkur", wo „der Thatbestand sehr richtig und ausführlich erzählt sei". „Die Wiener Bundesacte", schreibt er, „forderte in jedem deutschen Staate eine landständische Verfassung; Weimar ging

---

*) K. A. von Reichlin-Meldegg, Paulus, II, 226.

**) In den Heidelberger Jahrbüchern 1815, Mai, Nr. 27, S. 417 fg., wieder abgedruckt in Fries' polemischen Schriften (Halle 1824), S. 317—332. Die beiden politischen Flugblätter vom Jahre 1815 hat der Verfasser nicht aufzufinden vermocht.

voraus in der neuen Anordnung seiner Angelegenheiten und die allgemeine Anregung brachte diese Ideen auch im Badischen im Geiste des Volks in Bewegung. Der Adel gab in Karlsruhe eine Petition für die neue Ordnung der Verfassung ein, die Geistlichkeit folgte, und nun regte sich auch beim dritten Stande in der Pfalz der Gedanke, den gleichen Schritt zu thun. Der Mittelpunkt der Bewegungen fiel nach Heidelberg; ein großer Theil der Bürgerschaft forderte Martin auf, für diesen Zweck eine Petition zu entwerfen; er übernahm es und man legte sie überall zur Unterschrift vor; auch bei uns circulirte sie; ich unterschrieb mit; der Stadtdirector ließ der Sache von wegen der Polizei freien Lauf. Da ergriff Thibaut plötzlich die Gegenpartei, stellte die Sache als ordnungswidrig und aufwieglerisch vor, sprach seine Meinung an öffentlichen Orten lebhaft aus und gewann auch den Curator für seine Ansicht. Man forderte uns auf, unsere Unterschriften zurückzunehmen, die meisten thaten dies; Wilken und ich blieben Martin treu. Sobald der Stadtdirector diesen Wind spürte, denuncirte er die ganze öffentliche Angelegenheit heimlich in Karlsruhe und Martin's Schritt persönlich. Das Ministerium ließ sich bestimmen, unmittelbar eine Haussuchung gegen Martin zu befehlen und die Sache zu unterdrücken; dies bestimmte Martin sogleich die badischen Dienste zu verlassen. *) Gegen uns geschah nichts weiter, doch ließ man mich die Ungnade bemerken, indem ich bei der reichlichen Austheilung neuer Titel übergangen wurde. Dieser Streit war einer von den wenigen, wobei ich lebhaft Partei nahm und meine Meinung, daß das Recht auf Martin's Seite sei, überall mit Ungestüm aussprach." Vergebens vermittelten auch aus der Ferne Freunde, wie Heise, dessen Abgang nach Göttingen im Frühjahr 1814 für Fries ein sehr von ihm beklagter Verlust gewesen war; er suchte besonders Thibaut gegen Fries zu rechtfertigen und von einem Bruch mit diesem abzubringen (s. Beilage 7); Fries blieb dabei, wie er an Beaulieu auch nach Heise's Vorstellung schreibt, „Martin ist reines Unrecht geschehen und Thibaut hat sich sehr schlecht gegen ihn genommen; Martin hat seiner

---

*) Näheres hierüber ist von Martin's Sohne mitgetheilt vor der 13. Auflage des Proceßlehrbuchs seines Vaters (Leipzig 1862), S. 31. Hier heißt es zuletzt: „Das Resultat der (gegen Martin eingeleiteten) Untersuchung war, wie vorauszusehen, völlige Freisprechung Martin's und der Auftraggeber desselben. Als Martin darauf die verlangte öffentliche Genugthuung für die ihm zutheil gewordene Unbill nicht erhielt, nahm er seinen Abschied, entschlossen in einer der freien Städte als Anwalt sich niederzulassen." Es wird noch angegeben, daß er bei einem Besuch in Heidelberg 1819 dort polizeilich ausgewiesen sei.

Ehre wegen seine Entlassung genommen". Dies sollte nun auch die Veranlassung werden, Fries von dem schönen Heidelberg wegzuziehen.

„Der Vorschlag Martin's in weimarische Dienste nach Jena zu ziehen", schreibt er, „ging durch meine Hand, und ganz unabhängig davon wurde ich auch zu Unterhandlungen geführt eine bloße Professur der Philosophie in Jena anzunehmen. Die politischen Verhältnisse wirkten dabei gar nicht auf meine Entscheidung, indem ich keineswegs klug genug war zu berechnen, wie sehr meine Stellung verloren hätte, wenn ich blieb, da Heise nach Göttingen gegangen war, ich ohne Martin geblieben und mit Thibaut entzweit gewesen wäre. Und in Karlsruhe sowie bei dem Curator konnte mir das Geschehene eben auch nicht vortheilhaft sein. Mich stieß von Jena zurück, daß man eigentlich nie gut thut, unter so veränderten Umständen in einen Ort zurückzukehren, in dem man früher lebte; nach Jena zog mich, Karolinen ihrer Familie wieder zuzuführen, und für mich, daß ich ganz der Philosophie leben konnte, von der mich die Physik die letzte Zeit entfernt hatte."

Noch lieber freilich, als nach Jena, wäre Fries damals nach Berlin gegangen, und hier, wo Fichte's Stelle noch unbesetzt war und Schleiermacher mit der Ansicht durchdrang, daß zur Wiederbesetzung derselben die Berufung zweier Männer gefordert werden müsse, wurden im März 1816 vom akademischen Senate nebeneinander Hegel und Fries, jener für die Professur der speculativen, dieser für die der praktischen Philosophie, jeder aber neben andern primo loco vorgeschlagen; für Fries hatten besonders Böckh und De Wette (s. dessen Briefe in der Beilage 9) gestritten. Hätte dies damals den Erfolg gehabt, daß Hegel gar nicht nach Berlin berufen wäre, sondern statt seiner Fries, wie würde die ganze Geschichte der deutschen Philosophie von 1816 an, mit ihr auch theilweise die der deutschen Theologie, eine so ganz andere geworden sein. Hegel's Philosophie würde ganz unbeachtet und ohne Einfluß geblieben sein und keine Hemmung der constitutionellen Entwickelung, keine Mystification in der Theologie als sei sie sehr christlich und sehr rechtgläubig, keine Sprachenverwirrung und keine Verbildung aller der guten Köpfe, welche eine rasche Laufbahn in Preußen suchten, bewirkt haben; Schleiermacher, welcher bald bemerkte, wie sehr er sich in Hegel geirrt hatte, und sich dagegen mit De Wette immer inniger befreundete *), würde sich noch schneller im

*) Erst durch den 1863 erschienenen 4. Band der Briefsammlung „Aus Schleiermacher's Leben" hat man das schöne Verhältniß kennen gelernt, welches nach anfänglicher Misstimmung (s. noch De Wette's Briefe an Fries im März 1816) in spätern Jahren zwischen beiden Männern bestand.

Politischen wie in dem, was beiden noch von der Brüdergemeine her gemeinsam war, mit Fries zusammengefunden haben; Fries würde in dieser Gemeinschaft und in den größeren Verhältnissen Berlins vor Illusionen und zu großer Nachgiebigkeit behütet und darum auch in seiner Lehrwirksamkeit unangefochten geblieben sein; De Wette, welcher erst 1818 in Jena durch Fries mit Sand bekannt wurde, würde dann auch in Berlin geblieben sein, und wenn dann von der vereinten Kraft dieser drei Männer eine Glauben und Wissen auseinanderhaltende, aber eben dadurch vermittelnde Theologie und Philosophie ausgegangen wäre, würde es vielleicht nicht zu einer solchen Verzweiflung an beiden nach den Extremen irreligiöser Wissenschaftlichkeit und unwissenschaftlicher Religiosität und darum zu so tief gehenden Spaltungen in Kirche und Schule gekommen sein. Aber Hegel, nachdem er erst noch zwei Jahre Fries' Nachfolger in Heidelberg gewesen war*), wurde zuletzt allein nach Berlin berufen, und es wurde von da an seiner Lehre nach einem Ausdrucke von Fries „durch das Ministerium Altenstein lange Zeit ein forcirter Curs hoch über Pari gesichert".

Fries dagegen entschloß sich nun desto eher nach Jena zu gehen. „Ich erfuhr", schreibt er an Beaulieu, „daß man in Jena ohne mein Zuthun an mich denke, und Müller schrieb mir endlich bestimmt darüber, daß sein Bruder und er für mich wirkten, Eichstädt aber dagegen. Nachher kam H. von Gersdorff, ein herrnhutischer Bekannter und eifriger Freund meiner Philosophie, der das besondere Zutrauen des Großherzogs hat, von Wien nach Weimar zurück und wurde Minister des Innern; an diesen wendete ich mich selbst, er sprach mit dem Präsidenten von Voigt, einem Onkel meiner Frau, und dieser schickte nun sogleich die officielle Einladung." „An einem schönen Sommermorgen", schreibt Fries an einem andern Orte, „gingen wir auf eine der schönen heidelberger Höhen, aber ungeachtet der schmeichelnden Umgebung wurden wir einig, daß wenn der Onkel 800 Thlr. böte, wir hinziehen wollten; als wir nach Hause kamen lag die Antwort da und that gerade unsern gesetzten Vorschlag; ich nahm nun an, bat noch um einige Verbesserung und erhielt 900 Thlr. mit der Zusicherung, bei erster Gelegenheit auf tausend gesetzt zu werden, was dann auch bald erfolgte." Damit begannen die ersten Gnadenerwei-

---

*) Neue Bewerbungen Hegel's bei Paulus um Fries' Stelle in Heidelberg erscheinen sogleich auf die Kunde von Fries' Abgange in Hegel's Briefen bei Reichlin-Meldegg, Paulus, II, 228.

sungen des Fürsten, welcher von da an auch alle folgenden schweren Jahre hindurch stets Fries' bester Schutz und dafür auch der Gegenstand seiner dankbarsten Verehrung geblieben ist, Karl August's von Sachsen-Weimar. Vom 25. März 1816 war der erste amtliche Antrag des Ministers von Voigt; schon hier lag der förmlichen Vocation ein Privatschreiben bei, worin es heißt: „der Großherzog hofft sehr darauf, daß Sie durch Ihre Vorlesungen die Philosophie zu Jena neu begründen sollen, eingedenk was in den Heidelberger Jahrbüchern, Mai 1815, S. 417 gesagt ist", das waren die oben S. 152 angeführten Worte, welche also Karl August nicht unbemerkt geblieben waren. In einem zweiten Briefe vom 18. April bezeugt ihm dieser bereits die Zustimmung des Großherzogs zu allen seinen weitern Wünschen, und auf seine nun am 1. Mai erklärte definitive Annahme auch in einem dritten Schreiben die „sehr gute Aufnahme" dieser Erklärung durch den Fürsten und dessen weitere Zusicherungeu über Wittwenpension, Reisegeld und künftige Gehaltsvermehrung. Ein weiteres Decret Karl August's vom 30. Juli 1816 legt ihm dann auch wegen „seiner dargelegten ausgezeichneten Gaben und Kenntnisse, und in der Hoffnung, daß er solche zum Besten unserer Gesammtakademie zu Jena auch ferner bewähren werde", den Hofrathstitel bei. Anerbietungen, Fries in Heidelberg zu halten fehlten zwar nicht; „an meine Stelle", schreibt er, „mußten zwei Männer berufen werden (man erhielt nachher Munke für die Physik, Hegel für die Philosophie); die Kostspieligkeit hiervon machte den Curator bereitwillig mir bessere Bedingungen als die jenaischen zu machen, ich glaubte aber gegen Voigt schon zu weit gegangen zu sein und die Befreiung von der Physik zog mich nach Jena, während auf der andern Seite die Nähe des Abschieds Karolinen und mir das liebe Heidelberg, in dem wir so eingelebt waren, immer theurer machte". So scheidet Fries doch zuletzt ungern und nicht ohne Sorgen wegen der Zukunft aus Heidelberg, wo gerade das letzte Jahr ihn noch besonders befriedigt hat; „ist's doch bald", schreibt er im September 1816 an Reichel, „als sollte ich auch noch in die Welt eintreten, und Gott mag's führen, wie. Ich habe ein Jahr mit vielen Hoffnungen für meine Zukunft gerade durchlebt, doch kann es freilich auch sein, daß mir gerade jetzt die günstigste Laune des Glücks lächelte. Meine staatsrechtlichen Vorlesungen vom vorigen Winter zogen mir einen Kreis derber junger Leute, meist wiedergekehrter Freiwilliger, um mich", gerade noch im Sommer 1816 wurde Friedrich von Gagern, der schon bei Dresden, Kulm und Leipzig als Offizier mitgefochten hatte, Fries' anhänglicher und

sehr dankbarer Schüler *), ebenso Ludwig von Mühlenfels (s. Beilage 8); „mein Julius und Evagoras wird den Rhein hinunter allmählich mehr gelesen, dazu finden De Wette's Sachen gut Gehör unter den Theologen"; auch von Fr. van Calker verspricht er sich viel, dem ersten, welcher ihm aus der Brüdergemeine als Schüler folgte und sich noch in Heidelberg und dann in Jena bei ihm zum Auftreten als Lehrer seiner Philosophie in Berlin vorbereitete. „Schlimm ist's", fährt er fort, „mein Schloß in diesem herrlichen Lande zu verlassen. Aber ich führe meine Frau zu ihrer Familie und werde dort nur der Philosophie leben." Als ihm dies später nicht erfüllt wurde, heißt es freilich: „hätte ich die Zukunft sehen können, ich wäre wol dort geblieben, indessen die nächste Zukunft schmeichelte mir anders."

Die letzte größere Arbeit, welche Fries noch in Heidelberg vollendet hatte, die Schrift „vom deutschen Bunde und deutscher Staatsverfassung" erschien erst als er in Jena war. Eine kleinere „über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden", eigentlich nur ein besonderer Abdruck einer Recension von Rühs' Schrift über denselben Gegenstand **), worin er aber auf Grund der Erfahrung sich sehr stark gegen Anwendung allgemeiner Toleranz- und Humanitätsprincipien nicht gegen die Juden als Religionspartei, aber gegen die Judenschaft als einer verzweigten und gefährlichen „Mäkler- und Trödlerkaste" erklärt hatte, war zu einer Zeit, wo gerade in Frankfurt Verhandlungen über die Verhältnisse der Juden anhängig waren, ein Beweis von Fries' Freimüthigkeit und seiner Unabhängigkeit von fremdem Urtheil und vom Werben um Volksgunst. „Roth und Niethammer", schreibt ihm Jacobi in seinem letzten Briefe, „sind mit Ihnen ganz einverstanden; ich behalte über dies und jenes Zweifel und Bedenken, und dann mildert bei mir anderer und größerer Haß den Haß wider das Judengeschmeiß." Fries selbst in seinen Aufzeichnungen klagt darüber, wie er auch hier ähnlich wie auch sonst öfter misverstanden sei. „Ich bin ein Aristoteliker, ich meine die Einzelnwesen seien die Wesen und nicht die allgemeinen Begriffe; ich bin ein Nominalist und kein Realist. Die meisten verirren sich aber in falschen Realismus in Dingen, wo es sich gar nicht um das Philosophiren handelt, sondern ganz um Erfahrung und Geschichte. Als ich eifrig gegen das Judenthum als eine verderbliche

---

*) Heinrich von Gagern, Leben Friedrich's von Gagern (Leipzig 1856), I, 234—237.

**) Heidelberger Jahrbücher 1816, Nr. 16—17.

gesellige Ausbildung im deutschen Volksleben sprach, die vorzüglich durch die schlechte Polizei der Reichsritter und allerlei Nachlässigkeiten in unsern kleinen Staaten so schädlich gewirkt hatte, so sagten mir die Leute nach, ich hasse die Juden und wolle ihr Verderben. Ich aber wollte, daß man das Judenthum reformiren und als Handelskaste aufheben solle, damit die Juden als vollberechtigte Bürger in den Staat eintreten könnten, ohne ihre Nachbarn widerrechtlich zu übervortheilen."

Viertes Buch.

Jena.

1816—1843.

1. Erste Zeit in Jena. Schrift vom Deutschen Bunde.

1816—17.

Nach Jena im Herbst 1816 übersiedelnd kam Fries jetzt in das einzige deutsche Land, wo der Landesfürst bereits das in der Bundesacte vom 8. Juni 1815 gegebene Versprechen einer landständischen Verfassung erfüllt hatte, und wo schon dadurch ein Friede und ein gegenseitiges Vertrauen zwischen Fürst und Volk bestand, wie in keinem andern deutschen Lande. Eine neue Verfassungsurkunde, concipirt von einem jenaischen Professor der Rechte, welcher bald nachher von 1818 bis zum Jahre 1848 der einflußreichste Minister und zuletzt beinahe der Regent des weimarischen Landes wurde, war nach kurzer und friedlicher Berathung mit den alten Ständen am 5. Mai 1816 bekannt gemacht und darin auch „das Recht auf die Freiheit der Presse ausdrücklich anerkannt“; noch in Heidelberg hatte Fries die Freude, daß zum guten Empfang Minister von Gersdorff ihm (11. Juli) „ein Exemplar des Grundgesetzes der landständischen Verfassung des Großherzogthums“ dorthin schickte, welches für ihn „theoretisch und bei seinen neuen Verhältnissen“ von Interesse sein werde; „die Redaction“, bezeugt ihm Gersdorff, „ist von dem Hofrathe und Professor Dr. Schweitzer zu Jena, dermaligem ständischen Deputirten der Akademie“. *) Auch auf dieser Universität selbst war jetzt schon durch das politische Geschenk des Fürsten, der „Friede haben wollte mit seinem

*) Christian Wilhelm Schweitzer, geboren zu Naumburg 1781, gestorben 1856. Die Eloquenz der großherzoglich sächsischen Universität, sonst nicht wortkarg auch über kleinere Größen, ist zu schweigsam geblieben über den Ehrenmann, welcher auch für Jena viele Jahre hindurch so viel gethan hat, und welchem seine rastlose Arbeitsamkeit im Jahre 1848 mit Undank gelohnt wurde. Außer einer Flugschrift von J. Chr. Hotzel (Jena 1857) scheint dort über ihn nur eine Erwähnung in J. Günther's Lebensskizzen jenaischer Professoren (Jena 1858), S. 84, vor-

Volke", eine gehobenere Stimmung als jemals, und wie der mediceische Hof Karl August's schon eine universelle Bedeutung für ganz Deutschland erhalten hatte, so schien sich dasselbe nun auch an seiner Landesuniversität erfüllen zu sollen. Hier durften die Nachklänge des Enthusiasmus aus den Freiheitskriegen noch ganz ungehemmt laut werden und waren schon fast nur hier noch gern gesehen; hier trieb auch die sittliche Erhebung, welche von jeder tiefern Erregung deutschen Sinnes unzertrennlich ist oder doch damals noch war, Lehrer und Lernende zu reformatorischer Arbeit an sich selbst in dem fortwährenden Drange, die Schäden und die Schmach abzustellen, wofür die Demüthigungen der letztern Jahre durch die Fremden dem Ernst der Gegenwart verdiente Strafen gewesen zu sein schienen. Wie traf gerade dies alles so lockend, so auffordernd mit den Wünschen und Hoffnungen zusammen, welche Fries gerade erst seit diesen letzten Zeiten so lebhaft erregten!

Unter den Lehrern von Jena fand Fries freilich wol kaum einen einzigen vor, der ihm etwa schon bei seinem frühern Aufenthalt in Jena näher gestanden hätte. Fremd waren ihm alle Mitglieder der theologischen Facultät, damals nach Griesbach's Tode (gest. 1812) und Paulus' Abgang Gabler und Danz, Schott und Baumgarten-Crusius; ebenso die Juristen Schweitzer, Schnaubert und Walch, zu welchen jetzt erst Martin von Heidelberg mitkam, und die Mediciner Joh. Chr. Stark und K. W. Stark, Fr. Sig. Voigt und Oken; auch die Mitglieder der philosophischen Facultät, mit welchen er früher Berührungen gehabt, waren fast alle fortgezogen oder gestorben, wie Erhard Schmid und Ulrich; noch gegenwärtig waren der Physiker Joh. Fr. Voigt, welcher bei seiner Promotion thätig gewesen war, und Eichstädt, welcher ihm abgeneigt war; Döbereiner, Luden und Bachmann waren erst später hinzugekommen. Auch später kam er von diesen allen nur mit dem jüngern Stark in ein vertrauteres Verhältniß; Oken und Martin, Schweitzer und Luden waren und blieben freilich Gesinnungsgenossen von Fries, aber sie waren in ihrer schon zu fest ausgeprägten Eigenthümlichkeit und die letztern in ihrer großen Weltklugheit und Abgemessenheit zu verschieden von Fries, als daß sich ihm durch sie sein immer ersehntes Ideal von Männerfreundschaft hätte verwirklichen können.

---

gebracht zu sein, welche nicht einmal, wie bei den übrigen dort beschriebenen geschehen ist, Schweitzer's Schriften aufzählt. Als Concipienten der weimarischen Verfassungsurkunde nennt ihn auch Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, II, 487.

Freudiger kamen ihm in Weimar alte Freunde entgegen; der heitere, auch in seinen Derbheiten noch liebenswürdige Rehbein, um solcher Eigenschaften willen bei Goethe „Hausarzt und Hausfreund" und selbst bei Karl August nicht unwillkommen und von dem letztern soeben zum Hofmedicus erhoben, „will ihn empfangen, wie das Wertheste was sein Auge vermißt hat und mit Schmerzen vermißt hat; ich bin so dick wie John Bull und so unbeholfen wie eine Karthaune vom ungeschliffensten Kaliber; möge der Himmel mir am Körperlichen etwas abnehmen und Dir zusetzen, und Dir von dem reichen Ueberflusse Deines Geistes etwas abzwacken und mir zusetzen, so wäre uns beiden geholfen". Minister von Gersdorff klagt sich selbst an, „wie wenig Fortschritte er seit drei Jahren in der Philosophie gemacht habe; doch ist mir das lebendige Interesse für diesen hochwichtigen Gegenstand der Selbstverständigung geblieben; ich hoffe es in Ihrem Umgange neu zu beleben; mein Beruf zieht mich freilich unendlich mehr als meine Neigung in das Praktische in concreto". Geheimerath von Voigt hat schon im November 1816 auf Fries' Vorstellung Luden 200 Thlr. Zulage ausgewirkt und freut sich des Wohlseins seiner Nichte. Selbst Kanzler von Müller, Bruder eines vertrauten Freundes von Fries, zeigte sich ihm anfangs freundlich. „Mit Goethe aber", schreibt Fries einmal an Reichel, „bin ich bei bloßer Ceremonie geblieben."

In Jena aber war es natürlich genug, daß er sich besonders der Jugend, den Studenten und dem, was diese schon Aehnliches erfüllte, mit freudigem Vertrauen und mit Verlangen nach einer noch innigern Gemeinschaft hingab, als welche ihn auch schon in der letzten Zeit in Heidelberg besonders erfreut hatte. Der aus den Freiheitskriegen mitgebrachte Widerwille gegen alle noch übrigen Spaltungen und Feindschaften unter Deutschen und das als Pflicht erkannte Verlangen, dem entgegen die alle verbindende Liebe zum gemeinsamen Vaterlande zu kräftigen, hatte 1815 in Jena eine energische Opposition erregt gegen die Nachwirkungen des alten Pennalismus und gegen die Schmach des „Rauf-, Sauf- und Luderlebens" unter deutschen Studenten, und hatte dagegen einen Anfang von Verwirklichung einer „allgemeinen deutschen Burschenschaft" herbeigeführt, zu welcher im Juni 1815 auf einmal 113 jenaische Studenten zusammengetreten waren.*)

*) S. Richard und Robert Keil, Geschichte des jenaischen Studentenlebens (Leipzig 1858), S. 356 fg. und R. und R. Keil, Geschichte der Stiftung der Burschenschaft (Jena 1865).

So sprechen sich nun Fries' erste Briefe von Jena sehr zufrieden aus. „Mein Abschied von Heidelberg", schreibt er an Reichel (28. Nov. 1816), „war ehrenvoll, und die lebhafte Theilnahme der Freunde, so schmerzhaft sie im Augenblick ist, ist nachher wohlthuend." Auf der Reise zwar Krankheiten; aber „nun ist alles glücklich überwunden. Ich gefalle mir hier sehr gut, lese Aesthetik, Ethik und Logik und habe in letzterer über 80 Zuhörer". „Die Zahl der Studenten", schreibt er an Beaulieu (24. Jan. 1817), ist hier reichlich wie in Heidelberg; unter den Lehrern sind aber noch nicht genug bedeutende. Sonst gefällt mir unser altes Jena recht gut, und mein Verhältniß zu Weimar ist mir höchst erfreulich, verglichen mit dem vorigen zu Karlsruhe." Und an Zezschwitz an demselben Tage: „Hier war mein Anfang sehr freundlich. Das Zusammentreffen mit Martin, meine Verhältnisse zu den entscheidenden Männern in der weimarischen Regierung und der Geist der hiesigen Universität, alles das ist mir günstig. Ich muß den Fleiß meiner Zuhörer sehr loben." Doch Heidelberg liegt ihm auch noch im Sinn. „Mein Abschied von den Studirenden in Heidelberg hatte für mich viel Erhebendes; ich gewann mir eine Gesellschaft lebhaft patriotisch gestimmter Jünglinge, besonders durch Vorlesungen, deren Geist Du aus beiliegendem Buche erkennen magst, aus meinem Bekehrt Euch so erkannt haben wirst. Bleiben wir denn einig? oder zwingt das Schicksal dem Staatsmann eine herbere Lebensansicht auf, als sie mir phantasirenden Philosophen noch geworden ist? Ich hatte früher meine Lehre nur auf Einzelne wirken sehen, hier zuerst auf eine größere Gesellschaft, deren Anhänglichkeit that mir sehr wohl."

Das hier zuletzt erwähnte Buch, welches gerade bei Fries' Ankunft in Jena fertig wurde, war die Schrift „Vom deutschen Bund und deutscher Staatsverfassung, allgemeine staatsrechtliche Ansichten dargestellt von Fries". Es ist „Deutschlands Jünglingen" gewidmet, welche durch ihre „hunderttausend Todesopfer die heilige Freiheit, den Preis ihres Kampfes" uns wieder erworben haben; „uns hielten andere Pflichten ruhig am eigenen Herde zurück; nur Wunsch und Gedanke konnte mit euch sein". „Ich bescheide mich gern", sagt er, „denen, die jetzt die Geschäfte führen, keinen ausführbaren guten Rath zu geben; aber der Gedanke soll der That, die Ueberlegung der Ausführung lange vorauseilen"; „Belehrung an euch Jünglinge, denen die zukünftige That in unserm Volke gehört, ist meine Absicht". Und „unsere Fürsten haben uns schon erklärt, sie wollen einen Bundestag ansetzen, an dem sie Deutschlands Bundesgesetz und Recht zu ordnen denken; was sollen wir nun wünschen zu fordern, daß es dort zum

Reichsgrundgesetz und zur Reichsverfassung erhoben oder als solche erneuert werde?" Die Antwort, welche das Buch auf diese Fragen gibt, ist durchaus nicht so ideologisch, als man nach diesem Sichbescheiden auf unausführbaren Rath und nach dem „Julius und Evagoras" erwarten möchte. Vielmehr gerade weil dort alle Forderungen fast durchaus in abstracter Idealität hingestellt und dadurch dem Vorwurf des Unpraktischen ausgesetzt waren, scheint es Fries gedrängt zu haben, von diesem zu hohen Standpunkte aus, welchen er festhält, doch auch wieder mehr in die Niederungen der Empirie und der historischen Wirklichkeit einzulenken und hiernach bestimmte und ermäßigte, aber eben dadurch brauchbare Beurtheilungen und Vorschriften zu suchen, wie dies nun gerade in dieser Schrift geschehen ist. Voran stellt er der ganzen nächsten Zukunft eine große Forderung: drei Zeitalter der Culturgeschichte sind bisher auf einander gefolgt, ein orientalisches vorherrschend der Religion dienend, ein griechisches im Dienst der Schönheit, und ein christliches, Wahrheit und Erkenntniß allem einseitig überordnend; so sollte denn nun endlich ein viertes folgen, welches sich ebenso vorherrschend den Dienst der Gerechtigkeit auch im öffentlichen Leben zur gemeinsamen Aufgabe setzte; „es flammt allein in der auf die That gerichteten Idee des öffentlichen Rechts ein gesundes Leben; sobald dies von uns weicht, haben wir nur den Erschlagenen zu beklagen; die Idee, welche sich auf Gefühl und Andacht beschränkt, gehört jederzeit nur dem Trauergesang um eine verlorene schöne Zeit". Und dieser Gedanke, daß die Verwirklichung von Ehre und Gerechtigkeit selbst als Zweck und Aufgabe des öffentlichen Lebens behandelt werde, leitet ihn in allem was folgt. Er redet zunächst über Reformation und Revolution: „ihr zwingt die Revolution herbei, sobald ihr widerspenstig seid gegen den friedlichen Geist der Reform"; „weisen Regierungen wird es immer gelingen Revolutionen abzuwehren, wenn sie mit Mäßigung gute Reformen begünstigen"; „selbst ungerechte bestehende Gerechtsame darf nicht ohne Schonung vernichtet werden"; „Demagogen freilich gibt es überall, sie gehören aber nicht zu den schlechtesten Menschen, sondern sind ein gutes Ferment des Gemeingeistes und der öffentlichen Meinung, werden auch nie ein Volk zur Revolution verführen, dessen Regent mit seinem Volke ist und in dem man sich bei langsam fortschreitenden Reformen wohl fühlt". Hierauf unter der Ueberschrift „Volksverfassung" Betrachtungen über Ständeunterschiede, Erblichkeit, Freiheit, Arbeit; Fries fordert Erblichkeit des Besitzes soviel als möglich und des Geschäftes sowenig als möglich, Abhängigkeit nicht der Person, sondern nur des Geschäfts,

„Arbeit und Lohn der Arbeit" für alle, welche arbeiten können; er sagt: „es gibt kein Eigenthumsrecht durch bloße Occupation, jedes Recht ist ein geistiges Institut des geselligen Menschenlebens, alle Rechte der Bürger im Staate entspringen aus der bestehenden Gesetzgebung; diese aber ist das Werk der Gegenwirkung von Herkommen auf einer, von Herrschergewalt auf der andern Seite, aber die Gewohnheit für sich ist blind, und die Herrschergewalt anfangs gewaltthätig: da führt denn der Geist guter Reformen die Forderungen der Gerechtigkeit hinzu, auf welche beide hören und ihnen allmählich die Lebensordnung unterwerfen sollen." Unter „Regierungsverfassung" wird dann anerkannt, daß die Formen allein ohne den rechten Geist im Volke nichts entscheiden können, aber doch mit dem Geiste wirkend bald hemmend, bald fördernd wirken werden, und als die Entwickelungsstufen dieses zur Mitwirkung berufenen Volksgeistes werden Furcht, passiver und dann activer Gemeingeist bezeichnet. Repräsentative Form ist „nicht als die allein rechte und gerechte über andere Formen zu erheben", sie wird oft nur aus Eifersucht gegen ungerechte Obere überschätzt, und wo sicher genug bei Regent und Volk auf guten Geist zu rechnen und darum gerechte Gesetzgebung, Freiheit der Justiz und der Meinungsäußerung vorhanden wäre, da wäre autokratisches Regiment das beste. Aber freilich „für untergeordnete Stufen der Bildung und des Gemeingeistes wird landständische Verfassung die beste zugleich republikanische und autokratische sein", in welcher es dann besonders auf hinlängliche Stärke eines patriarchalischen und eines timokratischen Elements (Hagestolze und allzu mobile Einwanderer denken viel eher, als Familienväter und Grundbesitzer, après nous le déluge) sowie eines friedlichen Gleichgewichts der Stände bedarf; sehr maßvolle Anwendungen werden von diesem allen auf Deutschland gemacht, und selbst als Vorzüge der Zerstückelung die Manchfaltigkeit und Freiheit der Entwickelung im Einzelnen anerkannt, neben welcher doch die freilich noch der Verstärkung bedürftige Einheit niemals ganz verloren ging.

Noch mehr ist dann in dem zweiten und letzten Hauptthеile von der Staatsverwaltung alles nach der Rücksicht gemessen, gelobt und getadelt, daß die Gerechtigkeit nicht leiden dürfe, sondern wachsen solle. Darum soll nicht die Polizei statt des ruhigen Rechtsganges „mit plumpem Trotz ein Recht auf blinden Gehorsam sich anmaßen", und durch rohes Zufahren das Ehrgefühl der Bürger verletzen, dessen Erhaltung so wichtig, „dessen feine Achtung echt deutschen Herkommens ist". Darum fürchtet Fries bei Besprechung von „Steuern und Krieg" besonders die Entsittlichung, welche von müßigen stehenden

Heeren im Frieden und von visitirenden Zollbeamten ausgehen werden; „was wollt ihr denn von eurem Volke? nur daß es reich werde, wie manche unter unsern Staatswirthschaftslehrern, oder nur ein kriegerisches Volk wie die Römer, oder nur ein selbständiges (Schwert und Pflug) wie etwa Lykurg, oder ein kraftvolles, lebendiges, dabei aber rechtliches und gebildetes? Die Weisheit will das letztere“. Darum entscheidet er sich über die bürgerliche Gesetzgebung für Thibaut gegen Savigny, für das Selbstvertrauen, welches erkennt, daß „wem eine geistige Aufgabe wird, auch den Beruf dazu hat und den Muth fassen soll sie zu lösen“, und darum für Handanlegen zu einem allgemeinen deutschen Gesetzbuche; „Gewohnheitsrecht ist blind und bildet sich größtentheils durch die Anmaßungen der Stärkern; eine Ausbildung zum Guten und Gerechten muß durch besonnene Gesetzgebung erfolgen“; die Lücken jedes Gewohnheitsrechts werden sonst, wenn ohne Gesetzbuch, durch autokratische Willkür der Richter ergänzt werden. „Savigny hat sein Urtheil gegen den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung größtentheils auf den Tadel einiger neuen Gesetzbücher gegründet“, aber in diesen mehr nur Fehler gegen die Geschichte, besonders Unkunde des römischen Rechts nachgewiesen, als Verstöße gegen die jetzigen Lebensverhältnisse ihres Volks, und das ist schlimmer als jene wissenschaftlichen Fehler, wenn die Grundansichten der ganzen Gesetzgebung diesen Verhältnissen zuwider sind. Zuletzt Betrachtungen über Kirche und Schule, mit dem Zugeständniß freilich, daß „die Sachen der Geistesbildung durch keine allgemeine Rechtsregel der Freiheit oder Beschränkung geordnet werden können“, aber dann doch mit der Forderung, „daß in Sachen der Kirche so wenig als möglich, in Sachen der Schule so viel als möglich zur öffentlichen Angelegenheit gemacht werde“. Das stimmt freilich mit dem Verlangen nach Frömmigkeit im ganzen Volke, nach Erhebung in großen gemeinsamen Festen nicht recht zusammen, aber hier kann er sich der Geringschätzung christlicher Tradition nicht erwehren, und erkennt nicht an, daß diese im deutschen Volke auch eine nationale und darum nicht durch irgendetwas Gemachtes zu ersetzende ist. Er wünscht mit Recht unzerrissene Gemeinschaft des ganzen Volks bei seinem Cultus, schon weil Zusammenwirken des religiösen und des nationalen Interesses, ohne welches jedes von beiden matt und unrein sein wird; er verwirft „die vorausgesetzte Nothwendigkeit einer Trennung zwischen Staat und Kirche, die doch bei uns nur geschichtlich zufällig von den Spaltungen zwischen roherer Gelehrten- und Kriegerherrschaft stammt“ und „nur eine einseitigem ständischen Despotismus gehörende Staatsform“ ist; er wünscht,

daß der Confirmation oder der religiösen Einweihung der Jugend auch eine vaterländische Einweihung mit rechter Kraft und Leben an die Seite trete; „für ein gebildeteres öffentliches Leben sollten Staat und Kirche in eins aufgehen, darin sollte uns Regentschaft und Piesterschaft eins werden, daß unser öffentliches Leben erwüchse zum Dienste des Gottes der Gerechtigkeit, in welchen der thätige Gemeinsinn und die Aufopferung für das gemeine Beste das religiös Verehrte würden"; „macht euern Staat selbst zum Tempel Gottes". Aber auf christlicher Grundlage findet er dies unerreichbar; er bezweifelt, daß sich der Glauben daran im ganzen Volke herstellen lassen werde, und tadelt auch an der „Herzensreligion des reinen Pietismus" „eine schwächliche düstere Lebensansicht", „Seufzer der Ohnmacht im Bewußtsein der Sündhaftigkeit", „eine weichliche Hingabe an die frommen Gefühle der Ergebung und der innern Ruhe, wobei immer die rechte Begeisterung zur That fehlt; gar leicht läßt diese ganze Frömmigkeit das Leben gemein und irreligiös, macht etwa gnädige Wohlthäter, aber feuert nicht an zum Streit für Ehre und Recht, beschränkt das Leben in seine innere Zauberkammer und läßt diese Menschen nie das rechte Erringen der frohen Zufriedenheit mit uns selbst erreichen". Desto nöthiger, daß die Schule hier aushelfe, daß ihre Anstalten öffentliche seien, daß darin aber die Erziehung nicht allzu sehr gegen den Unterricht zurückstehe und daß ein freier und angesehener Gelehrtenstand reine Achtung vor Wahrheit und Schönheit allgemein mache; „keiner soll gebildet werden nur auf das, was er brauchen kann und noch weniger nur auf das, wofür er gebraucht werden kann, sondern der Blick soll jedem geöffnet werden, hin auf die Würde der Wissenschaft und schönen Kunst". So meint er ausgeführt zu haben, was wir jetzt dem Vaterlande wünschen sollen; auf die Fragen aber, was wir hoffen dürfen für die Erreichung der Wünsche und was der Einzelne dafür zu thun habe, endigt er mit Klagen, wie „die großen Erben, die Mächtigen, die Reichen, auch die Tiefgelehrten nichts mehr wissen von dieser Deutschheit, und sich gar nicht mehr jener uralten Zeiten vor dem Anfang des Wiener Congresses erinnern können", aber auch mit der Zuversicht, daß dem Geist der Wahrheit und daher dem Werk der Geistesbildung doch die Zukunft gehören werde, und darum mit der Aufforderung, daß jeder „sich der wahren Bildung theilhaft mache und so im Dienste des Geistes der Wahrheit lebe". „Nicht aber die Bildung der Anstelligkeit meine ich, nicht die trockene für das Geschäft allein, sondern die große und freie rein geistige Bildung, welche dem Wahren, Guten und Schönen um sein selbst willen huldigt. Die aus

dieser allgemeinen Bildung hervorgehenden Ideen eines gesunden öffentlichen Lebens und seiner Gerechtigkeit sollte ein jeder unter uns festhalten im Gedanken und nie schwinden lassen. Was auch die Wirklichkeit sagt und wie die Gemeinheit hier oder dort siegen mag, huldige nur der Idee, und gib sie nie auf! Darin liegt die echte religiöse Begeisterung! Darin behauptet jeder Mensch sein Bürgerrecht im Reiche der Freiheit und des Geistes."

Eine Schrift wie diese, welche jetzt gerade zusammen mit seinem ersten Auftreten in Jena wie ein Programm für seine dortige Wirksamkeit erschien, war besonders geeignet, rasch für Fries ein inniges Vertrauensverhältniß zwischen ihm und den soeben zur Burschenschaft vereinigten Studirenden zu begründen; je unmittelbarer er sich hier hoffend und auffordernd an die deutsche Jugend gewandt hatte und je mehr Lockendes und selbst Schmeichelndes für sie in dieser Aufforderung lag, desto bereitwilliger gab sie sich ihr hin. Und vielfach wohlthätig waren für die ganze neue Generation der Studirenden die Wirkungen hiervon, aber daneben fehlt es freilich auch bald nicht an Misdeutung und Misbrauch. Die Erhebung, welche sich von den Freiheitskämpfern unter den Studirenden auch den jüngern mittheilte, war wirklich ein schöner des Lobes und der Pflege werther Zug, und um so viel, als die Jugend es darin dem Alter zuvorthat, verdiente sie wirklich vor diesem gerühmt zu werden; aber das einzige und allein ausreichende Erforderniß zur Berathung und Herbeiführung eines bessern Zustandes war sie nicht, und so war, wer sie dafür hielt, zumal wenn er sie sich selbst vor andern beilegte, nicht wenig zur Selbstüberschätzung versucht. Mit dieser patriotischen Erhebung verband sich auch sehr heilsam eine sittliche, wo man unter Führung von Männern wie Fries sittliche Vorzüge vom deutschen Wesen unzertrennlich finden und beide zusammen schätzen lernte, wo, wie nun in den Kreisen der Burschenschaft, Unzucht, Luxus, Frivolität, Indifferentismus als ausländisches besonders französisches Wesen verschmäht und Keuschheit, Abhärtung, Bedürfnißlosigkeit, Ehr- und Freiheitsliebe als etwas Deutsches gepriesen und gefordert wurden; aber wenn dabei andere auch nicht undeutsche aber weniger einladende Eigenschaften, wie Arbeitsamkeit, Gelehrsamkeit, Bescheidenheit, Ehrerbietung gegen Alter und Obrigkeit, kosmopolitische Anerkennung auch des fremden Verdienstes nicht auch als deutsch mitgerühmt und mitgerechnet wurden, kam nicht nur ein ungeschichtlicher Begriff von Deutschheit blos nach einer willkürlichen Auswahl heraus, sondern auch eine weitere Versuchung, sich schon für Annäherung an diese Auswahl für alleinige

Verwirklichung eines Ideals von Deutschheit zu halten und desto zuversichtlicher alles dem Unähnliche geringzuschätzen. Auch die Aufforderung nicht blos „Wissen und Anstelligkeit“ für das specielle Fach, sondern auch allgemeine Bildung und „was wichtiger ist als alles, Charakter und Schönheit des geistigen Lebens“ zu gewinnen, konnte bei vielen heilsam der Handwerksmäßigkeit und Geistlosigkeit im Studiren entgegenwirken; aber bei andern wurde doch auch die Abmahnung vom Lernen eine Versuchung zur Faulheit, zweifach gefährlich, wenn diese sich für Erfüllung einer höhern Pflicht hielt, und wenn der selbstverschuldete Unmuth, mit welchem sie stets gestraft wird, seinen Grund und Gegenstand nicht in den eigenen Schäden, sondern in denen des Vaterlandes suchte und fand, und dabei wol auch weiter zur Spielerei mit Aeußerlichkeiten, zu pharisäischer Ostentation mit Abzeichen und Trübsinn und zur Schlagfertigkeit gegen jede Verwerfung solcher Kleinigkeitskrämerei herunterkam. Wie wenig hier auch unter diesen ungleichen Wirkungen die schlimmen von Fries selbst gutgeheißen und erwartet waren, es wurden dennoch die einen wie die andern vornehmlich auf ihn zurückgeführt, und zwar sowol von denen, über welche sie ergingen und welche ihn als Autorität dafür ansahen, als von denen, welche diese Wirkungen beklagten.

Dies konnte dann bald zu Conflicten führen, welche über Jena und das weimarische Land hinausreichten. Schon war der Zustand in Deutschland nicht mehr allgemein so, wie man ihn für die Zeit kurz nach dem Kriege trefflich beschrieben hat: „noch hallte das Vorwärts des Jahres 1813 in allen Herzen wieder; die Gewalt ohne Mistrauen, der Gehorsam ohne Bangen; das Gesetz ohne Haß, die Verwaltung ohne Misgunst; das Staatsthum ohne Herbigkeit, das Volksthum ohne Selbstsucht, beides erhoben durch die Weissagung deutscher Einheit; Katholicismus ohne Gift, Protestantismus ohne Zank; der Adel von der Wahlstatt, der Bürger freien Hauptes; der Glaube innig, die Sitte deutsch; Wissenschaft tief, Kunst rege, Wort und Gesang kräftig; Männer jugendlich, die Jugend voll leuchtender Träume; Geist und Kraft überall obenan, überall die gemeinsame Bewegung so leitend wie gebietend, alle Elemente und Mächte des Staatslebens einträchtig in dem Frieden des gesunden Wachsthums ließen die Fragen nicht laut werden, welche einen Streit zwischen Gewalt und Freiheit voraussetzen, oder beantworteten sie durch eine versöhnende Wirklichkeit.“ *) Schon war es draußen eher so, wie es Gervi-

*) L. A. Suckow, Der Prophet (Breslau 1842), I, 5—6.

nus*) schildert: „Die gebildete Gesellschaft war für sich vertieft in ihre literarischen geistigen Interessen; der Adel wirkte in selbstsüchtiger Absonderung für seine besondern Zwecke; der große Mittelstand verhielt sich stumpf und gleichgültig gegen die staatlichen Dinge; das ganze gemeinsame Vaterland trug nur die geringe Minderheit der Jugend und der rüstige Kämpfer der Kriegsjahre uneigennützig im Herzen, aber sie schwärmte, durch die Erlebnisse aus dem gewöhnlichen Gleise der Dinge gerissen, in überspannten Idealen, während die Männer der alten Zeit, zu neuer Macht gekommen, eben in jenes ausgefahrene Gleise zurückdrängten." Nur in Jena und Weimar war noch so viel gemeinsame Hingebung an die Stimmung von 1813 bei Regierenden und Regierten, Alt und Jung, daß zwischen beiden noch keine Opposition herauskam und daß hier das etwaige „Schwärmen der Jugend" noch am anspruchlosesten und freiesten von Bitterkeit und Anmaßung war, wie es denn um der schönen und guten Züge darin von der Regierung Karl August's nicht nur nicht gedrückt, sondern begünstigt wurde. Aber hierin war das kleine Land bereits so vereinzelt, daß es schon dafür von den größern ringsum mit Misbilligung und Verdacht angesehen wurde.

Illusionen machte sich freilich auch Fries nicht über die Studirenden, welche ihm anhingen. „Der Beifall, den ich bei den Studenten fand", schreibt er etwa zwanzig Jahre später, „war eigentlich wissenschaftlich von keiner Bedeutung, denn nur die politische Anregung sprach eigentlich an, meine philosophisch-wissenschaftlichen Interessen aber gar nicht und meine Aufforderungen, staatswissenschaftliche Studien zu machen anstatt zu schwindeln, wurde von wenigen beachtet." Aber „ich hoffte, daß die Anregungen des Geistes durch den Sieg, den Dienst der Freiwilligen und die wieder errungene Selbständigkeit Deutschlands mit der geforderten Oeffentlichkeit aller Staatsverhandlungen auf den ganzen Geist unsers öffentlichen Lebens kräftig einwirken und dem ehrlichen guten Muth den Vortheil vor der Pfiffigkeit gewinnen würden. So interessirte ich mich lebhaft für den burschenschaftlichen Geist der Studenten, wiefern er Oeffentlichkeit, Vaterlandsliebe, Ehrliebe und Gesetzlichkeit miteinander zu achten schien; ich hoffte, daß ein freier und ehrenhafter Geist der Jugend nach und nach vortheilhaft auf den Geist des Volks werde wirken können, nicht im Traume aber fiel mir ein, daß es Thoren geben könne, die mit Studentenverbindungen activ meinten politische Zwecke erreichen zu können". „Deutschland

*) Gervinus, 19. Jahrhundert, II, 495.

ist kein Land der Revolutionen, kein Land der ins große gehenden politischen Parteiungen, denn bei uns gehört der größte Theil der Gebildeten zu den unbemittelten, deren bürgerliche Sicherheit vom Staatsdienst und der bestehenden Ordnung der Dinge abhängt, die sich also nie gegen diese vereinigen werden; dabei gibt es in Deutschland viel zu wenig rathlos verlassene Armuth, die bei einem gewaltsamen Umsturz der Dinge nichts zu verlieren hätte, als daß böser Wille sich dort die Arme erwerben könnte. Ich konnte also hoffen, daß der burschenschaftliche Geist unter den Studirenden nach und nach mit sanfter geistiger Gewalt als ein Erziehungsmittel auf den Geist des Volks zu Freisinnigkeit und Oeffentlichkeit des Lebens werde mitwirken können, wenn man ihn schonend zu leiten suchte. Als gesellschaftliche Verbindung hingegen habe ich die Bedeutung der Burschenschaft nie jenseit der Universität gesucht, habe auch nie die Einbildung gehabt, daß diese Verbindung sich in derselben Form je lange halten lassen werde; sie würde sich noch weit schneller umgeändert haben, wenn die Polizei sie nicht verfolgt hätte. Am wenigsten darf mir jemand die Narrheit schuld geben, daß ich gehofft hätte, durch eine geheime Studentenverbindung politisch wirken zu können. Ich sah nur nach wissenschaftlicher Förderung und Weckung des gesunden freien Geistes aus, aber ich stand mit meinen Phantasien und Idealen sehr bald allein. Ich griff darin fehl, daß ich mich so unbedingt freundlich zu Jahn und den Turnern stellte, denn durch die bloße Hebung der Gymnastik konnte meinen Ideen nicht geholfen werden, und für die Gymnastik selbst waren jene Ordnungen nicht haltbar in der Verschmähung des Altersunterschieds der Turner auf dem Turnplatz. Andererseits hielt ich zu lange mit dem sogenannten burschenschaftlichen Geist, der in den ersten Jahren nach dem Frieden unbestreitbar einen höhern vaterländischen Flug hatte, der Einzelnen auch lange nachher noch zutheil wurde, aber im Ganzen des gesellschaftlichen Treibens sank der Geist allzu bald auf die gemeinen Interessen der Renommage und des Duells zurück, wogegen meine Ansichten gerade gerichtet waren."

Diese Zeit war im ersten Jahre von Fries' Aufenthalt in Jena noch nicht, und noch ganz friedlich ging es für ihn zu Ende. Er ordnete sich von Anfang an seinen philosophischen Cursus, sodaß er im Winter Logik, Psychologie und Kritik der Vernunft mit Einschluß der Metaphysik las, und im Sommer Ethik, Politik (Naturrecht und Philosophie der Geschichte der Menschheit) und Aesthetik zusammen mit Religionsphilosophie, „sodaß nur die Geschichte der Philosophie fehlte".

„Meine nähere Bekanntschaft mit den Studenten", fährt er fort, „breitete sich bald aus, auch dadurch leichter, daß Agathon Schmid, Steingaß, van Calker, der in Heidelberg Doctor der Philosophie geworden war, Hofmeister und Rödiger von Heidelberg mit mir gekommen waren"; Karl Hofmeister ist der Verfasser der Schriften über Schiller; Steingaß, welcher in Winter 1817 Vorlesungen in Jena ankündigte, ward nachher wie Ludwig Rödiger (gest. 1866) am Gymnasium zu Frankfurt angestellt; Calker ist jetzt Professor in Bonn; unter den Vorstehern und Ausschußmännern der jenaischen Burschenschaft in diesen Jahren finden sich unter andern auch die Namen Heinrich von Gagern, August von Binzer aus Kiel, H. Leo aus Rudolstadt, Ed. Böcking aus Bonn, K. Herm. Scheidler, jetzt Professor der Philosophie in Jena, H. Riemann und A. Haupt aus Mecklenburg, R. Wesselhöft, Gabler und G. Asverus aus Jena, K. L. Sand aus Wunsiedel, J. Zerrenner und H. von der Hude aus Lübeck, Ed. Dürre aus Berlin, sonst nicht eben viele nachher bekannter gewordene Namen.*) Schon im Sommer 1817 beging man die zweite Wiederkehr des Siegestags von Waterloo mit einer Feier, wo Fries im Griesbach'schen Auditorio vor 200 Studenten eine die Freiheitskämpfer preisende, ihre Opferfreudigkeit auch der Gegenwart empfehlende Rede hielt. Bald folgte dann aber im Herbst, durchaus nicht von ihm herbeigeführt, aber wieder so, daß er daran theilzunehmen sich für verpflichtet hielt, die vierte Feier des 18. October, welche bald schlimme Folgen nach sich ziehen sollte.

---

2. Das Wartburgsfest.

1817.

Die jenaische Burschenschaft war es gewesen, welche im August an die Studirenden von dreizehn andern deutschen Universitäten Aufforderungen erlassen hatte zur Theilnahme an einer Feier des 18. October in Eisenach und auf der Wartburg „in drei schönen Beziehungen, der Reformation, des Sieges bei Leipzig und der ersten freudigen Zusam-

*) Vervollständigtes Verzeichniß in der letzten Schrift der Brüder Keil, Geschichte der Burschenschaft, S. 151—157.

menkunft deutscher Burschen am dritten Jubiläum der Reformation", und fast 500 Studirende, darunter die kleinere Hälfte von Jena, waren von zwölf Universitäten wirklich erschienen. Der Großherzog Karl August, welcher sich des bessern Geistes unter den jenaischen Studirenden freute, hatte nicht nur die Erlaubniß zu der Feier gegeben, sondern auch die Einrichtung und Leitung dieser und dazu die Wartburg den Studirenden überlassen und zur Aufnahme und Bewirthung der Versammlung Summen bewilligt und Verfügungen erlassen. Dahin hatten sich denn auch vier jenaische Professoren, Schweitzer, Oken, Kieser und Fries begeben; auch der letztere, trotz der Warnung des vorsichtigen Luden: „so etwas geht einem leicht zehn Jahre nach." „Ich hatte mich", schreibt Fries kurz nach dem Feste, „bei wiederholten Aufforderungen gegen unmittelbare Theilnahme erklärt, weil ich voraussah, daß ich nicht ohne Antheil an der Feier bleiben würde, wenn ich mitginge, mir aber dieses Dazwischentreten zwischen der frei vereinigten Jugend etwas Anmaßendes zu haben schien. Um aber doch auch meinen Freunden unter den Studirenden zu willfahren, entschloß ich mich einige Worte der Erinnerung an die Reformation und die Leipziger Schlacht, verbunden mit einem Aufruf zu lebendiger Vaterlandsliebe und zu einem wahren Freundschaftsbunde im Geist der Vaterlandsliebe drucken und dort austheilen zu lassen. Als dies Blatt schon gedruckt war, erfuhr ich von andern Lehrern, daß sie nach Eisenach gehen wollten und nun mochte ich nicht zurückbleiben, nun ging ich gern mit." „Ich war", schreibt Fries noch zwanzig Jahre nach dem Feste, „in den jenaischen Verhältnissen zu sehr Neuling und griff daher ungeschickt zu. Ich hatte eben, weil ich den jungen Leuten mit meinem Vertrauen sehr entgegenkam, eine große Scheu davor, selbst studentikos zu erscheinen. Nicht nach Eisenach zu gehen, schien mir furchtsam, da die Theilnahme so vieler Lehrer angekündigt wurde; selbst theilnehmen wollte ich aber deswegen an keiner der Festlichkeiten. Ich sah das Fest für eine bloße Studentensache an, es fiel mir im Traume nicht ein, daß die europäischen Cabinete nach diesem Studentenfeste sich umsehen oder ihm gar eine politische Wichtigkeit geben würden." Daneben hoffte Fries auf Bestärkung so vieler versammelter Studirender in dem Geiste, auf dessen heilsame Rückwirkung von der erregten Jugend her auf das öffentliche Leben er hoffte. „An politische Plane dachte niemand, ich besorgte nur, da Studirende von mehrern Universitäten eingeladen waren, daß diese untereinander oder mit andern, mit Bürgern, mit Militär Händel bekommen könnten; vorzüglich die Hoffnung, in einem solchen Falle vermittelnd wirken zu

können, brachte mich zu dem Entschlusse selbst hinzugehen. Die Studenten, denen man ganz überlassen hatte sich selbst zu ordnen, blieben im besten Frieden untereinander, mit den freundlich entgegenkommenden eisenacher Bürgern, mit den Fremden sowie mit dem das Fest mitfeiernden Militär; es kam nur ein Augenblick vor, wo die Einigkeit der Studenten untereinander leicht hätte gefährdet werden können, und da gelang es mir sogleich der Sache eine andere Wendung zu geben." Also anders als in Nothfällen thätig hervortreten wollte Fries gar nicht; es geschah ganz unvorbereitet, daß er am Morgen des Festes im Rittersale nach der Rede des Studenten Riemann und nach dem Gesange Nun danket alle Gott auf Bitten einiger seiner Schüler ein kurzes Wort der Aufforderung und des Wunsches hinzufügte, „daß der neue Freundschaftsbund der Jugend ein Bild werden möge des vaterländischen Staats, dem sie bald ihr Leben widmen sollte, und daß sie fromm bei Tapferkeit, Ehre und Gerechtigkeit halten und daß von daher derselbe Geist kommen möge in das Leben unsers Volks, jünglingsfrisch erwachsen möge deutscher Gemeingeist für Vaterland, Freiheit und Gerechtigkeit". Aber die Feier selbst scheint ihn nun doch während ihrer Dauer und kurz nachher viel mehr befriedigt und erhoben zu haben, als er vorher gedacht hatte und als es ihm später in herabgestimmterer Zeit und nach den Folgen der Feier selbst erschien. Er schreibt kurz nach derselben an Zezschwitz: „Seit anderthalb Jahren ist es mir sehr gut gegangen, ich habe meine Schrift vom deutschen Bunde und meine Ethik geschrieben, ich habe vorigen Herbst zum ersten male vor 80 Zuhörern, diesen 18. Juni vor 200 Zuhörern und den 18. October vor 500 Jünglingen gesprochen, die mich noch obendrein hören wollten." Und doch seien so viele gegen ihn; „was habe ich denn gethan? ich habe geschrieben und gesprochen, wie ich seit vierzehn Jahren schreibe und spreche, mit dem einzigen Unterschiede, daß sich die Schlacht bei Leipzig zugetragen hat und daß ich nach Jena gegangen bin". Um dieselbe Zeit an Reichel: „Der zweite Theil des Julius und Evagoras soll Ostern folgen; ob ich ihn aber leben oder schreiben soll wird das Schicksal entscheiden. Seit dem 16. Oct. habe ich ihn stark gelebt zum Guten und für mich auch zum Theil zum Schlimmen. Ich sehe manchmal mit Neid auf die heitere Ruhe Deines Lebens. Ich habe meine Vorrede sehr im Ernst geendet*),

*) Beide Vorreden, sowol die in der Schrift vom deutschen Bunde als auch die des 1818 erschienenen ersten Bandes des Handbuchs der praktischen Philosophie schließen, als wär' es in einem Vorgefühl, mit den Worten: „Wenn Du aber neue Opfer verlangst, o Vaterland, so nimm auch mich."

doch Weimar wird's mir zum Guten wenden. Ich lebe in dem neuen und zukünftigen Leben der Deutschen oft schon mit erhebender Freude, jetzt zuweilen mit Schmerz. Doch hat sich meine Lehre von der Freundschaft meinem Leben jetzt glänzend wahr gezeigt. Bleibe ich an nichts reich, so doch an Freunden. Alle Gerüste des vorübergehenden Lebens habe ich gegen mich aufgebracht im Dienste des Geistes, dessen freies Walten und Recht sie nicht fassen und begreifen können. Die Naturphilosophen und die Orthodoxen habe ich lange gegen mich, jetzt auch die Magnetiseurs, die badische Regierung, die Juden, die Pietisten, die preußische geheime Polizei und die Zeitungsschreiber, endlich die Cabinete von Wien, Dresden uud Berlin (viel Ehre für mich!) und Weimar hat eine Criminaluntersuchung über mich verhängt! Mein Frohsinn sieht darin lauter schöne Hoffnungen. Berühmt werde ich wenigstens wie der Verbrenner des Tempels zu Ephesus; doch habe ich wol keinen Tempel zerstört, eher mitgeholfen um einem einen Grundstein zu legen, was freilich in der Regel noch weit mehr übel genommen wird. Ich muß" — zu den nächsten Worten ist am Rande bemerkt, „hier steht einiges, was ich nur Dir allein sagen darf", doch wol weil jeder andere es leicht misdeuten könne — „ich muß bisjetzt den Augenblick den ausgezeichnetsten in meinem Leben nennen, als ich den 18. Oct. des Morgens nach der Feierlichkeit zwischen den Burschen im Sonnenschein auf dem Hofe der Wartburg stand."

Auch war ja wirklich das Fest ohne Unordnung und Unfrieden und sicher erhebend für viele vorübergegangen. Die Reden der Studirenden *) sprachen freilich zu viel Selbstgefühl und zu viel Herabsehen auf andere aus; die Eröffnungsrede Riemann's klagte, daß alle schönen Hoffnungen des deutschen Volks vereitelt seien, und forderte Haß gegen alle, „die lieber im Staube kriechen als frei und kühn ihre Stimmen erheben gegen jegliche Unbill, die, um ihre Erbärmlichkeit und Halbheit zu verbergen, unserer heiligsten Gefühle spotten, Begeisterung und vaterländischen Sinn und Sitten für leere Hirngespinste ausschreien", und noch zuversichtlicher wollte die Rede Rödiger's auf dem Wartberge „zeugen für den Geist der Tugend und der Schönheit, lebendig in wenigen Herzen, und wir wollen ihm einen gedeihlichen Boden erfechten in allen Gauen des Vaterlandes; er will ein Vaterland haben und wir haben keins; in diesen papierenen

*) Diese Reden und andere das Wartburgsfest betreffende Actenstücke in D. G. Kieser's Beschreibung des Festes (Jena 1818).

Staaten ohne Seele muß das deutsche Bruderherz erkalten; bei dieser kleinlichen Geschäftigkeit, wo der beste Knecht der beste Bürger ist, bei diesem Hofdienst und dieser kindischen Auszeichnung kann kein Wetteifer entbrennen im Vortrefflichen und Guten, muß der große Enthusiasmus fehlen, der im Volksleben und seiner Kunst so Unglaubliches schafft". Aber anmaßend ist die streitbare Jugend jederzeit gewesen, und viel heilsamer und jeder Aufmunterung werth war es, wenn sie hier unter dem Nachhall der Freiheitskriege ihre Kraft in den Dienst vaterländischer und sittlicher Ideale stellen und sich für sie begeistern mochte, als wenn sie wieder, wie man ihr seit Jahrhunderten nachgesehen hatte, in Müßiggang und Zuchtlosigkeit sie verschwenden und verderben durfte. Auch wiesen Männer wie Oken die Studirenden noch auf der Wartburg streng in ihre Schranken und von Ueberschreitung ihres akademischen Vorbereitungszustandes zurück. „Bewahret euch", heißt es in seiner dortigen „Anmahnung", „vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Sein, Dauer und Ehre beruhten; ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt und wie ihr euch würdig dazu vorbereitet." Und in dem „Erinnerungsblatte", welches Fries nach Eisenach hatte schicken wollen, als er noch von dort wegzubleiben dachte, und welches er nachher dort noch vertheilen ließ, auch nachdem er hingegangen war, waren ja freilich wol Stellen dadurch misdeutbar, daß sie der Jugend selbst schon zu viel zuschrieben, wie etwa: „Jünglingsleben ist dem lautersten Dienst des Geistes, der Wahrheit geweiht; von da soll er ausgegossen werden über die Zukunft unsers Volks; und so verbündet euch, daß im Geiste eins und einig werde das deutsche Vaterland, daß es im regen Gemeingeist gedeihe zu öffentlichem Leben"; „mögen gleichsam im geheimen Bunde alle kräftig Wollenden mit dem Geist der Jugend zusammentreten, verehrend als ihren Herrn und Meister den Geist der Wahrheit"! Doch war auch hier die Absicht nur die, der Jugend ihre Aufgaben und Verpflichtungen erwecklich vorzuhalten und ein Zurücksinken in die Leerheit und Spielerei des alten Studentenlebens zu verhüten, aber kein Gedanke dabei an dadurch zu provocirende revolutionäre Widersetzlichkeit.

Aber gar zu leicht konnten in jener Zeit, wo von Wien aus auch die meisten übrigen deutschen Regierungen und selbst Preußen zur Zögerung mit der Gewährung der verheißenen Verfassungen von einem Jahre zum andern sich nöthigen ließen, selbst ganz allgemeine Reden von Worthalten und deutscher Treue von den Gegnern dieser Ge-

währung wie Vorwürfe empfunden werden; wie viel leichter noch konnte von ihnen eine Feier, wo viel allgemeinere Klagen über alles Bestehende vor Hunderten aufgeregter junger Männer mit solcher Oeffentlichkeit erhoben waren, als ein Zeichen einer nicht durch Zugeständnisse zu nährenden revolutionären Aufregung gedeutet und ausgebeutet werden, während freilich und eben deshalb auch anders und besser Gesinnte, was hier an Anmaßung und Großsprecherei geleistet war, als benutzbares Hinderniß einer guten Sache beklagten. „Noch waren wir nicht wieder zu Hause zur Ruhe gekommen", schreibt Fries, „als uns schon von allen Seiten der Feinde Lügengeschrei in den öffentlichen Blättern zu verfolgen anfing. Ein eigenes Unglück wollte, daß eben zuvor die europäischen Cabinete von Paris aus vor neuen Bonaparte'schen Umtrieben gewarnt worden waren, und so erregte unsere kleine Angelegenheit in so hohem Grade die Aufmerksamkeit und Befürchtungen, daß plötzlich von allen Seiten Reclamationen in den härtesten Ausdrücken zusammenkamen, und zu diesen endlich zwei aus den niedrigsten Calumnien zusammengesetzte sogenannte Denunciationen." Der Muthwille, daß am Abend des 18. Oct. nach einer Rede des Studenten Rödiger auf dem Wartenberge bei Eisenach noch Bündel Makulatur mit daran geschriebenen Titeln misliebiger Bücher, dazu auch ein Zopf, ein Schnürleib und ein Corporalstock unter verhöhnenden Reden des Studenten Maßmann verbrannt waren, ein Act, welchen man wie irgendein anderes Studentenpereat hätte ignoriren können und sollen, sollte nun nicht nur eine Arroganz, sondern ein hochverrätherisches Attentat und die in Eisenach anwesenden Professoren sollten die Anstifter desselben gewesen sein. Zuerst jammerten preußische Zeitungen darüber in entstellten Beschreibungen des Geschehenen: unter Oken's Vorsitz sollte die deutsche Bundesacte oder nach einer andern Nachricht einige dreißig Bücher auf der Wartburg verbrannt sein, während doch keiner der vier jenaischen Professoren dabei gegenwärtig gewesen war; drei derselben hatten überhaupt den Wartenberg nicht betreten und Fries nur während der Rede Rödiger's vor der Verbrennung. Durch eine scharfe Anzeige vom 24. October, welche aus der Weimarischen Zeitung auch in andere, z. B. in die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 6. November überging, erklärte Fries hierauf das Gerücht, „als ob bei den Octoberfeiern zu Eisenach neben den Insignien des Gamaschendienstes und den Machwerken einiger Bonaparte'schen Schildknappen und Schmalzgesellen auch Stücke der Wiener Congreß-Acte verbrannt seien, seinem Ursprunge nach für lügenhaft"; der Ausdruck Schmalzgesell ist nachher von ihm selbst für ein aus Schleiermacher's

Streit mit Schmalz her adoptirter erklärt. Aber bald folgte dann unterm 9. Nov. 1817 eine an den Großherzog Karl August selbst gerichtete Denunciation des Directors des preußischen Polizeiministeriums von Kamptz gegen den „Haufen verwilderter Professoren und verführter Studenten", welche auf der Wartburg „durch Feuer und Mistgabeln Censur geübt hätten", unter andern gegen den von ihm bearbeiteten Codex der Gensdarmerie, welcher nicht seine des Herausgebers Gedanken und Grundsätze, sondern Gesetze der deutschen Fürsten und darunter auch solche des Großherzogs selbst enthalte, „die nun in seinem Lande von seinen Dienern und Unterthanen öffentlich verbrannt und beschimpft seien". Und noch schwerer wog es, wenn Männer nicht nur wie Gentz, sondern auch Niebuhr, von Stein, Steffens, Friedrich Leopold von Stolberg und andere Freunde von Perthes die Jugend fast ganz zu entschuldigen suchten und für ihre Anmaßungen fast allein ihren anwesenden Lehrern Vorwürfe machten; Stein's Ausdrücke in einem Briefe an den mit Fries befreundeten Minister von Gersdorff in Weimar sind so stark, daß man es ihnen anmerkt, wie er Fries, ohne ihn sonst näher zu kennen, blos nach dem auf der Wartburg vertheilten Flugblatte und darum auch dieses nicht richtig beurtheilt.*) Ein längerer Aufsatz von Fries im „Rheinischen Merkur" verbesserte diese Stimmung auch wol nicht zu seinen Gunsten.**) So kam es noch im Jahre 1817 dahin, wie Fries versichert, „daß man von Wien und Berlin wegen seiner aufrührerischen Gesinnungen seine

---

*) Die Artikel von Gentz in dessen von Gustav Schlesier herausgegebenen Schriften (Manheim 1839), III, 24—59. Niebuhr's „Klagen über die Fratze auf der Wartburg" in den Lebensnachrichten über ihn (Hamburg 1838), S. 187. Steffens' Bedenken in dessen „Was ich erlebte" (Breslau 1843), IX, 55 fg., auch schon VIII, 437. Die Aeußerungen des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg und anderer Freunde von Fr. Perthes in Cl. Perthes' Leben desselben II, 165 fg. (3. Aufl.). Stein's Brief und andere Aeußerungen desselben in Pertz' Leben Stein's (Berlin 1854), V, 166—169. 849—850. „Nicht ohne den tiefsten Unwillen kann man Stein's Antwort lesen", sagt auch Gervinus (19. Jahrhundert, II, 493), „worin er ungesehen und ungehört die jenenser Professoren beschuldigt" u. s. f. Auch J. von Görres fand, daß die verbrannten Bücher „nur zum kleinsten Theile unschicklich gewählt, größtentheils aber längst von der Nation verurtheilt und gerichtet gewesen seien". Gesammelte Schriften (München 1856), IV, 150.

**) Dieser Aufsatz füllt das ganze 190. Stück des Neuen Rheinischen Merkur vom 29. Nov. 1817; dem Exemplar davon, welches dem Verfasser vorliegt, liegt ein Brief des Kanzlers von Müller an Fries bei, worin dieser einige starke Stellen ausgelassen oder gemildert wünscht. Ob dies geschehen, ob das Stück ausgegeben sei oder nicht, wäre nur durch ein anderes Exemplar dieses 190. Stücks zu entscheiden, welches der Verfasser nicht aufzufinden weiß.

Absetzung verlangte"; Fürst Hardenberg und Graf Zichy kamen selbst nach Weimar und brachten Briefe ihrer Souveraine an den Großherzog mit Anträgen auf eine Regulirung der Preßfreiheit durch eine bundesgesetzliche Bestimmung *); und durch sie mag damals zuerst jene Forderung gemacht sein, welche aber auch der Freiherr von Stein gegen den Minister von Gersdorff ausgesprochen hatte. „In Weimar freilich", schreibt Fries, „sah man die Sache anders an, mir wollte dort niemand übel als Kotzebue, den der böse Feind wieder hergeführt hatte; indessen die Regierung mußte, um nicht selbst in Verdacht gezogen zu werden, doch etwas gegen mich thun, damit man auswärts zufrieden gestellt werde." Ein Bericht, welchen sich der Großherzog von seinem Minister von Fritsch unterm 10. Nov. 1817 über das Wartburgsfest erstatten ließ, und welcher nach Berlin und wol auch nach Wien mitgetheilt wurde, rühmte zwar das Verhalten der jenaischen Studirenden; „die Jünglinge geloben sich Brudersinn und Eintracht, Aufhebung aller Spaltungen und Ordensverbindungen, und als Folge dieser Eintracht zeigt sich unter den Studirenden in Jena eine große Sittlichkeit und strenge Beobachtung landesherrlicher Gesetze, deren Aufrechterhaltung vorher ein vergebliches Bestreben der Behörde war". Doch beklagte der Bericht, daß Fries jene „Anrede an die Studirenden in Druck gegeben, welche, wenn auch die persönlichen Eigenschaften des Professors eine böse Absicht nicht vermuthen lassen, die Misbilligung Ew. k. Hoheit verdient hat, und daß derselbe, hingerissen von der Liebe zu seinen Zöglingen, in der Meinung eine nachtheilige Verleumdung zu widerlegen, über den Vorgang nicht mit der geziemenden Ruhe und Würde sich in den öffentlichen Blättern erklärte; er habe die Voreiligkeit dieser unklugen Handlung empfindlich gebüßt, da Ew. k. Hoheit ihm Höchstihr Misfallen haben zu erkennen geben lassen". Hierdurch entweder noch nicht befriedigt oder ermuthigt ließ Herr von Kamptz unterm 27. Nov. noch eine zweite Eingabe an den Großherzog Karl August folgen, worin er sich über die von Maßmann anonym herausgegebene Beschreibung des Wartburgsfestes, deren Druck Fries gebilligt habe, und zugleich über Fries' Anzeige in der Zeitung beschwerte, welche sich den Injurien in der Maßmann'schen Beschreibung durch neue Schmähungen gegen dieselben dort angegriffenen Männer angeschlossen habe. Fries schreibt es nicht dem Großherzoge, welcher keine Freude an solcher Inquisition hatte, sondern dem Kanzler Fr. von Müller zu, daß dieser im Schrecken über die hohe Person, welche

*) Kieser, Wartburgsfest, S. 60, 143. Gervinus, a. a. O., S. 492.

sich hier von Berlin aus hatte vernehmen lassen, durchgesetzt habe, was nun geschah; das höchste Justizcollegium in Weimar, welches den Namen der „Landesregierung“ führt und dessen Vorsitzender v. Müller war, verfügte (1. Dec. 1817) im Namen des Großherzogs eine Criminaluntersuchung gegen Fries und beauftragte damit einen Geh. Regierungsrath v. Gerstenbergk als außerordentlichen Commissar. „Der Kanzler“, schreibt Fries, „übertrieb die Sache noch gegen mich in der Weise, daß er bei der Einleitung der Untersuchung sich nicht begnügte mich als Zeugen über die Vorgänge auf der Wartburg vorladen zu lassen, sondern daß er mich bei der Ladung sogleich eines Majestätsverbrechens verdächtig erklärte. In der Form war die Vorladung gegen die Privilegien der Universität“; „ich erschien also nicht, sondern schickte nur eine feierliche Protestation gegen den Anfang irgendeiner Untersuchung gegen mich nebst Appellation an das Oberappellationsgericht schriftlich hinüber, und legte (7. Dec. 1817) eine außergerichtliche eigenhändige an den Großherzog selbst gerichtete Selbstvertheidigung bei“, eine Schrift, von welcher er sagt, daß sie zuerst „durch Freundeshand meinem Fürsten vorgelegt wurde“, welche aber bald auch in die Hände der Gegner gerieth und auf deren Betrieb vielleicht in Bayern mit lobpreisenden, aber spöttisch gemeinten Anmerkungen herausgegeben wurde.*) Fries klagte hier mit Recht, daß man seine politischen Grundsätze und den ganzen Geist seiner Lehre aus einem fliegenden Blatte beurtheile, nachdem er seit vierzehn Jahren öffentlich in Schriften über den Staat sich habe vernehmen lassen, auch schon „als die Schmeichler schwiegen, als die Schmeichler Napoleon rühmten“; er beruft sich besonders auf die Schrift vom Deutschen Bunde und die

---

*) Der Titel der Schrift ist: „Selbstvertheidigung des Hofraths Fries über die ihm öffentlich gemachten Beschuldigungen wegen der in und bei Eisenach begangenen Feier des 18. Octobers 1817 mit kleinen Bemerkungen von einem seiner großen Verehrer. Im Jahre des Heils 1818 auf dem Turnplatze geschrieben.“ Der echten ersten Vertheidigung von Fries, welche er am 6. Dec. 1817 an den damals als Untersuchungscommissar bestellten Geh. Regierungsrath v. Gerstenbergk eingesandt hatte und welche dann aus den Acten einem Gegner von Fries zur Herausgabe mitgetheilt sein mußte, sind hier fortlaufende Anmerkungen beigefügt, worin in ermüdender Ironie und fingirter Bewunderung aus Fries' Worten revolutionäre Consequenzen oder Abgeschmacktheiten abgeleitet und diese dann als höchste Weisheit gepriesen werden. Oken hat dies alles abdrucken lassen und mit seiner üblichen Symbolik begleitet („Isis“, 1818, Heft 2, S. 387—393), und er bemerkt hier, daß einige Wochen, nachdem Fries seine Vertheidigung eingereicht, „das Büchlein aus Bayern, durch ähnliche Kinder schon bekannt, hier (in Jena) angekommen sei; wie so etwas in unsichere Hände gekommen, ist bisjetzt noch nicht erfahndet“.

Art, wie er hier den Grundsatz Schlözer's: „Reformen aber keine Revolutionen", vorangestellt und angewandt habe, ebenso darauf, daß er in dem Flugblatt auf der Wartburg nicht zum „gemeinen Manne", sondern zu gebildeten Studirenden und größtentheils solchen geredet habe, welche seinen Gedankengang schon länger gekannt hätten, also vor Misdeutung seiner Worte sicher gewesen seien; er dringt darauf, daß bei einer Feier des 18. October die Worte von Freiheit und Knechtschaft nur auf die Befreiung von Napoleon's Herrschaft zu beziehen gewesen seien; er verwahrt sich gegen „den Hauptgrund des Misverständnisses seiner Worte, daß was er blos in Beziehung auf Burschenleben gesagt, auf einen allgemeinen politischen Zweck gedeutet sei". „Der Zweck meiner Worte war, für eine Freundschaft durch Vaterlandsliebe unter allen Studirenden zu sprechen und gegen die unter ihnen bestehenden Spaltungen in Landsmannschaften. Formen und Verfassungen helfen nichts, wenn der Geist fehlt; daher muß durch Volksbildung von unten aus dem Volk dem Guten seine rechte Stütze und Sicherheit kommen. Für dieses Gute aber wünsche ich dem Studentenleben einen Freundschaftsbund, den nur Geistesverwandtschaft (nicht Form und Landsmannschaft) schließt"; schon auf der Wartburg, wo Studenten aller Parteien vereinigt waren, „wäre der Streit durchaus nicht zu vermeiden gewesen, wenn sie nicht alle von einer gemeinsamen Begeisterung ergriffen wurden, und diese mußte die des Patriotismus sein; über diesen Geist der Einigkeit haben sie alles minder Wichtige vergessen." „Der Patriotismus einzelner Staaten ist bei den Bewohnern mehr als bei den Regierungen zu erblicken; laßt jetzt nur einige Jahre hindurch diesen heiligen Ernst der Vaterlandsliebe in unserer gebildeten Jugend belebend wirken und ihr werdet denselben Lebenshauch bald im ganzen Volke spüren." Ueber die Bücherverbrennung bemerkt er, es sei vor allem zu sorgen gewesen, „daß dort alles mit möglichster Offenheit und Oeffentlichkeit ohne heimliche Umtriebe geschehe"; dadurch sei es „einem jeden sehr erleichtert sein Recht zu finden, wenn einzelne Beleidigungen Abwesender bei der Bücherverbrennung vorgefallen seien"; darum habe er nichts dagegen gethan, als er vorher Kunde davon erhalten habe, aber sie nicht veranlaßt und auch an der Ausführung keinen Theil genommen; da er aber keine Verbindlichkeit gehabt habe, in Eisenach für die Ordnung zu sorgen, so könne man ihn nur verantwortlich machen wegen etwas Unbefugten, was er selbst gethan habe, aber nicht wegen Nichtverhinderung dessen, was andere gethan hätten.

Diese Vertheidigung machte auch, wie Fries bezeugt, einen gün-

stigen Eindruck auf seinen vortrefflichen Fürsten und dessen Räthe; sie wird auch schon auf das Rundschreiben gewirkt haben, welches der Minister Graf Edling unterm 19. Dec. 1817 an alle großherzoglichen Geschäftsträger ergehen ließ, und worin er bezeugen konnte, Graf Zichy, welchen er dazu selbst nach Jena begleitet habe, sei durch „die Ordnung, die Disciplin und die trefflichen Gesinnungen unter den dortigen Studenten selbst überzeugt, daß die Sache nicht so sei wie man sie dargestellt habe".*) Zwar „die Commission erklärte darauf keine Rücksicht nehmen zu können, das Collegium verwarf die Protestation und Appellation", und Fries wurde aufs neue vor die Commission nach Weimar citirt. Er erschien aber wieder nicht, wiederholte schriftlich seine Protestation und erbat und erhielt nun vom Oberappellationsgericht ein Inhibitorium an das Gericht, die „Landesregierung" in Weimar, welche darüber nun wol mit dem Apellationsgericht in Streit gerieth, aber nichts ausrichtete. So endigte das Jahr 1817 damit, daß die Landesregierung an Fries (29. Dec.) die Erklärung ergehen lassen mußte, „der Verdacht einer Theilnahme des Hofraths Fries an einer auf der Wartburg verübten Majestätsbeleidigung verschwinde jetzt allerdings und eine Criminaluntersuchung wegen eines solchen Staatsverbrechens finde demnach wider ihn nicht statt, der Specialauftrag dazu sei nach einem Rescript des Großherzogs für erloschen zu achten, und die Sache sei nun lediglich dem akademischen Syndikatsgericht zu Jena überlassen". Nur so weit reichen nun auch die Acten des Streits in der „Rechtfertigung gegen die Anklagen wegen seiner Theilnahme am Wartburgsfest", welche Fries selbst um Ostern des folgenden Jahres zu Jena erscheinen ließ; darin ist die frühere Selbstvertheidigung und der Aufsatz im „Rheinischen Merkur" großentheils wieder aufgenommen, ebenso die Schreiben von Kamptz und die Gegenreden von Fries aus dem Jahre 1817.

*) Das Schreiben des Grafen Edling bei Kieser, a. a. O., S. 143.

3. Das ruhige Jahr 1818. Praktische Philosophie. Reise und Brief nach Neuwied.

Auch im Laufe des ganzen Jahres 1818, dem letzten vor dem Jahre der Ermordung Kotzebue's und der Karlsbader Beschlüsse, ward in Weimar und sonst irgendeine Beschränkung der Wirksamkeit von Fries noch unnöthig oder unthunlich befunden. Verhandlungen infolge des Wartburgsfestes dauerten zwar noch fort und ebenso der Trieb von Kamptz, den dabei etwa nachlassenden Eifer durch neue Impulse wieder zu beleben. Vor dem Universitätssyndikus Justizrath Asverus verwahrte sich Fries zuerst, daß er nur in der Voraussetzung vor ihm erschienen sei (22. Jan. 1818), es sei jetzt von keinem Criminalproceß mehr die Rede, sondern nur von summarischer Behandlung einer Injuriensache, deren Abkürzung er selbst wünsche, und bekannte sich dann dazu, daß er die Schrift Maßmann's vor dem Druck gesehen und dem Buchhändler Wesselhöft übergeben habe; ebenso zu der Zeitungsanzeige; er reichte dann schriftlich (24. Jan. 1818) eine längere Erklärung ein, in welcher er sich gegen Kamptz' Vorwürfe aussprach und mit einer Redenunciation der von diesem ausgestoßenen Injurien und Calumnien endigte. Dazu rieth auch von Berlin aus De Wette. „Man fordert mich auf", schreibt er ihm am 27. Jan. 1818, „Dich zu bewegen, daß Du Kamptz wegen der Injurien in beiliegender Schrift" — er schickte ihm den damit noch reichlich ausgestatteten besondern Abdruck einer rechtlichen Erörterung über öffentliche Verbrennung von Druckschriften aus den „Jahrbüchern der preußischen Gesetzgebung" — „verklagest, und ein Justizcommissar erbietet sich Dir zu dienen; Sachverständige halten die Klage für wohl angebracht." Nachdem der Syndikus diese ganze Erklärung erst spät (10. März 1818) nach längerer Krankheit zur Mittheilung an Herrn v. Kamptz mit einer Vorladung desselben auf den 20. April an das königlichen Kammergericht zu Berlin abgeschickt hatte, und nachdem Kamptz hierauf unterm 6. April dem Syndikatsgerichte ziemlich spöttisch geantwortet hatte, „verlor", schreibt Fries, „der Kanzler wieder die Tramontana, setzte den Syndikus ab und verwies meine Sache an einen Specialcommissarius. Der rechtswidrige Schritt gegen den Syndikus mußte zwar sogleich zurückgenommen werden, aber ich blieb mit dem Commissarius in Nachtheil, da ich den von einer schweren Krankheit kaum genesenen und jetzt so schwer gekränkten Syndikus mit meiner Zänkerei nicht noch mehr kränken wollte. Noch eine Vernehmung beim Specialcommissarius

Amtmann Faselius brachte eine noch tölpelhaftere Schimpfrede von Kamptz zur Antwort, und die gute Sache schlief ein. Ich hätte sie schlafen lassen", setzt er hinzu, erst durch Martin habe er sich später bestimmen lassen, ein Urtheil in der Sache zu fordern; aber ein solches erhielt Fries erst unter sehr veränderten Umständen am Ende des nächsten Jahres.

Jetzt freute er sich noch ganz seiner Wirksamkeit in Jena, und viele andere mit ihm. Auch Karl August ließ sich noch nicht einreden, daß durch die Studenten seiner kleinen Landesuniversität das große Vaterland in Gefahr sei, und hatte nach wie vor Freude an ihrer Erhebung und an ihren Sitten: am 7. März nahm er in Jena einen Fackelzug der Burschenschaft und die Dankesworte ihrer Abgeordneten an; dann in der Freude über die Geburt seines Enkels, des jetztregierenden Großherzogs Karl Alexander, gestattete er nicht nur, daß ihm die Burschenschaft nach der Taufe des Erbprinzen vor seinem Schloß in Weimar wieder ein Vivat bringen durfte, sondern zu dem Taufactus, bei welchem das ganze Land Pathenstelle vertreten sollte, wurden auch Abgeordnete der Burschenschaft eingeladen und als solche wohnten drei Studenten, von Binzer, Siewerssen aus Eutin und Graf Keller aus Stedten, in der damaligen altdeutschen Tracht am 5. Juli der Taufhandlung bei; gegen 500 andere, geführt von einem Studenten, der 30 Jahre später noch eine größere deutsche Versammlung führen sollte, von Heinrich v. Gagern, zogen abends mit Fahne, Fackeln und Musik auf den Schloßhof, und vom Balkon, wo die ganze fürstliche Familie ihr Hoch und ihre Lieder „Lützow's wilde Jagd" und „Was ist des Deutschen Vaterland" anhörte, wurde ihnen auch der fürstliche Täufling gezeigt und der Vater desselben, der Erbgroßherzog Karl Friedrich, begrüßte sie persönlich auf dem Schloßhofe, wo sie dann an zwölf gedeckten Tafeln bis Mitternacht zusammenblieben und bewirthet wurden.*) Die alte Kirche hat die Pathen zum Schutz der Täuflinge nach dem Tode der Aeltern eingeführt; einen bessern Schutz kann ein Fürst seinem Nachfolger nicht nachlassen, als die Liebe seines Volks und die Liebe zu seinem Volke, und an dem Segen dieser geistlichen Verwandtschaft zwischen beiden hat es hier auch nachher auf keiner von beiden Seiten gefehlt.

Auch Fries zu schätzen und zu schützen hörte Karl August nicht auf, trotz aller bei ihm angebrachten Verdächtigungen. Ein Mitglied

*) R. und R. Keil, Geschichte des jenaischen Studentenlebens, S. 431 fg., und „Gründung der Burschenschaft", S. 131.

seines Ministeriums, Geh. Referendar von Conta, welcher ihm ein Exemplar von Fries' „Ethik" übergeben hat, schrieb diesem (7. Febr. 1818), der Großherzog habe beim Empfang desselben „scherzhaft geäußert, man sagt bei Gelegenheit dieses Buches, Fries wolle uns die Moral lesen, und habe dann hinzugesetzt: schreiben Sie ihm recht viel Freundliches darüber. Ich schreibe Ihnen dies absichtlich", fährt Conta fort, „weil diese Worte Ihnen zum Beweise dienen können, wie jene ungünstigen Eindrücke zu verschwinden anfangen. Und wenn es Ihnen von der ganzen Welt gleichgültig wäre, wie sie von Ihnen urtheilt, so sind Ihnen doch gewiß die Gesinnungen unsers edeln Fürsten gegen Sie nicht gleichgültig. Ich kenne ihn nun seit 15 Jahren durch nähern Umgang, aber ich kann mit Wahrheit versichern, daß meine innigste Verehrung für ihn mit jedem Tage zunimmt; so viel klarer Verstand, so viel Scharfsinn, so viel Kenntnisse und so viel Gemüth finden sich gewiß selten, zumal bei einem Fürsten, vereinigt". Auch die neue Ausgabe der „Logik" hat der Großherzog, wie Conta (1. Dec. 1818) berichtet, „mit großer Freundlichkeit aufgenommen und befahl mir Ihnen bestens dafür zu danken; er bemerkt wie fleißig Sie sein müßten, da Sie neben Ihren Vorlesungen so viele und so gehaltvolle Werke lieferten; es freute ihn, daß Sie auch hierdurch zu Jenas Celebrität beitrügen".

Auch viele andere Männer, nahe und fern, Freunde und Schüler, oder auch solche, welche Fries nur aus Schriften kennen, acclamirten ihm jetzt noch zu dem, was geschehen war. „Jacobi", schreibt J. Kopp aus München (16. Dec. 1817), „würde Ihnen selbst geschrieben haben, wenn ihn nicht Augenschwäche und öftere Kränklichkeit hinderte. Der ehrwürdige, Greis mit dem kleinen Kreise seiner Freunde, Roth, Niethammer, Thiersch, Herder (auch ich rechne es für ein hohes seltenes Glück, seinem Cirkel anzugehören), nimmt an allem, was der Menschheit wichtig und heilig ist, den lebhaftesten und innigsten Antheil, insbesondere auch an dem wackern Benehmen der Studenten auf der Wartburg. Aber nicht etwa nur eine geringe Anzahl, nein, ein beträchtlicher Theil selbst aus der Klasse der Bürger hat sich jener Vorgänge gefreut und sie gebilligt, wie denn in dieser Klasse bald einzig und allein noch gesunder Sinn sein wird; im Oeffentlichen sucht man ihn mit den Krücken des Alten todtzuschlagen"; er gedenkt dann des neuen bayrischen Concordats, worin „Alle nur die Organisation der Kabale und der Heuchelei sehen", der Wiederherstellung der Patrimonialgerichtsbarkeit, des „Wiederauflebens des Bettels zumal in der Hauptstadt und der wiedergeborenen Klöster". Ludwig Döderlein schreibt von Bern

(11. Febr. 1818): „Ich habe Sie überall begleitet und in Eisenach am Altar wie am Feuer den wohlbekannten Mann mit dem klaren Liebesauge gesehen, habe mich auch gefreut, als man Sie den Unbesonnenen nannte, und meinen philologischen Commentar dazu gemacht, demnach bei Thucydides die Athener ihren Bundesgenossen, solange sie den hündischen Druck trugen, σωφροσύνην zugestanden, und Kritias, nachher einer der 30 Tyrannen, in Plato's Charmides die Sophrosyne jetzt in das τὰ ἑαυτοῦ πράττειν d. h. sich um seinen Beutel und sein Amt kümmern und die Welt dem gnädigen Herrn überlassen." „Was Sie in mich gelegt, hat lange lange geschlafen, Sie meinten auch wol es wäre längst verfault; jetzt treibt es, aber wohin das weiß ich nicht, aber vorwärts und zum Guten." „Gott vergelte Ihnen", schreibt Fries' Verleger Winter aus Heidelberg, „was Sie auf die Jugend unsers Vaterlandes wirken und wie Sie es thun. Lassen Sie jene herrliche Stimmung nur forttönen auf irgendeine Weise und nicht wieder erkalten diese Wärme für rechtlich freies öffentliches Leben. Nur mit ihm werden wir auch allein die schöne religiöse Anlage im Vaterlande gerettet sehen. Lassen Sie sich doch ja nicht irren des vornehmen Pöbels schielende Blicke und Geschrei, Ihre Hoffnungen auf die Jugend sollen gerechtfertigt werden. Ich zähle mich auch zu dieser Jugend, lieber Fries, auch ich achte Ihre Rede mir gewidmet und meinen Freunden." Karl Hoffmeister ist selbst als Student mit auf der Wartburg und beim Feuer gewesen und hat bei Bädecker in Essen eine Beschreibung des Festes drucken lassen; er schreibt darüber von Krefeld: „Ich that zur Verbreitung des Festes soviel ich konnte; die Neuigkeiten, die ich davon in die hiesige Gegend brachte, wurden alle verschlungen; die Bessern richteten sich zur Hoffnung auf und meinten eine Zeit lang, es könne vielleicht doch endlich einmal das Bessere kommen. Jetzt ist man wieder zur Tagesordnung zurückgekehrt, zweifelt, belächelt oder hat es schon wieder vergessen. Wir müssen ihnen den guten Gedanken gewaltsam aufdringen, wie dem widerspenstigen Kinde die bittere Arznei, sonst bleibt's ewig beim Alten." Regierungsdirector Fernow in Gumbinnen wendet sich an Fries (20. Dec. 1817) ohne ihn zu kennen, entschuldigt es daher, „wenn die Stimme eines ihm gänzlich Unbekannten aus dem fernen littauer Lande ihm warme liebevolle Theilnahme an seinem Lebensgange zuruft. Aber so weit ich Ihre Persönlichkeit nach Ihren Schriften und Ihrer mir bekannt gewordenen Handlungsweise aufgefaßt habe, sage ich mir gern, Sie werden ein unbefangenes Interesse an Ihrer Denkart, insonderheit aber an der Wirksamkeit Ihres öffentlichen Lebens und

in Ihrem Lehramt nicht vornehm und kaltherzig zurückweisen. Daher bitte ich Sie herzlich mir Nachricht zu geben, ob die Ereignisse auf der Wartburg Ihrer Person und Ihrer öffentlichen Wirksamkeit Unangenehmes und Zwingendes zubereitet haben oder zur Folge haben dürften. Sie bedürfen keines Rathes, aber in welchem Wehr- oder Ruhestande Sie sich befinden, ob Sie heiter und muthig sind, diese Nachrichten von Ihrer Hand würden mir, dem Fremden zwar, aber Ihnen doch sehr befreundeten eine wahre Genugthuung und gewiß auch Freude gewähren, denn ein lebenskräftiger in sich gehaltener Geist wird auch sein Gleichgewicht mit feindlichen Kräften bald wiederherzustellen wissen." Und an der Wartburgrede des Studenten Rödiger hat er so viel Freude, daß er diesem ohne ihn zu kennen auf Erkundigung nach seiner Lage sogleich ein beträchtliches Stipendium für die nächsten Jahre aussetzt. De Wette ist „verdrießlich über die wartburger Geschichte", aber nur wegen der Aufnahme, welche sie in seiner Nähe gefunden hat. „Ich habe diese Sache von Deiner Rede bis zu Maßmann's Schrift u. s. w. mit unbefangener Liebe angesehen und habe meinen Sinnen nicht getraut, als ich fast von allen meines Kreises, meinen trefflichen Lücke ausgenommen, dem nichts fehlt als das Studium Deiner Lehre, da er deren Geist schon hat — misbilligende Urtheile hörte. Laß mich davon schweigen, doch muß ich auch Schleiermacher ausnehmen, der wenigstens die Handlung auf der Wartburg selbst vollkommen billigt. Ich brauche Dir keinen Trost zu sagen wegen Deines Criminalprocesses — wenn Du ihn auch verlierst vor den Gerichten und vor der Menge, Du gewinnst ihn aber vor denen, die den wahren Geist kennen."

Diese Ermuthigungen ließen denn auch für Fries die gehobene Stimmung nicht verloren gehen, welche er sich noch das ganze Jahr 1818 hindurch erhielt. „Meine Sachen gehen hier recht gut", schreibt er an Reichel (10. Febr. 1818). „Die weimarische Regierung hat ihr Verfahren gegen mich selbst wieder cassirt, da ich mit Protestiren und Appelliren mich nicht irremachen ließ. Darin hast Du ganz recht, daß ich mit der Wartburgsfeier keck ins Zeug hinein gegangen bin; es hat aber allerseits gut gethan, die gute Sache dringt durch. Ich habe aber übrigens von der Regierung keinen Verweis bekommen und alles Aehnliche in den Zeitungen sind falsche Angaben." *) Hatte

*) Diese Versicherung stimmt nicht überein mit der oben S. 180 angegebenen des Ministers von Fritsch. Aber da der Bericht des letztern wol ostensibel für Wien und Berlin redigirt wurde, so könnte, was dort als eine bereits vollzogene Strafe

er doch auch soeben erst den ersten Band seines Handbuches der praktischen Philosophie, die „Ethik oder die Lehren der Lebensweisheit", vollendet, mit ihr, wie er sagt, „das Beste was ich weiß, das Beste was ich habe", und „mit dem Vertrauen, daß das, was ich in dieser Lehre das Meinige nennen darf, meinen Namen unter den Deutschen erhalten wird". Wieder an die „deutschen Jünglinge, an die Freunde von der Wartburg" richtet er am dritten Jubelfeste der Reformation dies „Beste was er hat". „Unsere Wissenschaft", sagt er hier, „soll die Vereinigung der Griechenweisheit mit dem Christengeist finden", aber nicht „die fromme Begeisterung misdeuten auf eine nur leidende Hingebung und Erwartung der Sünden- und Schuldtilgung durch eine höhere Hand", wodurch „das reine sittliche Thun und Wirken des Menschen der Frömmigkeit entfremdet wird", sondern Kant soll sie folgen, der zuerst „den gemeinschaftlichen Grundgedanken der Griechenlehre und Christenlehre zum wissenschaftlichen Grundgedanken gab, die Idee der persönlichen Würde des Menschen und die Idee der sittlichen Nothwendigkeit, welche uns dem Gebot der Menschenwürde unterwirft". Praktische Philosophie ist für Fries die Lehre vom Werth und Zweck des menschlichen Lebens und der Welt; sie steht als zweiter Theil im ganzen System der Philosophie neben der speculativen Philosophie, deren Gegenstand die Gesetze und Ideen von der Einheit im Dasein der Dinge sind; die Einheitslehre ist Philosophie der erkennenden, die Zwecklehre Philosophie der handelnden Vernunft. In der letztern, der praktischen Philosophie, stehen wieder die beiden als Theile nebeneinander: zuerst Ethik, praktische Naturlehre, Lehre vom Werth und Zweck menschlicher Handlungen, und dann Religionslehre, praktische Ideenlehre, Lehre vom Zweck der Welt. Während man gewöhnlich nur die Ethik praktische Philosophie nennt, findet Fries es besonders wichtig, „daß die Religionslehre als ein Theil der Zwecklehre anerkannt und als Ideenlehre von den Zwecken, der Ethik als Naturlehre von den Zwecken an die Seite gestellt werde". Aber mit der Ethik muß angefangen werden, denn „über den Zweck der Welt gibt es keine wissenschaftliche Lehre, die Ideen desselben können Menschen nur im Gefühl fassen, welches die Schönheit und Erhabenheit des Lebens in der Natur anerkennt; wissenschaftlich ist daher die Lehre der Ethik das

---

hingestellt ist, zwar beabsichtigt, aber nachher durch des Großherzogs Abneigung, Fries wehe zu thun, ungeschehen geblieben, oder schon vorher so leise und schonend ausgeführt sein, daß Fries selbst es gar nicht gemerkt hatte und vielleicht auch nicht hatte merken sollen.

erste, sie ist die begreifliche, von dem wir uns erst zu dem höhern unbegreiflichen können hinüberleiten lassen". Ohne den ethischen Grundgedanken der Selbständigkeit des Geistes bekommt auch die religiöse Ueberzeugung keine Klarheit, „aber die Ethik sucht keine Erkenntnißgründe in der Religionslehre". Aber „nur die höchsten Ideen über den Werth des geistigen Lebens kann unser Geist rein sich selbst aussprechen" und darum speculativ behandeln; „in allen Dingen der Ausführung und Anwendung aber muß die Philosophie sich erst von der Erfahrung belehren lassen". So müssen diese beiden Elemente in jedem Theile der Ethik wohl unterschieden werden und man darf sich nicht einbilden, blos empirisch Erkennbares, z. B. daß Staaten, Berufsarten, Familien existiren, durch bloßes Construiren erkennen und bestimmen zu können. Die Theile des Ganzen der Ethik aber, welche Fries unterscheidet, sind 1) allgemeine Ethik als Lehre vom Werth und Zweck menschlicher Handlungen überhaupt, 2) Tugendlehre, Anwendung der allgemeinen Ethik auf das innere geistige Leben des Menschen, und 3) Staatslehre (Politik und Naturrecht), Anwendung derselben auf die äußern geselligen Verhältnisse der Menschen. Doch das Detail der Ausführung darf hier nicht weiter verfolgt werden; bemerkenswerth ist vor andern die Art, wie er neben dem Allgemeingültigen der Pflichtenlehre noch Freiheit und Berechtigung vindicirt für eine ungleiche Manchfaltigkeit sittlicher Zustände, in welchen nicht der eine ebenso ist wie der andere, sondern verschiedene Individualität existiren darf und erhalten bleibt, und wie dabei auch der Begriff des Erlaubten erst zu seinem Recht kommt und das Zerfallen der Doctrin mit dem wirklichen Leben und die abstracte Unanwendbarkeit jener weithin am sichersten verhindert wird.

Hier fehlte Fries denn auch die Zustimmung derer nicht, welche ihm immer die liebsten waren, seiner herrnhutischen Freunde. Reichel, welcher sonst wegen des Wartburgsfestes nicht ohne bekümmerte Theilnahme für den Freund ist, „ob er nicht vielleicht etwas Unzeitiges unternommen und die Kraft seines Muthes und seiner Rede, welche er länger dem Vaterlande hätte bewahren sollen, zu früh ins freie Feld gewagt habe", ist doch gerade durch Fries' „Ethik" auch über diese Sorge beruhigt. „Es war", schreibt er (2. Jan. 1818), „ein unaussprechlich ergreifender, wohlthätiger und in Bezug auf Deine gegenwärtige Lage die heiterste Ruhe über mein Inneres verbreitender Eindruck, mit dem ich das Buch durcheilte und beendigte; gerade dies Buch mußte jetzt von Dir in die Welt ausgehen, mit ihm kannst Du allen bösen Leumund und allen hämischen Anklagen getrost entgegen-

treten, und wenn Deine Ankläger nicht verstummen und schamroth werden, nur desto schlimmer für sie. Jetzt verstehe ich, warum Du es das echteste Werk Deines Lebens nennst, und mit vollem Rechte. Die Niskyer sind auch durchgehends hoch entzückt darüber. Soeben schrieb mir Brahts: «Fries' Ethik hätte gar nicht zeitgemäßer erscheinen können, diese mit soviel Ruhe und Würde abgefaßte Schrift, welche den Aufruhrs beschuldigten Mann als den reinsten und schuldlosesten, aber auch klarsten und kräftigsten Denker dem aufgeregten Vaterlande darstellen wird. Und diese Lehre der Ethik selbst ist so populär, so herzansprechend, daß sie kaum verfehlen kann aller Herzen, die es irgend verdienen, zu ergreifen.» Ein anderer, Stengard, ist nach der «wunderschönen Wartburgsfeier und Fries' Ethik mehr zum Anbeten als zum Schreiben aufgelegt»; doch «wenn Du an Fries schreibst», sagt er Reichel, «so nenne mich ihm, und sage ihm, mit welch innigem Entzücken wir seinen Tag sich röthen sehen; wie muß ihm das Fest wohlgethan haben, wenn er sieht, wie seine Ideen so ganz verstanden und mit solcher Begeisterung aufgefaßt werden». Auch Kölbing", schließt Reichel, „schreibt mir ganz entzückt über die Ethik. Mir aber, mir soll das Buch noch viel herrliche Stunden bereiten, Stunden des reinsten seligsten Wahrheitsgenusses und kräftiger Erweckung des Gefühls und der Kraft." Schordan, ein Dichter der Brüdergemeine, hat nichts als „langes tiefes Schweigen über dem Vaterlande sich lagern gesehen, bis in dem Dunkel dieser Nacht der Stern der Wartburgsfeier aufstrahlte und die Hoffnung auf ein deutsches Volksleben in freudig strebender Begeisterung wieder herrlicher als je erweckte". Noch ein Zögling der Brüdergemeine und schon in Heidelberg Fries' treuer Schüler, C., seit dem Frühjahr 1817 Privatdocent zu Berlin und vor Hegel's Ankunft mit seltenem Erfolg und dabei von De Wette und Böckh gefördert, hat dem Wartburgsfeste schon vorher mit großen Hoffnungen entgegengesehen: „Der Tag kann einer der großen in der Geschichte werden durch Sie! weder Jahn noch Arndt scheint sich unter die Schaar der deutschen Burschen mit Gedanken und Wort zu wagen, wol, weil sie da wissenschaftlich nicht bestehen? und die Gediegenheit der geistigen Ausbildung fehlt?" und er schreibt nun nach dem Feste (22. Dec. 1817) „wie doch eine solche Begebenheit ein Flammenlicht ist, das in die verborgensten Winkel dringt und uns zeigt, wo die Schurken in der Finsterniß sitzen und mit scheuen Blicken den Verrath des Guten aussinnen". „Die Nichtswürdigen sollte man zertreten, sie wollen das Gute nicht und verderben die Jünglinge. Für Ihre Ethik den herzlichsten Dank! die soll mir

eine Herzstärkung sein. Für die Vorrede nehmen Sie Händedruck und Kuß! liebster, bester Fries!" Und etwas später (25. Mai 1818): „Es sammeln sich ja immer mehrere um Sie; in Marburg liest Behring nach Ihrer Logik, Creuzer nach Ihrer praktischen Philosophie. Daß ich mit auf dem Turnplatz lebe, wird mir vielleicht hier nachtheilig sein; da kann ich nicht helfen. Ich muß selbst leben können. O, die goldenen Jugendzeiten der neuen Gerechtigkeit und großen Freundschaft. Liebster Fries, Ihre Ideale." An dieser Anerkennung der Brüdergemeine hat Fries besondere Freude. „Meinen besten Dank an Euch Alle", schreibt er an Reichel (10. Febr. 1818), „für die freundliche Aufnahme meiner Ethik. Schreibe mir doch gelegentlich noch mehr darüber, und ob Du mehr als populäre Darstellung eines willkürlichen Systems, ob Du vielmehr ein als nothwendig begründetes System nach allen seinen Articulationen daraus heraus liesest? Auch Stengard soll mir darüber schreiben. Es thut gar zu wohl, die Bedeutsamkeit eines Gedankens anerkannt zu fühlen, wenn einem dieser Gedanke selbst so lebendig wichtig ist. So geht es mir hier nun mit allem, Geistesschönheit besonders und die Eintheilung der Tugendlehre durchweg; viel thue ich mir darauf zugute der griechischen καλοκαγαθία und ihrer Lehre von der Freundschaft das Recht wieder verschafft zu haben."

Aber freilich nicht von allen Seiten her kam schon vor dem Jahre 1819 Fries so viel Acclamation entgegen, als aus seiner alten Heimat, welche ihm fast treuer blieb als er ihr, aus der Brüdergemeine. In Heidelberg schien man ihn bald zu vergessen; als Professor der Physik war dort Muncke aus Marburg an Fries' Stelle getreten, und von derselben Seite wünschte man Luden von Jena dorthin zu berufen und erwartete viel Beifall für ihn; „ob er aber nicht damit", schreibt Professor Chr. Wagemann, „ein Stein des Anstoßes für Thibaut, Daub, Hegel, der noch keinen von uns jüngern Professoren besucht hat (wahrscheinlich ist er zu vornehm dazu), für Creuzer u. a. werden wird, ist eine andere Frage". „Hegel soll gefallen", schreibt H. Willy, auch ein Schüler von Fries aus der Brüdergemeine; „wie sehr Sie hier in Heidelberg verketzert worden sind, werden Sie wol schon durch andere wieder erfahren haben." „Hier geht's arg über Sie her", schreibt der Buchhändler Winter, „erst war ein Franzose, Cousin, ein Philosoph, hier, der über Sie sehr loszog, weil Sie ihn, wie er dort war*), zur Wart-

---

*) Günstiger lautet Victor Cousin's eigene Beschreibung seines Besuchs bei Fries in der Revue des deux mondes vom 1. August 1866, S. 605—606.

burgsfeier eingeladen; er saß stets bei Hegel, erhob diesen über alles. Man sagt den Studirenden, dies sei blos alles um sie nach Jena zu ziehen. Man sagt, man könne nicht klug aus Ihnen werden, Sie wären verrückt, man bedauere Sie; das Verbrennen der Schriften sei höchste Intoleranz, die Inquisition habe auch so gehandelt, so handele kein gebildeter Mensch. Besonders fallen die Theologen und Frömmlinge über das Biblische in Ihrer Rede, ja, daß Sie gar den Herrn Christus mit hineingebracht hätten in eine Rede zu jungen Leuten, und über das Abendmahlnehmen. Paulus lobt Ihre Rede und freut sich der Sache sehr." In Göttingen klagt Hugo noch spät (1. Nov. 1818) über die „Nachahmung von Luther's Scheiterhaufen, der übrigens nur eine Erwiderung war; daß dort keine Schrift eines vorzüglichen Lehrers verbrannt worden ist, gebe ich zu, denn auf Dabelow und Schmalz halte ich nicht viel; aber auf diese Art von jungen Leuten ein Urtheil über ihre Lehrer aussprechen zu sehen gefällt mir nun einmal nicht, und ich bleibe dabei, es hätte mich auch treffen können, denn es gibt gewiß auch Professoren, die mich ihren Zuhörern so erbärmlich vorstellen wie sie nur können. Wenn Sie bei Haller alles aus seinem Stande erklären, so hat man mich schon oft für jemand, der sich in Hannover beliebt machen wolle, gehalten". In Breslau erhob sich in einer Reihe von Schriften Steffens, welcher des Mangels weder an Geist und Gemüth noch an vaterländischem Sinn beschuldigt werden konnte, gegen „den Fanatismus und die halbmysteriöse inhaltsleere Heiligkeit der Turnplätze, gegen die langen Haare, den deutschen Rock, das ungeschliffene Betragen als deutsche Treuherzigkeit gestempelt", gegen die für die Jugend geisttödtende „düstere Unzufriedenheit, die von allen Seiten genährt wird", gegen die „Mythe einer geschichtlichen Richtung" *); denn allerdings hatte die Mischung von Eigenschaften und Sitten, welche hier für Deutschheit galt, niemals geschichtlich so existirt. Es war auch die schwächste Seite der damaligen erregten Jugend erkannt, wenn Niebuhr jetzt 1818 von Rom schrieb: „Sollen kaum mannbare Burschen unsere Gesetzgeber in Politik und Literatur werden? Ich möchte wissen, was unsere Jünglinge nur Mittelmäßiges geleistet haben oder versprechen. Worin leisten sie etwas? In Berufstreue, in pflichtmäßigem Lernen und Anwenden ihrer Zeit, in einer die Jugend zierenden und für sie unerläßlichen Bescheidenheit? Was mir davon vor Augen und Ohren kommt, besagt vielmehr das Gegen-

*) Steffens, „Was ich erlebte", VIII, 437; IX, 57.

theil; auch kann man sicher sein, daß da, wo sich solche Anmaßung zeigt, wie bei unserer Jugend, jene Tugenden nicht vorhanden sind und nicht vorhanden sein können. Und wenn sie ihre nächsten Pflichten nicht erfüllen, wenn es ihnen an Einsicht und Erfahrung fehlen muß, worauf gründen sie dann ihre reformatorischen Ansprüche?" *) Es mußte sehr niederschlagend für Fries werden, daß die Jugend, welcher er so fast ausschließlich für Herbeiführung einer bessern Zukunft vertraut und welcher er auch durch maßlose Ausdrücke dieses Vertrauens geschadet hatte, ihn nun selbst schon zu oft die Erfahrung dieses Schadens, dieses bei einigen rasch bis zur Unverschämtheit gereiften Dünkels machen ließ. Ein Beispiel aus dem Jahre 1818 statt mehrerer. Ein Student D., früher in Jena und nun in Berlin, schreibt ihm von dort: „Ich denke, ich schreibe künftig nicht mehr an den Hofrath Fries, sondern ich schreibe an Dich meinen ältern Freund Fries, und Du schreibst an Deinen treuen Schüler D.; es ist zwar nicht Sitte, daß der Fuchs dem bemoosten Haupte ein Schmollis anbietet, aber es wird doch bisweilen gut aufgenommen. Wir bleiben eins in unsern Ansichten, das merk ich. Das Herz hat das Herz gefunden, und ich liebe euch drei Friesianer, Fries, De Wette und C., weil ihr nicht Geisteskrüppel seid." „Nun sieh, Du alter braver Kerl, wir sind jüngere Leute und uns ist ein besseres Leben aufgegangen als Dir in Deiner Jugend. Nun möchten wir Dich auch gern mit zu uns ziehen, damit Du unter uns wieder jung und Jüngling würdest, darum mußt Du uns nicht übel nehmen, wenn wir manchmal so dreist sind Dir zu rathen und zu sagen: so wünschen wir wol, daß Du wärest oder thätest. Wenn wir uns alle in Deutschland erst Du nennen, Gott im Himmel! wie viel wird sich dann geändert haben!" „C. hat schöne Plane; durch das Besuchen des Turnplatzes ist er mit Handwerkern in Berührung gekommen, und so ist ihm der Gedanke aufgestiegen, für diese Logik zu lesen oder zu sprechen und zu lehren (das verteufelte Lesen sitzt einem noch so in den Knochen), das wird viel helfen, und ich will C. unterstützen wo ich kann. Das ist eben das Unglück mit euch Philosophen, daß ihr nur Gelehrten predigt, daß ihr aber mit Ungelehrten nicht gut fertig werden könnt, daß ihr euere Philosophie mehr schreibend als redend durchgearbeitet und durchdacht habt. Verleiht's Gott der Herr mir, daß ich einst Prediger werde, will ich meiner Gemeinde schon ein Hirt werden, der die Schafe läßt rechts

---

*) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr", II, 187.

und links schweifen nach Gefallen, aber selbst immer auf dem rechten Wege bleibt und in der Mitte ist“, u. dgl. m. Es mußte Fries Schmerzen bereiten, daß durch solche Früchte diejenigen Recht erhielten, welche ihm unpädagogische Bestärkung der Jugend in Rohheit und Anmaßung zugleich vorgeworfen hatten. Auch unterließ er nicht seinen Einfluß auf die Jugend zur Verhütung von Excessen zu verwenden, und erkannte einige ihrer epidemischen Schwächen, bisweilen aber weniger die sehr gewöhnlichen Gründe davon, den Müßiggang, der die Unzufriedenheit erzeugte, und er überschätzte noch immer, was die Jugend und nur sie für die Herbeiführung einer bessern Zukunft zu leisten fähig sein sollte. Noch zu diesem Jahre 1818 bemerkt er: „Das großartige freiere patriotische Interesse, welches die Erinnerungen aus dem Kriege erhalten hatte, verklang, die Menge kam auf die gemeinen Tändeleien des Studentenlebens zurück, davon aber zogen sich einige zurück, welche wissenschaftlichere Zwecke mit dem burschenschaftlichen Leben verbinden wollten, dabei sich aber von ihren Lehrern allzu sehr isolirten, und aus diesen wieder ein Theil, der den politischen Ideen treu blieb, aber nun nach und nach zu den unglücklichen Planen hingeführt wurde, durch geheime Studentenverbindungen politisch wirken zu wollen. Diese utopischen Phantasien kamen eigentlich aus Gießen. Unerklärt war mir ein allgemeiner Ton der Verdrießlichkeit und Unzufriedenheit mit allem Bestehenden bei diesen Politikern, die sich zutrauten, die bessere Zeit schnell herbeizuführen. Dieser Ton verbreitete eine Rede von dem, wie es schlecht sei und nun besser werden müsse, ohne daß man zu sagen wußte, worin es denn eigentlich so schlecht sei und worin es besser werden solle; diese Rede vernahm ich besonders von Sand, dem treuherzigen ruhig scheinenden von den Studenten sehr geachteten, den ich gern bei mir sah, weil man durch ihn auf die Studenten und zum Frieden wirken konnte.“

Im Herbst 1818 führte eine Reise nach Neuwied Fries auch an andern Orten noch vielfach zusammen „mit Studenten“, wie er sagt, „die großentheils in jener Anregung lebten“, mit Calker, Hoffmeister u. a. „In Köln waren wir auch mit L. v. Mühlenfels und August Follenius zusammen; überall rieth ich von jedem Bilden geheimer Verbindung ab, indem ich nur im öffentlichen eine Bedeutung des burschenschaftlichen Lebens anerkannte.“ „Dies Zusammentreffen mit vielen aufgeregten Studenten gab Veranlassung, daß ich meinen Freunden meine Abneigung gegen alle geheimen Verbindungen und gegen die Phantasie einer andern als wissenschaftlichen Wirksamkeit durch das Studentenleben in einem an keinen bestimmten gericheten Brief

aussprach.“ Das war der Brief, welcher ihm später sehr zum Vorwurfe gemacht wurde. Er enthält stärkste Aeußerungen gegen Verbindungswesen: „Es unterwerfe sich niemand geheimen Obern, denn sie sind alle Betrüger; es gehe niemand mit Vertrauen in eine alte und lang bestehende geheime Verbindung, denn diese sind das warme Nest schlechter Charlatane; unser Bund sei kein heimlich zusammengeschworener, auch keiner der einen Namen trägt.“ Aber er enthält freilich auch starke unbegrenzte Misbilligungen, welche bei der ohnedies unter der Jugend vorhandenen Stimmung unnöthig und unpädagogisch waren: „Wir leben in einer guten dummen Zeit; die Eichen und Fichten der deutschen Wälder sollen an die Hopfenstangen der Polizeigewalt gebunden werden; die dumme Polizei der guten Zeit läßt jeden Aberglauben schützen, der einmal legitim, d. h. eingeerbt ist“; „ich hasse die Priesterschaft, den Ahnenstolz und die Judenschaft, noch mehr die Knechtsfreude, die Sklavenfreude an edeln Prinzen und Prinzessinnen sowie am Hofgepränge, ich hasse diese Dienstwonne der Residenzen; ich hasse das Regiertwerden durch hochwohlgeborene französische Affen, ich hasse das Belehrtwerden durch wohlgeborene lateinische Affen“.

Mit dem Winter 1818 fing Fries auch zwei Conversatorien an, „eins in Beziehung auf Logik, das andere für praktische Philosophie“. „Das erste“, sagt er, „war das belebteste, welches ich in dieser Art geführt habe; das andere machte mir später Noth genug. Fast alle mir näher bekannten Studenten nahmen daran Theil, darunter Karl Follenius, der in Jena mit Beifall Pandekten zu lesen anfing, und Sand. Ich glaubte und glaube nicht, daß Unerfahrenheit für die Jugend ein Verbrechen sei, und bin überzeugt, daß ohne anfangs fehlzugreifen niemand sein Urtheil gründlich ausbilden wird; ich ließ daher jeden ungezwungen seine Meinung aussprechen, indem ich hoffte, manchen eines bessern belehren zu können. In der Gesellschaft traten bald zwei Ansichten scharf hervor. Die eine war die meinige, die andere war die des Karl Follenius, der sehr enthusiastische Freunde hatte, welche aber zum Theil sehr bald ganz auf die entgegengesetzte Seite umgesprungen sind. Aus der Freiheit, als dem Urrecht des Menschen, wurde die Lehre vom Freistaate als der einzig gerechten Verfassung abgeleitet; niemand sei einem Gesetz Gehorsam schuldig, dem er sich nicht selbst frei unterworfen habe, woraus denn eine durchgängige Wahlverfassung per maiora als die allein gerechte abgeleitet wurde. Die Sache stand nahe bei der im Anfang der Französischen Revolution herrschenden Theorie, war aber auch nicht so leicht von der amerikanischen und

unsern landständischen zu unterscheiden. Ich suchte die Falschheit des Princips und die Untauglichkeit der Phantasie für die Ausführung nachzuweisen. So gewann ich das Urtheil mehrerer, Follenius wird wol selbst den Mangel aller geschichtlichen Unterlage bei seiner Theorie anerkannt haben, aber die Enthusiasten hielten an den Stichworten. Auch konnten wir nicht weit vorschreiten, denn nur allzu bald fanden alle diese Unterhaltungen ein Ende." Noch resignirter spricht er sich an einem andern Ort über Dauer und Umfang seines Einflusses auf die Jugend aus. „In den ersten Jahren verstanden mich sehr viele, doch Jacobi sagte mir, er verstehe nicht was ich mit dem Julius und Evagoras wolle, und jetzt fragt mich mancher mit Verwunderung wie er." „Meine utopischen Phantasien haben eigentlich in der jugendlichen Gesellschaft nie platzgegriffen, denn die frohen, lichten, unbefangenen unter der Jugend, die zu mir paßten, fanden mich fast gar nicht. Den Jahn'schen und den andern politisch gespannten und überspannten fehlte frei geistiges Interesse, sie wußten diese Lücke nur mit mystischer Frömmigkeit zu decken; freie Wissenschaft und Kunst sprachen nirgends an. Ich versah es, daß ich den Turnern und den Verdrießlichen zu nachgiebig entgegenkam. Ich versah es vorzüglich, daß ich die burschenschaftlichen Studenten für einig hielt. Dies führte mich schon mit Maßmann's Beschreibung des Wartburgsfestes irre und verleitete mich selbst zu jenem falschen Tone. Nachher wurde ich durch Karl Follenius eigentlich vom Studentenleben abgesperrt und mehr nur von seinen Unbedingten umgeben, die er wieder mit mir täuschte."

Das Jahr 1818 endigte noch friedlich für Fries. „Freund De Wette", bemerkt er dazu, „zog den Sommer einmal bei uns vorüber und lernte leider den Sand bei mir kennen und dadurch nachher auch dessen Mutter" auf derselben Reise; er erfreute Fries am Ende dieses Jahres 1818 durch die liebevolle Zueignung seiner christlichen Sittenlehre; der Brief, mit welchem er sie schickt, ist nicht ohne Bedenken, ob Fries „nicht an ihm irre werde; ein Friesianer würde es, da ich die Sache auf die Spitze gestellt und da anfange wo Du aufhörst." „Uns", sagt Fries, „geht es hier ganz gut in gedeihlicher Ruhe meiner Familie. Mein Collegienlesen geht seinen guten Gang fort und die Schriftstellerei ebenfalls. Endlich habe ich's auch zu einer zweiten Auflage eines Buchs, nämlich meiner Logik gebracht, die jetzt gedruckt wird mit einigen Verbesserungen; neben dem will ich eine dissertationsartige Schrift über die Ethik des Aristoteles drucken lassen." So spricht er sich im Sommer gegen Reichel aus; und im Winter (10. Nov. 1818): „In den Herbstferien habe ich eine gar vergnügliche

Reise nach Neuwied und bis nach Köln gemacht, welche mich kraft meines Aufenthalts in Neuwied nicht wenig wieder verherrnhutert hat, besonders durch die freundliche Aufnahme, die wir dort bei jedermann fanden. Zum 18. October haben wir uns wieder hier eingefunden und seiner gelinden ruhigen Feier etwas mit zugesehen, nicht ohne Verdruß über die Hemmung der Wirkungen des Wartburgfestes, dessen gute Bedeutsamkeit für mich mir jedoch auf meiner Reise allerorten klar geworden ist.“ Der Proceß gegen Fries hatte zwar noch kein Ende, aber er schleppte sich leise fort und es schien man wolle ihn einschlafen lassen.

---

4. Das Jahr 1819. Karolinens Tod. Ermordung Kotzebne's. Suspension. Salzungen.

Schwereres brachte das Jahr 1819 für Fries; durch eine Reihe zusammentreffender Umstände wurde ihm von hier an und eigentlich für immer sein muthiges abälardisches Vordringen unter stürmischer Acclamation der ihm ergebenen Jugend in elegische Resignation und fast gemeinschaftlose Isolirung verwandelt.

Das erste war hier sogleich das schwerste, der Tod seiner Frau in ihrem zweiunddreißigsten Lebensjahre. Hier mag nicht er selbst zuerst, sondern seine Schwester Elise beschreiben, damals die Witwe eines Arztes Schmidt, welche seit dem Sommer 1818 von Neuwied zu ihrem Bruder nach Jena gezogen war. Vor Weihnachten „war Karoline außerordentlich heiter, wir spielten und scherzten manchen Abend selbst wie vergnügte Kinder mit den Puppen und all dem Kram, den wir verfertigten. Sehr oft sagte sie, ich freue mich heuer zu sehr auf Weihnachten, und es geht alles so glücklich; wenn nur nichts dazwischenkommt. Alles aber ging so schön und glücklich, alle waren gesund und recht von Herzen froh und vergnügt“. Es war aber eine Masern- und Scharlachepidemie in der Stadt verbreitet und am Neujahrstage zeigte sich, daß sie mit ihrem erst zu Anfang des Jahres 1818 geborenen Kinde Hugo, welches sie noch selbst nährte, auch davon ergriffen war. „Doch waren sie beide wohl bis zum 6., wo sie auf einmal nach einer guten Nacht sehr heftige Beängstigungen bekam und phantasirte.

Sie glaubte sogleich zu sterben, hatte sehr liebliche Phantasien, erzählte mir von den schönen Blumen im Himmel, die unbeschreiblich lieblich klängen, sprach von ihren drei gestorbenen Kindern und empfahl mir die fünf lebenden. Es war so angreifend und rührend sie sprechen, beten und singen zu hören, daß ich es nie lange aushielt, auch schickte sie selbst mich immer bald zu den Kindern, damit sie nicht allein wären." Das jüngste war nun schnell entwöhnt, aber Milchfieber und Maserfieber kamen nun zusammen; auch alle die übrigen Kinder wurden befallen. „Bei Karoline wachte immer die halbe Nacht Fries, er war schrecklich angegriffen, ich fürchtete oft für sein Leben; er verließ die Kranke beinahe gar nicht, verließ er sie, so war es nur um nach den kranken Kindern zu sehen. Nach einem zweiten heftigen Krampfanfall am 17. wurden Bäder verordnet, sie schienen gut zu thun, wir hatten die beste Hoffnung. Sie aber sagte bestimmt, sie könne nicht gesund werden, sie müsse sterben, die Lebensthür sei zugemacht, noch ein oder zwei Bäder werde sie bekommen, dann sei es vorbei. Einmal sagte sie in den Phantasien, wenn ich doch ein Vöglein wäre und zur Mutter fliegen könnte"; ihre Mutter mit zwei Schwestern hatten noch den ersten Sommer 1817 in Jena bei ihr verlebt. „Am 21. war sie sehr verändert, wie es schien zum Guten, Fries war unbeschreiblich vergnügt, die Krämpfe schienen ganz gewichen; sie war so ruhig, redete wol zuweilen etwas irre, dazwischen aber recht vernünftig, klagte nur sehr über Schwäche des Kopfes und der Gedanken, die Nacht war ziemlich ruhig. Aber früh um 5 weckte mich die Wärterin mit der schrecklichen Nachricht, sie wäre ohne Hoffnung. Sie lag da still wie im Schlaf, nur der Athem ging immer schwächer, bis er ohne mindeste Zuckung in der siebenten Stunde am 22. stehen blieb". Aehnlich beschreibt Fries selbst ihr Ende in umfangreichen Aufzeichnungen, welche er für sich und für seine Kinder in diesen Tagen gemacht hat, und in Briefen an Reichel und Zezschwitz, woraus hier noch einiges stehen mag, da es ihn auch selbst mitcharakterisirt. „Wie genau habe ich in meinem Julius und Evagoras meine Trauer selbst geweissagt in Cäciliens Tode; dieselbe Krankheit und ganz dieselbe Stimmung des Abschieds in meiner freundlichen Karoline." „Zuerst rief ich mir zu: vergiß nicht, wie fromm, freundlich, gut und duldend sie war — und schön!" „Nach der Wartburg ging es mit mir bergab. Karoline nahm sich hier herrlich. Vor Hugo's Geburt wurde sie wol bedeutend krank, aber Hugo's Erscheinen am 9. Jan. 1818 schien alles zu heilen, sie hatte vergnügte Wochen. Nun kam Elisens höchst erfreulicher Entschluß, sich nach dem Verlust ihres Mannes mit uns zu ver-

einigen; im Sommer kam sie und es gefiel ihr bei uns, unsere Aussichten waren höchst erfreulich." „Die Gute schrieb uns im Herbst lauter Freundliches nach Neuwied. Denn die Weihnachtsfeiertage war sie ganz besonders heiter und vergnügt." „Ich arbeitete", schreibt Fries an Zezschwitz, „in diesen Tagen am zweiten Band meines Julius und Evagoras. Philanthes fing hier die Erinnerung an seine verklärte Gattin so an: «Der Mensch mit gebildetem Gefühl wird Schmerz, Trauer ja Trennung im Tode unter die vorzüglichsten Gaben der ewigen Weisheit rechnen müssen; unter schmeichelnder Freude kann Freundschaft und Geistesschönheit nie so herrlich sich entwickeln als im Kampf mit dem Unglück und in der Aufopferung.» Dieses muß wol wahr sein, da ich es in unbefangener Stimmung so dachte und fühlte; jetzt aber, da mir Karoline ohne alle Vollendung meines Lebens mit ihr entzogen ist, fühle ich mich nicht hinausgetrieben zu Beruf und That, sondern geringfügig und gleichgültig erscheint mir das Erdenleben mit seinen Zwecken und der Tod ist mir befreundeter. Ich fühle wohl, daß die Hand der Liebe über mir waltet, aber ich fühle ihr Walten wie eine Züchtigung und fühle mich gemahnt zu größerm Ernst." Nun nach der obigen Krankheitsgeschichte fährt er fort: „Diese Tage, so schmerzlich sie waren, sollen mir immer die erhebendsten in der Erinnerung bleiben. Karolinens ängstliche Phantasien trafen vorzüglich ihren nahen Tod; ungeachtet aller unserer Gegenvorstellungen und Trostreden sah sie ihn ruhig und fest voraus; sie wünschte sehnlich das schöne Leben mit uns fortzuleben, aber sie hoffte es nie. Und dieses gerade ist mir nach ihrem Abschiede von uns ein großes Geschenk geworden. Ach mild und freundlich ist mir der Tod erschienen in Karolinens klarer einfacher Frömmigkeit. Ungeachtet der schmerzlichen Herzensangst, an der sie körperlich litt, sah sie doch nie auch nur mit dem flüchtigsten Blick ängstlich nach dem erhabenen Jenseits hinüber, sondern nur mit verklärter Ruhe. Aus meinem schönen blauen Himmel, sagte sie, meinen Engeln verbunden blicke ich auf euch herab und will mich euer freuen. Dazu schenkte sie mir in diesen Phantasien so klar und ruhig ihren Abschied; sie besprach im Scheiden rührend und besänftigend unser ganzes Leben, und ich nahm ruhigen Antheil, weil ich eben ihren Tod nicht befürchtete; sich tadelte die himmlisch Gute und forderte Verzeihung, mich nie. Selbst was sie sonst so sehr haßte, wieder zu heirathen, erlaubte sie mir ausdrücklich. Immer wird es mir tröstend wiederklingen, wie sie mich so freundlich fragte: nicht wahr, zwölf schöne Jahre haben wir miteinander verlebt. Aber nie werde ich auch vergessen können, wie

sie sich einmal schnell, gleichsam ironisch freundlich zu mir wandte und mir in Beziehung auf unsere frühern Phantasien sagte: wirst Du mir die Schweizerberge zeigen? So verlief die Krankheit mit wechselnder Hoffnung. Am 21. las ich wieder meine Collegia; nach den Vormittagsstunden badeten wir sie, nie vergesse ich den matten mild freundlichen Blick, mit dem sie uns aus dem Bade suchte; dann schien sie gut zu ruhen. Um 5 waren meine Stunden beendigt, ich setzte mich wieder ruhig zu ihr und las ihr vor, dann sprachen wir ruhig, später wandelten sie träumende Phantasien an. Gegen 10 Uhr nöthigte sie mich zu Bett zu gehen, das war ihre letzte Liebe. Ich ging. Um 2 Uhr fragte sie nach mir; ich kam, faßte ihre Hand, sie lag unruhig schlummernd. Bald ging ich wieder. Um 4 Uhr nahm sie die Medicin noch, dann fiel sie in ruhigen Schlaf. Man rief mich wieder; ich sah den Tod im Gesicht der etwas gewaltsam Schlafenden. Ich ließ schnell den Arzt rufen und blieb mit diesem allein. Der Schlaf wurde sanfter, aber um 7 Uhr löschte das Leben aus; Athem und Puls standen, ohne eine gewaltsame Bewegung, ohne die kleinste Zuckung."

Noch ein besonderes Blatt von Fries' Hand liegt bei diesen Papieren, welches so lautet: „Ihr, meine lieben Kinder, ihr hattet eine schöne, sehr gute, himmlisch gute Mutter! Die höhere Hand, welche unser Leben leitet, hat sie aber unsern Wünschen viel zu früh von uns geführt und euch verwaist gelassen. Freilich nur unsern Wünschen; denn ihr habt mit mir glauben lernen: treu sollen wir uns der göttlichen Fügung unterwerfen und ihre Entscheidung als das Beste anerkennen. Meine lieben Kinder! Denken wir jetzt an die Mutter, so blicken wir himmelwärts nach unserer ewigen Heimat, und wenn wir mit diesem Gedanken im Herzen fragen, was der Mensch sich zu wünschen habe und worin ihm das Gute geschehe, so antwortet die innere Stimme des Herzens: nicht im Glück und nicht im langen Leben, sondern in Geistesschönheit, Frömmigkeit und Reinheit. So bittet Gott, daß er euch werden lasse, wie eure Mutter war. Denn des Geistes höchste Schönheit — Liebe war ihr Leben. Sie wußte für jeden zu sorgen, nur nicht für sich selbst. Ihr Leben war Sorge für mich und euch, ihre einzige Freude meine Gesundheit und euer Gedeihen. Und freundlich war sie und hülfreich jedem Leidenden, dem sie zu helfen, den sie zu trösten vermochte. Freude machte ihr jede Aufopferung, die sie selbst machte, um einen Leidenden zu trösten. Ihr Mädchen erinnert euch vielleicht selbst noch, wie wir zum letzten mal in Heidelberg ihren Geburtstag feiern wollten. Als wir uns

eben zusammensetzten, da schickte eine Kranke zu uns, die sonst gar nicht freundschaftlich gegen sie war, und ließ sie um Trost und Beistand bitten. Eure Mutter ging augenblicklich von uns und kam nicht eher wieder, bis sie der Frau zu Ende geholfen hatte, unser Fest aber war zerstört und sie achtete dies gar nicht. Seht, diese Liebe ist die höchste und reinste Tugend des Menschen, diese Liebe war die Seele ihres Lebens, so steht sie demüthig vor Gott! Denn ruhig freundlich lebte sie und bescheiden. Jedem kam sie gern zu Hülfe, aber an niemand machte sie Ansprüche, weder daß er leben und thun sollte gerade wie es ihr gefiel, noch daß er ihr wieder helfen solle. Denn selbst gegen mich, so gern sie sich um mühte, nie mochte sie es, wenn ich mich wieder um sie mühen wollte. Jeder Versuch konnte sie da bald ungeduldig machen. Seht diese Liebe war die Blüte ihres Lebens, welche vor Gott unvergänglich blüht. Rein in dieser Liebe lebt sie jetzt; die Erdenmängel, die auf uns noch lasten, sind von ihr genommen. So sei die verklärte Mutter euch das Vorbild eures Lebens, strebt gut zu werden, wie sie war."

Dies wird kurz nach ihrem Tode geschrieben sein. Aber noch fast zwanzig Jahre nachher schreibt Fries in den Aufzeichnungen vom Jahre 1837: „Ich bin nach Karolinens Tode nie wieder ganz aus Herzensgrunde vergnügt gewesen. Für Karolinen selbst", setzt er anspruchslos hinzu, „beklagte ich ihren frühen Abschied nicht so sehr, da ich, so freundlich wir auch zusammen gelebt hatten, mir eben doch nicht einbildete, sie so überschwänklich glücklich gemacht zu haben."

In den nächsten Wochen nach dem Tode seiner Frau wurde auch noch Fries selbst wie alle seine Kinder von derselben Masern- und Scharlachepidemie befallen, welche ihr Ende herbeigeführt hatte, aber Fries überstand sie glücklich. Während er krank lag, wünschte einer seiner Schüler wiederholt und dringend ihn zu sprechen, aber man ließ ihn wegen der Krankheit nicht ein, und so reiste dieser Student von Jena ab, ohne seinen Wunsch erreicht zu haben; vielleicht, daß er, wenn dies geschehen wäre, Fries anvertraut hätte, was er vorhatte, und dann wol auch durch Fries von seinem Frevel abgebracht wäre. Es war Karl Sand, welcher am 9. März 1819 von Jena nach Mannheim abreiste, wo er am 23. Kotzebue umbrachte.

„Der unglückliche Schwärmer", so äußert sich Fries über ihn, „hatte an seiner Thür das Wort hinterlassen: ich führe die Morgenröthe herauf, und mancher der damals Studirenden mochte wol mit ihm meinen, Deutschland sei im höchsten Grade zu einer Revolution erregbar, und es bedürfe nur einer ausgezeichneten That, um das

Feuer zu entzünden, eine Meinung, die alles Grundes entbehrend, durch die gewaltsamen Maßregeln der Polizei nachher erst recht in den Köpfen der Studirenden festgesetzt wurde. Aber den thörichten Einfall, daß Deutschland durch einen Meuchelmord und noch dazu an dem allgemein verachteten Kotzebue werde in Bewegung gesetzt werden können, theilten gewiß auch unter den Studirenden nur äußerst wenige." Man sieht, das war eine Beurtheilung, nicht allzu verschieden von jener, welche man dort über die Ermordung Kotzebue's ergehen ließ, wo man Männer wie Fries selbst dafür verantwortlich zu machen geneigt war. „Die stupide Dummheit", schreibt Solger kurz nachher *), „durch den Mord des alten Waschlappens das Vaterland retten zu wollen! der kalte freche Hochmuth, als kleiner Weltrichter die sogenannten Schlechten abzuurtheilen! die leere Heuchelei vor sich selbst mit der Religion, oder vielmehr ihren Floskeln, die die größten Greuel heiligen sollen! Ich habe genug von diesen jungen Weisen kennen gelernt, deren jeder sich ein kleiner Gottvater dünkt und jeder ein abgestandener Philister ist, dem nichts anderes heilig ist als der leere sinnlose Hochmuth! Man hat ihnen ja seit zehn Jahren genug vorgepredigt, sie seien die Weisen und Vortrefflichen, von denen die Wiedergeburt der Kirche und des Staats ausgehen müsse." „Die frevelhafte Lehre, daß die sogenannten Bessern alles sein und thun müssen und daß jeder, der an nichts glaubt als an die leere Weltverbesserung, einer von diesen Bessern sei, ist die rechte Schule des aufgeblasenen dummen Hochmuths." Nur war hier die nachtheilige Wirkung strenger beurtheilt, welche von dem unpädagogischen Preisen und Schönsehen nur der Jugend und dem unberechtigten Schwarzsehen aller übrigen ausging; die besondere Verirrung Sand's, die sittliche Donquixoterie, welche von künstlich aufgesuchter Heldenthat mehr Heil erwartet, als von dem anspruchslosen Gehorsam in stetiger Erfüllung unzweifelhafter Pflichten, gegen das Wort des Wandsbecker Boten „wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer", — diese war auch in Fries' obigen Worten, wie in vielen Stellen seiner Schriften nicht verkannt.**)

---

*) „Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel", herausgegeben von Tieck und Raumer (Leipzig, 1826), I, 722—726. Zu Solger's Ausfällen auf die „politisch-philosophischen Narren", welche auf der Wartburg „alberne kindische Reden gehalten" finden sich noch beifällige Acclamationen Hegel's in dessen Werken XVI, S. 455. S. oben S. 179 fg.

**) Wie unerwartet Sand's That auch seiner nächsten Umgebung war, zeigt der folgende Brief von A. Follenius an Fries aus Elberfeld (28. März 1819): „Lieber Freund, hier laufen greuliche Gerüchte, Kotzebue sei von Sand erstochen, ermordet

Aber wenn die sonst Urtheilsfähigen hier nur Anklagen hatten, wie Solger, welcher durch Steffens' „Caricaturen von unsern achtzehnjährigen Catonen an das Gewäsch der Wartburgsredner“ erinnert es beklagt, daß „sonst einander sehr unähnliche Philosophen“, wie Schleiermacher und Fries, in „dieser verderblichen Richtung auf das muthwillige Weltverbessern doch gewissermaßen gemeinschaftliche Sache machen und sich sogar in einem dritten, dem schwachen De Wette, berühren müssen“ — wie konnte von einem größern Haufen hier ein ruhigeres Unterscheiden erwartet werden. „Mit wahrem Freudengeschrei“, schreibt Fries, „begrüßten die Schreier der geheimen Polizei die Ermordung Kotzebue's, wohl sehend, wie trefflich sie für ihre Interessen ausgebeutet werden könne; Kamptz und seine Gesellen hatten zum Wartburgsfeste Zeter geschrien, nun schrien sie Zetermordio; nicht Sand, sondern die Studenten oder eigentlich die Universitäten und besonders die Professoren hatten Kotzebue ermordet und wollten Gott weiß wen noch alles umbringen. Dies Geschrei stimmte recht zu Kotzebue's letzten Infamien. Er hatte das Vertrauen Kaiser Alexander's auf das schändlichste gemisbraucht und ihm in zwei sogenannten Bulletins Massen von Verleumdungen deutscher Gelehrten zugeschwärzt; die erste hatte den gutmüthigen Fürsten Stourdza verleitet, zum Aachener Congreß eine bittere Anklageschrift gegen deutsche Gelehrte und Schulen einzureichen, und die zweite wurde von Weimar aus öffentlich bekannt zum großen Verdruß des Verleumders.“ Vielleicht war schon im Herbst 1818 auf dem Congreß zu Aachen und schon vorher noch Größeres gelungen, vielleicht hatte schon damals Fürst Metternich den Fürsten Hardenberg vom Betreiben einer Ausführung der verheißenen Verfassung und damit zugleich von Erwerbung eines preußischen Uebergewichts in Deutschland abzubringen und dadurch Preußen von sich

---

in seinem Zimmer. Das kann unser sanfter Sand, den ich in Jena kennen lernte, nicht sein, der war ja so fromm und sanft. Du hast ihn wol nicht näher gekannt, ich aber habe ihn gekannt, obgleich ich ihn nur kurz gesehen. Er schien mir ein herrliches Gemüth. Hier läuft auch das Gerücht, man habe in Sand's Brieftasche gefunden, daß seine Freunde gelost wer den Kotzebue erstechen solle, und dergleichen dummes Zeug mehr. Ich lebe der Hoffnung, daß es jener Sand, den ich kenne, nicht ist. Wo hielt sich denn Sand in der letzten Zeit auf? Sand soll noch leben, aber sich selbst schwer verwundet haben. Ich bitte Dich angelegentlichst, verehrter Freund, mir hierüber Nachricht zu geben und umgehend.“ Daß Sand auch durch Fries sich nicht sehr befriedigt fühlte, zeigen Aeußerungen Sand's in dessen zu Altenburg 1821 herausgegebenen Tagebüchern und Briefen, S. 153; etwas mehr Hingebung, und vielleicht zu viel, in der Stelle S. 150.

auf eine Reihe von Jahren abhängig zu machen gewußt. *) Noch am 6. März 1819 schreibt Passow von Breslau an Fries: „Cölln und Kamptz, Kotzebue und Stourdza, denen sich hier ein paar schwache Gesellen aus Privathaß und leider Steffens aus von andern benutzter Eitelkeit angeschlossen, haben bisjetzt noch nichts ausgerichtet, indem man es nie verkannte, daß die Gelästerten getreue Staatsbürger und unsträfliche Menschen sind, und darum ist es bei uns noch nicht zu den Abscheulichkeiten gekommen, die gegen Sie und Ihre Freunde angezettelt wurden und an denen wol Kamptz, wahrlich aber nie eine preußische Behörde Antheil gehabt hat.“ Aber schon am 20. März, noch drei Tage vor Kotzebue's Tode, setzt er hinzu: „Die neueste Verordnung wegen einstweiliger Einstellung alles Turnens hat alle fernern Bemühungen unnütz gemacht; der vortreffliche allgemeine Lehrplan wird wol mit unserer Verfassungsurkunde gleichzeitig erscheinen; wenn sich Herr von Stourdza nicht für uns verwendet, wird auch bis zu jenem glücklichen Zeitpunkt noch wol das Lernen und Lehren der alten Sprachen eingestellt werden, um nachher dem Erziehungswesen untergeordnet zu werden; mehr zu sagen ist nicht wohl thunlich, denn die Siegel sind nicht mehr unverletzlich bei uns.“

Aber in der nächsten Zeit auch nach Sand's That, welche von dieser nicht erst durch sie erzeugten Stimmung so fleißig ausgebeutet wurde, hatte dies für Fries noch keine nachtheilige Wirkung. In den Osterferien 1819 erfrischte ihn ein längerer Aufenthalt bei K. von Zezschwitz in Dresden, hier auch nach langer Zeit wieder ein längeres Zusammensein mit dem herrnhutischen Freunde Reichel, dazu der Verkehr mit Männern wie v. Erdmannsdorf, v. Kügelgen, v. Zeschau, Bischof, Schumann u. a. und mit den Frauen in Zezschwitz' Hause; freilich wird ihm die Rückkehr nach Jena in das verödete Haus nur desto schmerzlicher. „Auch hier“, schreibt er an Zezschwitz zurück, „zwischen unsern kahlen, aber sonnenhellen Höhen lacht mir von tausend Laubkronen der Frühling durch meine Fenster herein; meine Kinder spielen wieder um mich her, umschmeicheln mich zärtlicher alle im fröhlichen Gedeihen. Aber umgeben von Frühlingspracht und frommer Kinderliebe beengt mir doch wieder schmerzliche Wehmuth und Sehnsucht die Brust, sowie ich in meinen Kreis zurücktrete; aus einem schönen Traum erwacht, blicke ich nur nach der leeren Stelle, fühle

*) Gervinus, „Geschichte des 19. Jahrhunderts“, II, 513—516, 586—590; VII, 116 fg.

uns nur als die Verlassenen; da ist mir jetzt als sollte ich meine Lieben alle zusammenfassen, sie mitnehmen, sie zwischen euch führen, da ist mir's als würde eure Liebe mir den Schmerz im Busen tilgen, als würde mir dort wieder ganz wohl werden, bald als könnte meine Verklärte mir dort wieder erscheinen." Doch zuletzt resignirt er sich: „Die Schönheit der weiblichen Welt lebt nur in Blüten; wir finden uns so leicht zwischen dürren Halmen und Stoppeln; doch blicken wir nicht auch vom Stoppelfelde in die Farben des welkenden Laubes und sagen Herbst, Zeit der Sehnsucht, du bist die schönste der Zeiten im Jahr?" Nicht minder rühmte er gegen Reichel die Reise, aber auch den noch ungestörten Umfang seines Wirkungskreises. Zwar heißt es auch hier: „ich bin wol körperlich gesund, aber doch noch matt und schwächlich reizbar, besonders fühle ich mich geistesmatt und sehe schon, daß auch dieser Sommer meiner Schriftstellerei wenig bringen wird, denn dunkel im Innern wirkt mir's immer dem Ermuthigenden entgegen, was ich in Dresden fand." Aber „die neulichen übereilten Schritte unserer Regierung gegen unsere Universität" — er meint ohne Zweifel die damals auf Oken's Weigerung, die „Isis" aufzugeben, verfügte Absetzung desselben im Juni 1819 *) — „haben mir über alles Erwarten weniger geschadet, als es erst scheinen wollte; ich habe mehrere Zuhörer als vorigen Winter, in der Psychologie habe ich 95 Plätze vergeben, mehr als je zuvor." Auch an andern Orten schienen noch Schüler von Fries aufzukommen. Einer derselben, L. Rödiger, schreibt ihm aus Berlin: „Hegel chicanirt, wo er kann, wie er neulich bei Promotion des jungen Fichte gezeigt hat; trotzdem daß er den Porphyrius ganz excerpirt hatte, blamirte er sich doch durch sein Latein und verdarb sich bei den hiesigen Gelehrten seinen philologischen und gelehrten Ruhm. In seiner Geschichte der Philosophie sagte er: da meinen denn die Leute, so läppisches Gewäsch, als das von Kant und Fries sei Philosophie." Ein anderer, C. in B., ist wenigstens vor Kotzebue's Tode noch voll guten Muthes: „An Verbot des Turnens ist natürlich nicht mehr zu denken, denn so viel Achtung hat die Volksstimme doch wieder gewonnen; die Kinder sind jetzt die Lehrer des entarteten Volks"; bald nachher aber scheint derselbe ängstlicher geworden zu sein. In Berlin war zwar gerade mit Anfang des Jahres 1819 W. von Humboldt in das Ministerium eingetreten, aber schon begannen hier dennoch infolge von Sand's That Untersuchungen auch gegen Schüler von Fries. Wol gab es unter diesen hinlänglich ver-

*) Ueber Oken's Absetzung s. dessen „Isis", 1819, Heft 5, S. 800 fg.

kehrte Urtheile über diese That, wie wenn einer derselben, F., an Fries schreibt: „die blinde Menschenmenge kann diese schöne Erscheinung nicht begreifen, Gott aber hat sich dies fromme unschuldige Kind ausersehen und durch seinen Arm den Stahl in deutschen Verräthers Brust gesenkt; andere Hände wären besudelt mit Mord, diese ist engelrein; Kotzebue's Tod ist nicht Menschen-, sondern Gotteswerk." Aber selbst solche eines bessern zu belehren war ein sie wichtig nehmendes Verfolgen kein geeignetes Mittel; noch weniger aber war gegen die meisten übrigen gerechtfertigt was gegen sie geschah und was Fries so beschreibt: „Die berliner Knechte wußten den Widerwillen des Königs gegen jugendlichen Muthwillen schrecklich zu ihrem Vortheil zu misbrauchen. Durch das Geschrei ließ sich die preußische Regierung verleiten eigene Polizeicommissionen niederzusetzen und von den Gerichten zu emancipiren; diese befolgten dann mit der größten Unverschämtheit ein Verfahren der grundlosesten Verhaftungen mit einem Inquisitionsverfahren der Suggestivfragen und frechen Anschuldigungen, gegen die niemand das Recht haben sollte Einwendungen zu machen." Dies besonders erst, seit durch den Mordversuch auf den Präsidenten Ibell in Nassau (1. Juli 1819) Sand's Verbrechen nicht mehr vereinzelt dazustehen und nun jeder Verdacht und jedes tumultuarische Zufahren gerechtfertigt schien. Hatte Fürst Hardenberg schon nach Sand's That gesagt: „nun ist die Verfassung unmöglich", so brach nun vollends „die Zeit der Kamptz und Wittgenstein an und das Werk der Reaction wurde im großen Stile angegriffen; Mitte Juli begann in Berlin die Verfolgung der Demagogen; die Papiere der Brüder Welker und Arndt's wurden in Bonn mit Beschlag belegt; Jahn ward nach Küstrin, Follenius und von Mühlenfels nach Berlin gebracht; Görres entzog sich der Verhaftung durch die Flucht." *) Von Fries' Schülern wurden damals in Berlin L. Rödiger sechs Monate, Gustav Asverus, Jung, von Mühlenfels u. a. noch länger gefangen gehalten; Fries unternahm es noch, auch auf sehr ungewissen Erfolg hin, durch eine freimüthige Vorstellung beim Fürsten Hardenberg 1. Aug. 1819 ihre Lage zu erleichtern. Um dieselbe Zeit ließ man, von Berlin aus, der Mutter Sand's „mit Hinterlist", sagt Fries, den Trostbrief De Wette's ablocken, an welchem man für seine Schrift „die Sünde wider den Heiligen Geist", eine Blöße suchte, um ihm schaden und namentlich den König gegen ihn aufbringen zu können. Erst dann folgten vom 6. Aug. bis zum 1. Sept. die Karlsbader Conferenzen, bald darauf unterm

*) Gervinus, a. a. O., II, 633.

20. Sept. 1819 die Erhebung der dort beschlossenen Repressivmaßregeln zum Bundesbeschluß und erst hierdurch, das Stärkste des jetzt sogenannten „tollen Jahres“ *), zugleich die völlige Unterwerfung Hardenberg's unter Metternich, die Aufgebung der versprochenen Verfassung für Preußen und zunächst die Einsetzung der Mainzer Centralcommission „zur Untersuchung der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe des Bundes und der Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen“.

Nun wurde bald alles anders. Im Herbst berichtet Fries aus Jena noch ganz ruhig an Reichel: „Für meine Schriftstellerei habe ich diesen Sommer nur entfernt gearbeitet, nämlich meine politischen Hefte anders ordnend und ein neues Heft für die Kritik der Vernunft machend. Mit dem letztern bin ich besonders zufrieden, und will suchen in einiger Zeit ein Handbuch der Metaphysik daraus zu machen; ich meine nämlich dadurch meinen Hauptgedanken von der ästhetischen Weltansicht viel deutlicher hervorzuheben und gleichsam unüberwindlich festzustellen. Das griechische Buch“, es ist wahrscheinlich eine nachher nicht beendigte lateinische Abhandlung über die Ethik des Aristoteles gemeint, „ist fast fertig gedruckt, aber ich warte noch auf die neuen Statuten, um ohne Disputiren mit einer bloßen lateinischen Rede ins Fach der Facultät allhier gelangen zu können.“ Aber darüber sollten noch acht Jahre vergehen. Am 30. Sept. erfolgte die Cabinetsordre König Friedrich Wilhelm's III., durch welche De Wette für den Brief an die Mutter Sand's ohne weitern Proceß abgesetzt wurde, und welche der König auch auf die Gegenvorstellung der Universität Berlin mit einem scharfen Verweise gegen diese aufrecht erhielt. **) „Es thut mir leid“, besorgt De Wette in einem Briefe vom 5. Oct. nicht ohne Grund (s. Beilage IX), „für Dich denselben Schlag fürchten zu müssen.“ Auch richtet sich Fries schon auf solche Eventualitäten ein. „De Wette's Dienstentlassung“, schreibt er an Reichel, „ist mir ein schlimmes Vorzeichen, doch werde ich wol erst von Mainz aus Bescheid bekommen. Wiewol nun kein einziges Factum gegen mich vorhanden ist und meine politischen Grundsätze

*) Kunstausdruck des Bearbeiters der Geschichte dieses Jahres, L. K. Aegidi, aus dem Jahre 1819 (2. Aufl., Hamburg 1861). Neue Beiträge zu dieser Geschichte auch F. von Wench, „Correspondenzen und Actenstücke zur Geschichte der Ministerialconferenzen von Karlsbad und Wien von 1819, 1820 und 1834“ (Leipzig 1865); hier unter anderm eine Charakteristik der Conferenzen von Lerchenfeld und von Wangenheim, S. 16—18.

**) S. „Actenstücke über die Entlassung des Professors De Wette“ (Leipzig 1820), S. 11 und 16.

auch diesseit des Meeres die Probe halten, so liegt doch einmal ein so tolles Gewirr von Privatklatschereien, Kannegießereien und Renommistereien der Studenten in den Acten, daß wenn einmal die Gerichte so wunderlich sein und auf solches Zeug Rücksicht nehmen wollen, nicht abzusehen ist, welche Wahrscheinlichkeitsrechnung sie gegen mich abschließen werden. Wenn sie mich nun um Amt und Gehalt bringen, was dann zu thun? Ich bitte Dich, denke auch Du einmal für mich nach und mache mir einen Roman. Ein Gedanke führt nach Nordamerika. Aber ich habe keine große Hoffnung, Gelehrsamkeit und meine Gelehrsamkeit dort an den Mann zu bringen, ohne in ärmliche Schulmeisterei zu verfallen. Könnte man doch nicht irgendwo meine mathematischen und physikalischen Kenntnisse zu Gute machen? Wäre ich jünger, so ginge es; so aber schwerlich. Mache Du mir andere Vorschläge, wenn Du kannst. Der Regierungsdirector Fernow (s. oben S. 187) hat mir früher Unterstützung angetragen, ich bitte Dich, den Brief mit vorläufigen Klagen an ihn auf die Post zu geben, weil die Preußen selbst meiner Correspondenz mit ihm auflauern."

Im November 1819 meinte dann auch die weimarische Regierung dem Andrängen nicht mehr ganz widerstehen und wenigstens Fries' Suspension nicht mehr ablehnen zu können. „Mein Schicksal", schreibt Fries darüber am 14. Nov. 1819, „ist bisjetzt noch nicht so hart geworden, als ich zu fürchten hatte, indessen doch immer schlimm genug. Ich kann vor der Hand hier nicht lesen und muß Jena meiden, jedoch unter polizeilicher Aufsicht bleiben; das weitere muß die Zukunft entscheiden." Weiter verbreitet sich Fries über dies alles und seine nächsten Schicksale in seinen spätern Aufzeichnungen. „Nur die Armseligkeit der deutschen Diplomaten machte es möglich, daß Lakaienkriecherei, Polizeiinstinct und die Schurken der geheimen Polizei uns die langen Jahre mit der Furcht vor demagogischen Umtrieben zum Narren halten konnten. Diese großentheils erlogene, durch armselige Furchtsamkeit aufrecht erhaltene Furcht vor den Studentenverbindungen brachte auch mir die Ungelegenheiten. Es war wol klar, daß Deutschland nicht das Land der Revolutionen ist, und noch viel klarer, daß man mit Studentenverbindungen wol Bier consumiren, aber keine Staatsactionen ausführen könne; und dennoch wollte man mich für so albern nehmen, daß ich an solche Dinge geglaubt haben sollte. Die gutbezahlten Polizeibehörden schleppten eine gute Zahl junger Leute in den Gefängnissen umher und entdeckten zum Entsetzen der Menschheit, daß berliner Schulknaben keine großen Politiker seien. Ich glaubte mich außer Verbindung mit dieser ganzen Sache, allein die Mainzer Commission

hatte die Güte, an die weimarische Immediatcommission eine Portion Maculatur abzulassen, wodurch ich zu einer Vernehmung gebracht wurde. Man legte mir einige in fidem der Mainzer Commission gemachte schändlich verderbte Copien von Briefen vor, die ich an Freunde geschrieben hatte, die kleine Privatangelegenheiten betrafen und ohne allen gesunden Menschenverstand in diese Acten gebracht waren. Zu meinem Unglück war darunter auch ein Blatt, das eine boshaft verderbte Abschrift des Briefes enthielt, welchen ich zur Abmahnung von geheimen Verbindungen an einige Studenten geschrieben hatte (s. oben S. 195 fg.). Mir wurde dies vorgelegt als die Abschrift einer Rede, die ich einmal gehalten habe. Ich hätte antworten sollen, nie hätte ich eine solche Rede gehalten und die Sache wäre wol am Ende gewesen. Allein ich hatte zu viel Achtung vor den weimarischen (nicht aber vor den mainzer) Commissarien, um mit ihnen in einer Sache Versteckens zu spielen, bei der man mir nichts Gesetzwidriges vorwerfen konnte. Ich antwortete: ich habe keine solche Rede gehalten, aber ich sehe wohl, daß dies eine verfälschte Abschrift von einem Briefe ist, den ich einmal geschrieben habe. Hiermit war ich an den Verdacht verfallen; man forderte von Wien und Berlin meine Entfernung von Jena, und das Ministerium ließ mir die mündliche Privatmittheilung machen, daß ich das nächste Jahr nicht lesen dürfe und mich von Jena entfernen solle. Es wurde mir angeboten" — hier sieht man überall die schützende Fürsorge des Großherzogs Karl August, welchem alle diese auch ihm aufgenöthigte Inquisition verhaßt war — „mit meiner Familie das damals unbenutzt stehende Schlößchen in Tieffurth", die alte Residenz der Herzogin Anna Amalia, der Mutter Karl August's, „zu beziehen; meinen Gehalt sollte ich unverkürzt behalten. Ich hatte keine Mittel zu protestiren; die Sorge für meine Kinder zwang mich ohnehin zum Nachgeben, und bei den schonenden Gesinnungen des Ministeriums gegen mich hätte ich mich überhaupt nicht auf Streit eingelassen. Indessen der Ueberzug nach Tieffurth schien mir doch etwas gewaltsam und unbehaglich; ich bot an, meine Familie in Jena zu lassen und fürs erste mit Freund Wippert", einem treuen Schüler von Fries, welcher sich damals in Jena als Privatdocent habilitirt hatte, in dessen Heimat „nach Salzungen zu gehen, und man ließ mich gewähren. Ungeachtet das Sand'sche Unglück Jena schon zu Ostern 1819 um 300 Studenten gebracht hatte, fand ich doch im Sommer noch ebenso viel Zuhörer wie zuvor, und die Verfügung des Ministeriums entzog mir, das Nichteintreten in die Facultät ungerechnet, etwa 1100 Thlr. Honorar des Jahres und den größten Theil des Absatzes meiner

Bücher.“ Im November 1819, wo Fries Jena verließ, wurde auch die dortige Burschenschaft aufgelöst. „Der Senat“, schreibt ihm sein Freund und College Ferd. Hand nach Salzungen, „benahm sich gut, negativ nämlich. Ich erklärte, es bleibe nichts übrig, als sich dem Leichenbegängniß anzuschließen. Freitags hatte die Burschenschaft sich versammelt und hob sich selbst feierlich auf. Es ist dies mit der Andacht der Trauer geschehen, die zur Einigkeit stimmt, daher diesen Abend vieles beigelegt worden ist, und man nun eine Zeit lang nichts zu betreiben, als, was einzelne Verbindungen in Landsmannschaften und Orden bilde, zu hindern beschlossen hat. In Weimar glaubt man an schnelle Beendigung Ihrer Sache und Sie nach kurzer Zeit wieder in Jena. Als Hauptgrund Ihrer Entfernung wird nicht etwa ein Attentat in den Acten, sondern einmal der Grundsatz angenommen, jetzt etwas mehr und streng nach dem Bundestagsbeschlusse zu verfahren, um in Wien desto sicherer auftreten zu können, aber dann, daß man die Consequenz habe aufstellen wollen, da man dem Follenius um seiner Erwähnung und Gravirung in den Acten willen das Vorlesungen halten versagt habe. Von einer Citation nach Mainz sei durchaus nichts zu fürchten.“

So brachte Fries jetzt zwei Wintermonate in Salzungen zu. „Eigentlich“, schreibt er, „hätte ich große Lust gehabt einen Ausflug nach Nordamerika zu machen, mein guter Wippert bot mir auch die Mittel und Gesellschaft dazu an“, aber er zog doch zuletzt vor, bei ihm zu bleiben. „Wippert führte mich in das Haus seiner Schwester, der Majorin Hoffmann, und hier und in Tiefenort, bei Wippert's anderer Schwester, der Amtmannin Thon, befand ich mich sehr wohl. Ich arbeitete vormittags fleißig“, und zwar am ersten Bande der Anthropologie, „nachmittags war ich mit Wippert zusammen viel im Freien der grünen Umgebungen von Salzungen. Nach und nach spielte mir die Phantasie freier und ich mit ihr; dies gab meinen Traum die Sehnsucht.“ Zu dieser seltsamen Schrift mit dem Titel: „Sehnsucht und eine Reise ans Ende der Welt, eine Arabeske“, veranlaßte ihn Freund Hand, welchem sie auch zugeeignet ist; Hand schreibt ihm einmal nach Salzungen: „mir ist die Arbeit lieb, weil ich dabei die Sehnsucht nach Ihnen überwinde; Sie haben keine Sehnsucht, das ist ein christliches Gefühl, darum wissen Sie auch nichts davon, und verstehen mich nicht, wenn ich darüber schwärme.“ Gegen Reichel äußert Fries sich so über die Schrift, als er sie ihm schickt: „Was soll das Büchlein? einen Beweis meiner ungestörten guten Laune allerlei Leuten geben; das ist vielleicht etwas Eitelkeit von meiner Seite, aber laß es immer,

warum machen sie es so mit mir. Aber was bedeutet es?" Das soll Reichel ihm selbst erst sagen, „dann will er auch Auskunft geben" und das geschieht auch in einem spätern Briefe. „Hand wirft mir immer vor, daß ich niemand, nämlich ihn nicht, lieb hätte, weil ich keine Sehnsucht hätte, die er für das Christliche hält und die denn besonders der Bedauerlichkeit bedarf. Hand, dachte ich, übersieht 1) den Unterschied von Wissenschaft und Gefühl, und meint, weil ich die Gefühle nicht wissen will, so wollte ich sie gar nicht; 2) er übersieht dies aber darum, weil die Seinigen nie im Ernst nachdenken und weil 3) der dummste Aberglaube von der Bretterwand so gut wie die vornehmste Metaphysik sich selbst in das Nichts verlieren, sobald sie die ewige Wahrheit selbst lehren und mehr als der Faden in der Blumenschnur sein wollen. 4) Diese Leute thun vornehm mit ihrer Liebessprache, die doch nichts als eine Bildersprache aus den gewöhnlichsten Gefühlsstimmungen des gesunden Menschenlebens ist. Endlich 5) man macht es diesen Leuten recht, wenn man die Stimmung der sittlichen Kraft, welche Stamm und Kern des gesunden Lebens ist, unbeachtet läßt und nur die weichern Blüten des Gefühls pflegt. Darum sage ich: ich will diesmal auch die Blüten von Stamm und Berg abschneiden und an den Faden, der ins Nichts läuft, binden, sodaß in den Blüten alle Arten von Liebesspielen schimmern bis zum religiösen Wiederklang in Freud und Leid. Ich bekam in Salzungen so einen Brief von Hand, lief dann im Schneegestöber mit Wippert spazieren und da trat mir dies Bild vor die Seele; ich schrieb es in etlichen Stunden nieder. Ob ich nun wohl that es drucken zu lassen weiß ich nicht; meine Weiber und Hand verführten mich dazu; verstehen werden's wenige; doch fand ich bisjetzt, daß es den Frauen gefällt." Kürzer äußert er sich gegen Zezschwitz: „Gefällt es Dir gleich nicht, so sieh es doch an; es bedeutet eine Satire auf alle metaphysischen Thorheiten der deutschen Philosophie mit dem Grundgedanken im Hintergrunde, daß die ästhetische Weltansicht und ihr Gefühl allein das Leben zu deuten vermöge; die speciellern Anspielungen werden freilich manches unverständlich erscheinen lassen."

Zwei andere Schriften von Fries mit dem Jahre 1819 auf dem Titel waren entweder kurz vorher oder auch erst in Salzungen von ihm beendigt. Die eine war eine kleine Streitschrift: „Vertheidigung meiner Lehre von der Sinnesanschauung gegen die Angriffe des Herrn Dr. Ernst Reinhold", welcher in einer Recension in der Jenaischen Allg. Literaturzeitung Nr. 104 Fries in dieser Lehre angegriffen hatte. Die andere war das erste Heft seiner „Beiträge zur Geschichte der Philosophie;

Ideen zur Geschichte der Ethik überhaupt und insbesondere Vergleichung der Aristotelischen Ethik mit der neuern deutschen"; diese Schrift sollte die gelehrte Abhandlung sein, welche Fries zur Erwerbung seiner Stelle in der Facultät zu seinem Nachtheil verzögert hatte und noch schuldig war. Sie war zugleich eine Ergänzung seiner Ethik, insofern als sie für die „überlieferte Griechenlehre der athenischen Weisen", welche dort als Basis festgehalten war, für „die klare und gesunde Lehre der Besonnenheit, Tapferkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit für den gebildeten freisinnigen Mann", eine Art von Urkundenbeilage der vornehmsten Beweisstellen wurde, welche hier im griechischen Text zusammengestellt waren.

---

5. Fortdauer der Suspension. Verurtheilung. Zweite Heirath. Holland. Fernere Untersuchungen.

1820—24.

Erst im Anfange des Jahres 1820 erhielt der wegen des Wartburgsfestes den Gerichten übergebene Proceß gegen Fries einen späten Schluß in einer Weise, welche ohne den allgemeinen Umschwung des Jahres 1819 vielleicht ganz anders erfolgt wäre. Nach dem Bericht des Specialcommissarius im Sommer 1818 (s. oben S. 184 fg.) an seine vorgesetzte Behörde, die Landesregierung in Weimar, und ihren Chef, den Kanzler von Müller, hatte diese ohne Wissen von Fries die Acten nach Halle versandt, was freilich vielleicht nicht geschehen wäre, wenn nicht Fries, welcher die Sache am liebsten hätte einschlafen lassen, sich durch Martin hätte umstimmen lassen. „Martin", schreibt er, „bemerkte mit gutem Grunde, da ich einmal angeklagt sei, müsse ich auch ein Urtheil in der Sache haben. Ich gab eine Erinnerung um Entscheidung ein, ich weiß nicht ob an der rechten Stelle" (bei der Landesregierung geschah es) „und erhielt nach langem Verzuge ein abgeschmacktes Urtheil vom hallischen Schöppenstuhle aus dem ganzen Sammelsurium von Untersuchungsacten über das Wartburgsfest, worin ich zu vier Wochen Gefängniß oder 30 Thaler Strafe wegen meiner Theilnahme an ich weiß nicht was beim Wartburgsfeste verurtheilt wurde. Pfotenhauer, der berühmte Kenner des römischen Rechts, gab

sich öffentlich als Referenten und Urtheilsabfasser an, aber wenig zu seiner Ehre, denn das Urtheil gründete sich auf die Lüge in der Relation, daß ich bei der Bücherverbrennung auf dem Wartenberg gewesen sei, und der Correferent ließ diese Lüge passiren. Dies Urtheil hätte ich nun eigentlich als nichtig in Anspruch nehmen sollen, denn nach der Appellationsordnung hatte die Landesregierung nicht das Recht die Acten zu versenden und am wenigsten ohne mein Vorwissen, und ebenso wegen der lügenhaften Relation. Allein dann hätte ich nur die Landesregierung zu ihrem eigenen Richter aufgerufen, und schickte die noch ein Urtheil, so hatte ich kein weiteres Rechtsmittel mehr. Ich zog daher die Oberappellation vor. Das Gericht (das Oberappellationsgericht zu Jena) sprach mich wegen der Wartburgsbegebenheit ganz frei, aber in einer mit eingemengten Nebensache forderte es doch eine Geldstrafe von mir. Mir war nämlich in diesem Urtheil nachgerechnet, Maßmann's Beschreibung des Wartburgsfestes sei ein Pasquill, ich hätte den Abdruck dieser Schrift begünstigt und sei also nach der Halsgerichtsordnung wie ein Pasquillant zu strafen. Früher hatte aber die Juristenfacultät zu Jena den Maßmann selbst als Schimpfer und Verfasser der Schrift nur zur Disciplinarstrafe von drei Tagen Carcer verurtheilt. Das wollte mir nicht zu harmoniren scheinen. Auch kann ich die Schrift selbst durchaus nicht für ein Pasquill halten; Maßmann als Verfasser hat gar nichts unrechtes gesagt, aber als Referent des beim Bücherverbrennen geübten Muthwillens mit ganzer Ehrlichkeit angegeben, was gesagt worden war, und dies enthielt keine Verleumdung, sondern nur leichtsinnige Worte gegen politisch Andersgesinnte. Ich bin von der Richtigkeit dieses Urtheils nie überzeugt worden, wohl aber davon, daß sich bei einem irgend an Politik streifenden Handel ein alleinstehender Mann wie ich (ich war weder Freimaurer noch von Adel, weder Mitglied des Tugendbundes noch des schnell verschwundenen Deutschen Bundes) mit den Gerichten nicht einlassen solle. Deswegen benutzte ich auch die im Urtheil mir gegebene Weisung, daß es mir freistehe den v. Kamptz wegen seiner Verleumdungen weiter zu belangen, gar nicht. Ich dachte, mag er fortschimpfen, und ließ die Sache liegen." Das zwanzig Bogen starke Urtheil des jenaischen Oberappellationsgerichts vom 21. October 1819, im Auftrage der Landesregierung vom akademischen Syndicatsgerichte am 17. Jan. 1820 publicirt, ist in den Acten noch mit zwei Kostenrechnungen der beiden letztern Behörden, der einen von 65 und der andern von 29 Thlrn., für Fries begleitet.

Das Weihnachtsfest 1819 hatte Fries doch bereits wieder in Jena

bei seinen Kindern und bei seiner verwitweten Schwester zugebracht welche sich bisjetzt der Führung seines Hauswesens, aber auch der Erziehung der Kinder mit großem Eifer annahm. „Laß Du nur den Kindern Kinderreligion", schreibt sie ihm einmal in diesem Jahre, „Deine eiskalte sollen sie so nie haben, Deinen Gott, vor dem einem schaudert, den man nie bitten darf, sollen sie nie kennen lernen." Hand schreibt ihm von Weimar, „daß die Sachen dort gut stehen, die Verhandlungen in Wien vortrefflich gehen, wenn die Folge dem Anfang entspricht; daß aber Preußen überall Stänkereien erhebt; so hebt auch De Wette's weitere Verfolgung an. Sie können auf Gersdorff als Freund rechnen. Christ ist er nicht, aber ich sein Freund dennoch, sagte er." Ebenso fuhr auch Conta fort Fries im weimarischen Ministerium zu vertreten; er meldet ihm (25. Dec. 1819) „den ihm aufgetragenen Dank" des Großherzogs für das Heft Beiträge zur Geschichte der Philosophie, welche dieser „mit gewohnter Güte und Freundlichkeit aufgenommen hat"; er ist nur in Sorgen, „daß unser Freund Müller im ersten Heft seiner Zeitschrift für die Moral bei Beurtheilung des Selbstmordes einige Stellen aus Ihrer Ethik ausgehoben hat, die gerade jetzt den Politikern, die dieses vortreffliche Werk schwerlich lesen, besser unbekannt geblieben wären." Doch der Minister Karl August's, welcher Fries' Uebergang von Heidelberg nach Jena vornehmlich vermittelt hatte, der Oheim seiner Frau, Geh. Rath v. Voigt, war zwei Monate nach dieser auch noch 1819, 76 Jahre alt, gestorben, und wenn dieser auch zuletzt in seinem Alter kein Wohlgefallen hatte an dem Auftreten des Mannes seiner Nichte, welches er auch um seiner selbst willen etwas geräuschloser und aristokratischer gewünscht hätte *), so hatte der treffliche Mann doch niemals ganz abgelassen von der

---

*) Christian Gottlob von Voigt, geb. 1743, gest. 22. März 1819. Ueber ihn Eichstädt, Annales academiae Jenensis, S. 136. fg., Felicitas acad. Jenensis, S. 28—29 und Opuscula oratoria, S. 430. An den beiden letzten Orten stellt Eichstädt eine längere Denkschrift über Voigt in Aussicht, welche aber nicht erschienen zu sein scheint. Wie unangenehm für Voigt Fries' Betheiligung beim Wartburgsfeste war, zeigt ein Brief desselben vom 6. Dec. 1817, freilich gerade aus der Zeit, wo Fürst Hardenberg und Graf Zichy deshalb nach Weimar kamen (14. Dec., Kieser, Wartburgsfest, S. 60). „Ew. habe ich neulich vielleicht allzu eifrig bemerken lassen, wie verdrußvoll mir die Verwickelung geworden, in die Sie durch die Eisenacher Verbrennungsgeschichte gerathen sind. Was ich Ihnen vorgehalten habe, möge sich nach meinem Wunsche ganz ungegründet darstellen; ich werde mich recht glücklich achten, wenn ich zu der Ueberzeugung komme mich geirrt zu haben. Zur Zeit ist mir weder das Vor noch das Wider klar genug. Da ich mich aber wegen der Familienverhältnisse keiner officiellen Stimme in der Sache anmaßen darf, so will

treuen Theilnahme für ihn, und schon durch sein bloßes Dasein schlechtere als er zurückgehalten, Fries in der Bedrängniß, in welche dieser jetzt gerieth, ohne Unterstützung zu lassen oder sich doch, wie nun bald einige thaten, von ihm zurückzuziehen.

Auch kam es dann im Jahre 1820 und in den drei folgenden noch nicht wieder dazu, daß die Unterbrechung der Lehrerthätigkeit, welche die weimarische Regierung ungern und widerstrebend über Fries verhängt hatte, ihm wieder abgenommen wäre. Desto mehr bedurfte er, seiner öffentlichen Wirksamkeit beraubt, der Wiederherstellung des häuslichen Asyls, welches ihm durch Karolinens Tod verödet war. Die verwitwete Hofräthin Schmidt, Fries' Schwester Elise, welche von da an die Führung seines Hauswesens übernommen hatte, war von Kindheit auf innig befreundet mit einer andern Herrnhuterin, Eleonore Leporin, geboren im Jahre 1780; die Mütter beider und so auch die Töchter hatten in demselben Witwenhause zusammen gelebt, die Töchter hatten schon als Mädchen für den Bruder der einen, den Verfasser des „Julius und Evagoras", zusammen geschwärmt; so hatte auch Fries damals schon Eleonoren kennen und schätzen gelernt, sodaß einst seine Verlobung mit Karoline seinen herrnhutischen Freunden überraschend gewesen war, da diese schon damals etwas anderes erwartet hatten. Im Jahre 1807 hatten die beiden Freundinnen die junge Familie Fries in Heidelberg besucht und Karolinen kennen und lieben gelernt, wie Briefe Leonorens an diese und an Fries aus dieser Zeit bezeugen; zuletzt nach langer Zwischenzeit im Herbst 1818, als Fries die Schwester von Neuwied nach Jena abholte, hatte er Leonoren dort bei dieser wieder gesehen. Sie wurde jetzt von der Schwester nach Jena eingeladen, sicher schon mit der Hoffnung für Fries und seine Kinder, welche sich auch bald erfüllte. An der Brüdergemeine und ihren Ueberlieferungen hing Fries ohnehin immer noch so fest, daß es ihm in dieser Gemeinschaft doch heimischer war als in jeder andern, jetzt zumal, wo die neue Noth manche neue Freunde wieder von ihm abwandte. Desto eher zog sich hier mit der einsichtsvollen und theilnehmenden Freundin der Schwester, mit einer auch schon durch schwere Schicksale geprüften Jungfrau, welche ihn längst schwärmerisch verehrte, das Band enger zusammen, und während eines längern Aufenthalts in Jena in Fries' Hause, auch noch während der Monate, welche Fries

---

ich mich auch privatim des weitern Urtheils lieber ganz enthalten. Immerfort werde ich jedoch zu bewähren suchen, daß ich mit aufrichtiger Theilnehmung verbleibe Ew. gehorsamster Diener Voigt."

in Salzungen zubrachte, wo das entstehende Verhältniß noch unausgesprochen blieb, erhielt Leonore die beste Gelegenheit, die Anhänglichkeit der Kinder, schon ehe sie ihnen als neue Mutter angekündigt ward, zu gewinnen. Ihre Briefe an Fries aus dieser Zeit widersprechen auch bisweilen der Kluft, welche Fries' Schwester zwischen ihrem und seinem Glauben beklagt; Elise endigt einen Brief an Fries: „Dich empfehle ich dem allmächtigen Schutze des Gottes, der mein, De Wette's und unserer Aeltern Gott ist, der Gebet erhört", und Leonore hat noch darunter geschrieben: „gottlos ist es von Elise, als wenn ihr Gott ein anderer als Dein und meiner wäre, Du vertraust ja auch auf seine mächtige Hülfe." Jetzt, als das Jahr und der Aufenthalt in Salzungen zu Ende und das Verbot zu lehren noch nicht wieder von Fries genommen war, ward eine Einladung nach Holland, wo Eleonore zuletzt jahrelang bei einer sehr begüterten Freundin zugebracht hatte, zu einem längern Dortsein angenommen und die Reise zugleich zur Einsegnung der Ehe auf dem Boden einer Brüdergemeine benutzt. „Den 15. Febr. 1820", schreibt Fries an Reichel, „reisten wir mit allen Kindern, nur den Hugo ausgenommen, nach Neudietendorf; mein treuer Wippert begleitete uns. Den 16. setzte Lorchen die Schwesterhaube wieder auf und den 17. traute uns Bruder Trautvetter vor versammelter Gemeine; zum Schluß sang er uns Segensverse wie gewöhnlich und fing an: Sprich ja zu seinen Thaten. Gersdorff von Eisenach war zu uns gekommen; den 18. gingen wir mit ihm nach Eisenach, welches einmal mein Hauptort geworden ist; die Kinder gingen mit Elise und Wippert nach Jena zurück."

Nun brachte Fries dann in Holland, wohin die Reise weiter führte, fast vier Monate zu. „In Eisenach", fährt er fort, „ließen wir uns den 19. von vielen Freunden hätscheln und zogen am 20. morgens in schönem Sonnenschein auf die Wartburg, und fuhren mittags weiter über Frankfurt nach Neuwied; wegen des Respects vor der preußischen Polizei blieb ich nur einen Abend in Bonn. In Düsseldorf überfiel uns der Winter mit aller Gewalt von Schnee und Sturm; nicht ohne Gefahr setzten wir im Sturm mit einer Fähre über den Rhein, und gelangten erst nach einer sechstägigen Fahrt von Neuwied nach Zeist. Das Niederland mit seinen reinlichen freundlichen Menschen, seinen frischen freundlichen Mädchen und seinen netten Häusern machte auf mich durchaus einen angenehmen Eindruck. Hier bei Frau von Laer sind wir so zuvorkommend aufgenommen, daß ich nichts zu beklagen habe als meine unermeßliche Faulheit. Mit meinem guten Lorchen lebe ich recht eigentlich in den Tag hinein und lasse den lieben Herr-

gott walten. Was aus mir werden wird, weiß ich selbst nicht, indessen scheinen sich die Sachen jetzt ausgleichen zu wollen, und dann kann ich wol das Katheder wieder besteigen; das Ausgespanntsein thut mir übrigens sehr wohl. In Salzungen und Jena habe ich denn doch den ersten Theil meiner Psychologie fertig bekommen, und hoffe im Sommer die andere Hälfte zu liefern", was auch geschah. „Wir blieben", schreibt er anderswo, „ein Vierteljahr in Holland; in der bessern Frühlingszeit machten wir Ausflüge nach Amsterdam, Nordholland, in die Blütenfülle von Harlem, nach Leyden, dem Haag, Scheveningen und Katwyk, Rotterdam, Delft und Gouda. Ich lebte hier wie in Utopien, nun aber geht es zurück in die mit Bürsten, Raspeln und Hecheln für mich wohl versehene Welt."

Doch gerade in dieser nächsten Zeit ließ diese ihn ungestörter als er selbst erwartete, vielmehr wurden nun gerade die folgenden drei Jahre die ruhigste Arbeitszeit seines Lebens. Kaum war er aus Holland zurück, so ward ihm freilich in Weimar angedeutet, er werde doch wol Jena noch einmal verlassen müssen; aber da die besondere Untersuchungscommission, welche man auch in Weimar hatte zulassen müssen, sehr selbständig verfuhr, so widersprachen die vielerlei Verfügungen einander bisweilen, und dies schützte ihn in Jena. „Der Minister von Fritsch", schreibt Fries, „verlangte, ich solle mich wieder von Jena entfernen. Ich versprach Rath dazu zu suchen und dachte, kommt Zeit, kommt Rath. Dieser ließ diesmal nicht lange auf sich warten, denn noch war ich kaum zwei Wochen wieder in Jena, so erhielt ich von der Immediatcommission den Befehl, ohne vorgängige Anmeldung bei derselben Jena nicht zu verlassen, da sich bald eine ausführliche Vernehmung meiner nothwendig machen werde. Mich wunderte darüber vom Ministerio keine Weisung zu erhalten und ich ging also bald wieder zu Herrn von Fritsch. Er empfing mich: nun, sind Sie noch in Jena? Sie versprachen mir ja Jena wieder zu verlassen. Ich antwortete: haben Sie mir denn nicht gleich darauf den Befehl zukommen lassen in Jena zu bleiben? Davon weiß ich nichts, erwiederte er; ich erzählte, was mir die Commission habe zukommen lassen; er lachte und ließ es geschehen. So blieb ich denn ohne Geschäft in Jena." Eine neue Selbstvertheidigung (s. Beil. X) wird Fries erst damals bearbeitet haben. Die Commission setzte langsam ihr Verfahren gegen Fries fort; aus den Jahren 1820—22 liegen Vorladungen an Fries zu Vernehmungen in Weimar und Jena vor, aber nur vier, und Fries rühmt, wie gut er mit dieser weimarischen Commission, mit welcher er allein zu thun bekam, ausgekommen sei. Freilich „Massen von Papier",

schreibt er, „wurden wegen alberner Anfragen der mainzer Commission vollgeschrieben. Einmal hatte diese ein eigenes Bündel solcher Maculatur besonders nachgeschickt mit der großen Entdeckung, daß ich in Gesellschaft mehrerer Damen einmal in Frankfurt am Main auch Studenten zum Kaffee bei mir gehabt hatte. Das Ziel der großen Actenarbeit schien, über den Verdacht, daß ich Mitglied der gießener Gesellschaft der Unbedingten gewesen sei, ins Klare zu kommen. Nun war ich allerdings mit den Mitgliedern dieser Verbindung in vielfachem Verkehr gewesen, manche hatten mir Vertrauen bewiesen, aber auf der andern Seite lag doch zu klar vor, daß ich den Studenten stets aufs lebhafteste von allen abgesonderten und besonders geheimen Verbindungen abgerathen und diese für sie als höchst nachtheilig dargestellt hatte. Das Ministerium fand daher für gut, die Untersuchung niederzuschlagen, mich in meiner Lage zu lassen, mir aber doch das Lesen nicht zu gestatten.“ Dies Verbot glaubte die weimarische Regierung bei allem Wohlwollen gegen Fries doch den Forderungen von Frankfurt und Mainz her nicht versagen zu dürfen, während sie ihn sonst in dieser Lage schützte und um dies desto gewisser zu können von weitern eigenen Schritten mehrmals zurückhalten ließ; so läßt ihm Gersdorff im December 1821 sagen, er möge „ganz getrost sein, es sei ganz gewiß, daß man ihn bald wieder in die alte Thätigkeit setzen werde“; so bittet ihn ein Jahr nachher Conta, der ihm auch wieder den Dank des Großherzogs für die übersandten Schriften und dessen Interesse dafür zu bezeugen hat, ja keine Vertheidigung in die Allgemeine Zeitung einrücken zu lassen, „Sie könnten sich dadurch nur schaden, Ihre Sache scheint eine günstige Wendung für Sie zu nehmen“, er räth ihm nicht einem Ruf nach Basel zu folgen, zu dessen Annahme ihn blos Kanzler von Müller durch angedrohte Pensionirung nöthigen will. So warnt ihn auch noch im Februar 1823 Conta in der freundlichsten Weise nach Rücksprache mit Schweitzer und nach einem Vortrage, welchen dieser im Ministerium über Fries gehalten hat, nicht auf einem Spruch zu bestehen, welchen man gerade zu seinem Besten zu vermeiden wünsche, „da man nicht recht wisse, wie man ihm seine ganze Besoldung erhalten könne, wenn einmal ausgesprochen wäre, daß er nach den auch in Weimar und Gotha als Gesetze promulgirten Bundestagsbeschlüssen von 1819 von dem Amte eines Jugendlehrers entfernt werden müßte“. Davon, daß man ihn jetzt noch nicht wieder in Jena darf lehren lassen, „ohne daß die unangenehmsten Folgen für die Universität und deren höchsten Erhalter zu besorgen wären, sei das ganze Ministerium in Weimar sowie das gothaische überzeugt“; daher sei „zu seinem

Besten gestern beschlossen, die philosophische Professur noch unbesetzt und ihn noch in dem bisherigen Verhältniß zu lassen."

Fries war ganz zufrieden, für seine Person mit Nachfrage und Untersuchung nicht mehr beunruhigt zu werden, wie ungern und darum wie freundlich die weimarischen Behörden hier auch immer gegen ihn verfahren waren. Sonst aber „bei dem Verfahren im Großen hielt er die gewählten Maßregeln immer für falsch". Er führt dies in den Aufzeichnungen einmal weiter so aus: „Gegen die Studenten lag nichts Gesetzwidriges vor; nur einige wenige unter ihnen hatten, und auch das nur nachdem man die Burschenschaft polizeilich zu verfolgen angefangen, jenen geheimen Bund der Schwarzen oder Unbedingten geschlossen mit extravaganten gewaltthätigen revolutionären Grundsätzen. Dies war aber unerfahrenes und unbedachtsames jugendliches Gerede, welches noch keine That zur Folge hatte. Dagegen nun die von den Gerichten emancipirten Polizeicommissionen, welche so manchen ganz Unschuldigen verhafteten, in den Gefängnissen eingeschlossen hielten und, wenn endlich die Gerichte erklärten, es sei kein Grund vorhanden, warum er arretirt worden sei, zur Noth entließen, ohne ihm irgendeine Genugthuung zu gewähren. Diese Gewaltthätigkeiten mußten freilich erbittern und den geselligen Ton der Studirenden gegen den gesetzlichen Gehorsam reizen; dennoch haben die unparteiischen Curatoren stets anerkannt, daß die burschenschaftlichen Studenten größtentheils zu den gesittetsten und fleißigsten gehörten. Ferner halte ich es für falsch, daß man durch die Curatel die Lehrfreiheit der Professoren beschränkte, vor allem, daß man die Disciplinarstrafe für jugendlichen Muthwillen und Unverstand in harte für das ganze Leben fortwirkende Criminalstrafe verwandelte, endlich überhaupt, daß man den Studenten weismachte, ihre geselligen Verbindungen könnten staatsgefährlich werden. Das letztere allein hat den langen Krieg der Polizei gegen die Universitäten hervorgerufen und in Athem erhalten. Die Anschuldigungen gegen die Professoren, daß sie staatsgefährliche Grundsätze verbreiteten und revolutionäre Gesinnungen hätten, waren schlechthin Lüge Uebelwollender. Die Anschuldigung steigender Roheit der Studirenden gehörte, wenn sie von ehrlichen Leuten kam, nur höchst Verdrießlichen, welche die Geschichte der Universitäten nicht kannten. Denn so wie die Sitte in unserm ganzen geselligen Leben sich nach und nach verfeinerte und der Uebermuth und die Anmaßung der höhern Stände über die niederern abnahm, milderte sich auch die Sitte der Studirenden, und die erste burschenschaftliche war wol die gesetzlichste und friedfertigste, die von den Studirenden selbst ausgegangen ist. Unter einer so großen

Zahl frei zusammenlebender Jünglinge ist die Theilung in kleinere Gesellschaften ein unvermeidliches geselliges Bedürfniß. Diese Theilung aber hat zwei natürliche Folgen. Erstens der jugendliche Muthwille will Krieg spielen und die Gesellschaften treten daher leicht feindlich gegeneinander, wofür, um ganz plumpe Tölpeleien zu vermeiden, die Sitte des Duells und einer gesetzlichen Ordnung für dasselbe (des Comments) sich ausgebildet hatte. Diese Raufereien sind das Kreuz der akademischen Polizei; die Belehrung dagegen, daß der Zweikampf ein ganz roher, nur durch thörichte Vorurtheile begründeter Gebrauch sei, wird aber immer nur ebenso viel wirken, wie die alte Lehre: du sollst nicht tödten, gegen den Krieg. Gehobene Feinheit der Sitte kann diese Thorheit allein verdrängen oder ein hinlänglich einengender Schulzwang, aber nicht bloße Worte des Verbots. Das andere ist: freisinniges Jünglingsleben wird sich aller Interessen annehmen, die jederzeit das öffentliche Leben bewegen, dichterische, religiöse, wissenschaftliche, politische. Dafür hat man früher Professoren als Ketzer verbrannt, jetzt gelinder als Revolutionäre verdächtigt. Solche Gewaltthat schlägt aber täppisch drein, denn so lange die öffentliche Aufregung gilt, reizt die Gewaltthat nur zum Widerstande, wie der alberne Krieg gegen die Burschenschaft wieder bewiesen hat, und wenn jene erlischt, verschwindet die Aufregung der Jugend von selbst. Der größte Irrthum aber ist der, einer Studentengesellschaft politische Bedeutung zu geben. An den phantastischen Zwecken einer solchen Gesellschaft wird derselbe junge Mann nicht länger als ein, höchstens zwei Jahre lang thätigen Antheil nehmen, weil die Sache zu viel Zeit raubt und der Enthusiasmus in der wechselnden Gesellschaft sogleich Farbe ändert und bald verraucht. Wenn man also nicht durch Verbote und falsche Wichtigmachung die Gedanken fixirt, so sind alle paar Jahre die Ansichten in diesen Gesellschaften ganz verändert, und sich selbst überlassen sind sie selbst das beste Mittel zu ihrer eigenen Zerstörung. Verderblich ins bürgerliche Leben können sie aber am allerwenigsten wirken, da leichtsinniger jugendlicher Enthusiasmus sich bei den meisten schnell selbst zerstört und sich sogar selbst verhöhnt. Der ganz widersinnige Gedanke, daß man nur einmal aufzuschreien brauche, um ganz Deutschland in Aufruhr zu bringen, und der ebenso unkluge und unsinnige, daß ein paar hundert Studenten mit farbigen Mützen das heilige römische Reich umzustürzen vermöchten, hätte sich auch nur bei müßigen Biertrinkern festgestellt, wenn nicht die Polizei mit ihrem grimmig ernsthaften Gesichte ihren Hochverrath durch bunte Mützen und dem ähnlichen Tand dies der Jugend selbst weisgemacht

hätte. Der ernste Geist der akademischen Jugend könnte wol auf den Geist des Volks wirken, aber die Faust der Studenten, sie mag mit dem Bierkrug, dem Prügel oder dem Schläger bewaffnet sein, läßt sich durch jede Scharwache entwaffnen und wird nie den großen Haufen in Bewegung bringen. Dies beweist selbst der flunkernde Schlußbericht der Mainzer Commission und die Erfolge aller spätern Untersuchungen gegen die Studenten. Obgleich die Mainzer Commission mit der Narrheit beginnt, daß Kant und Fichte zwei Rädelsführer hochverrätherischer Parteien gewesen seien, dann mir nicht Schuld gibt mit Sand den Kotzebue ermordet zu haben, aber nicht undeutlich den Wunsch merken läßt, es möge so sein, obgleich sie weiter aus wenigen Briefen von vielleicht zehn Studenten zwei revolutionäre Parteien fertig macht von gleich verrätherischer Gesinnung, aber uneinig über die Mittel der Ausführung, so kommt doch am Ende gar nichts wahrhaft zum Vorschein von irgendeiner feststehenden gefährlichen Verbindung."

An Freunden und selbst an Schülern fehlte es Fries auch in diesen Jahren seiner Zurückgezogenheit nicht. De Wette, aus Berlin vertrieben, hatte in Weimar seiner Heimat seine Zuflucht gesucht und blieb hier bis zum Frühjahr 1822, beschäftigt mit Arbeiten, wie sein Roman „Theodor oder des Zweiflers Weihe", welcher unter leichter Verhüllung auch seinen eigenen Bildungsgang und darum auch Fries' Einfluß auf ihn mit beschrieb, und die Herausgabe der Briefe Luther's; bei der letztern unterstützte ihn einer der treuesten Schüler von Fries, Fr. Franke, jetzt Professor zu Rostock; beide pflegten Sonntags von Weimar nach Jena herüberzukommen, und so erhielten Fries und De Wette hier fast eine zweite längere Zeit persönlichen Verkehrs wieder, wie einst in Heidelberg. In Jena erwuchsen ihm andere treffliche Schüler in K. H. Scheidler, Fr. W. Wahl und Heinrich Schmid, von welchen der erste noch jetzt in Jena als Lehrer der Philosophie wirkt und dort vor kurzem noch bei der Jubelfeier der Burschenschaft, wie funfzig Jahre vorher auf der Wartburg, die „Burschenfahne" getragen hat, die beiden andern aber früh gestorben sind, Wahl schon 1831 als Professor der Mathematik zu Jena und Schmid 1836 als Professor der Philosophie zu Heidelberg. Auf andern Universitäten fühlten sich wol Schüler von Fries, wie van Calker in Bonn, bereits durch Hegel's Einfluß zurückgesetzt und gedrückt; auf derselben Universität gab auch J. B. Steingaß, seit 1809 Fries' treuer Schüler, die 1818 angefangene Docententhätigkeit bald wieder auf. Aber in Gießen hatte sich ein anderer Katholik unter Fries' Schülern, Karl Seebold, in den Jahren 1821—23 sehr besuchter philosophischer Collegia zu rühmen,

welcher nachher auch bis 1826 in Basel lehrte. Im Nassauischen wirkten der Koburger Gl. Ant. Gruner und W. Frorath durch geschätzte pädagogische Schriften in Fries' Sinne, ähnlich Karl Hoffmeister in Meurs und dann in Köln, L. Rödiger, nachdem ihm die Habilitation in Erlangen versagt war, seit 1821 in Frankfurt a. M. Zuhörer von Fries waren einst auch Heinrich Leo, Wolfg. Menzel, P. J. Schaffarik, H. F. Maßmann und C. Pelt gewesen, aber schon in dessen erster Zeit in Jena. Aber sonst ward Fries jetzt doch die alte Freude des unmittelbaren Verkehrs mit der Jugend fast völlig genommen, von welcher unter solchen Umständen sich fern zu halten er sich auch selbst für verpflichtet hielt. Desto ungetheilter widmete er sich in diesen Jahren seinen literarischen Arbeiten.

---

6. Schriften aus den Jahren 1820—24.

In Heidelberg war das Halten von Vorlesungen für Fries oft eine Last gewesen; in Jena war dies wol anders geworden durch seine Freude über die Anhänglichkeit der Studirenden, aber so wenig bedurfte er doch der Vorlesungen zur Anregung seiner eigenen Productivität und so sehr war ihm die Vertiefung in seine Meditation von jeher die liebste und ihm geläufigste Gewohnheit, daß in dieser Hinsicht die Suspension durch die völlige Muße, welche sie ihm gewährte, durchaus kein Leiden für ihn wurde, sondern die fast unentbehrliche Bedingung rascher und ununterbrochener Vollendung von Werken über fast alle philosophische Aufgaben, deren rückständige Bearbeitung ihm noch vorlag. Sofern dieselben Männer, welche die Suspension ungern über ihn verhängt hatten, sich auch seiner Schriften freuten, konnten sie sich getrösten, diese durch jene beträchtlich gefördert zu haben.

Auch der Zersplitterung in diesen Arbeiten selbst wich er aus. Zur Theilnahme an einer Encyklopädie aller Wissenschaften und dann an einer Zeitschrift „Der Fiscal von und für Deutschland", worin „Schlechtigkeit und Unrecht aller Art aus allen Ständen und allen Gegenden Deutschlands" mit Nennung aller Namen gerügt werden solle, forderte ihn im Anfang des Jahres 1821 der Holsteiner A. Binzer von Altenburg auf, welchem eine Zeitung zu redigiren in Gotha nicht erlaubt war; es scheint aber auch aus den beiden andern Unternehmungen und so auch aus Beiträgen von Fries dazu nichts geworden zu sein.

Um dieselbe Zeit drang in ihn sein Schüler Rödiger, welchen man 1819 in Berlin gefangen gehalten hatte, er möge doch endlich gegen Hegel etwas schreiben; aber Fries gab auch dieser Aufforderung nicht nach, sondern er antwortete ihm (6. Jan. 1821): „Ich habe im Augenblick wenig Lust, und Hegel's metaphysischer Pilz ist ja nicht in den Gärten der Wissenschaft, sondern auf dem Misthaufen der Kriecherei aufgewachsen. Bis 1813 hatte seine Metaphysik die Franzosen, dann wurde sie königlich würtembergisch und jetzt küßt sie dem Herrn von Kamptz die Karbatsche. Wenn er Beifall findet, so ist dies nur ein Beweis der wissenschaftlichen Ungebildetheit und der Geistlosigkeit des Publicums, von welchem er gehört wird. Wissenschaftlicher Ernst wird gegen diesen Propheten unter den Bütteln nicht die rechte Waffe sein. Ueberhaupt muß es ja in dieser Zeit des politischen Katzenjammers, wo jede freie oder auch nur fröhliche Aeußerung verdächtig gemacht wird, einem jeden ekelhaft sein, öffentlich über politische Gegenstände zu sprechen."

Die erste größere Arbeit, welche Fries in dieser Zeit vollendete, war sein „Handbuch der psychischen Anthropologie" in zwei Bänden. Seine Vorlesungen über diese Wissenschaft waren in Jena jeden Sommer bis zuletzt sehr besucht gewesen, im Jahre 1817 von 56, 1818 von 78 und 1819 von 92 Zuhörern, unter diesen Namen wie Rob. Wesselhöft, Riemann, Eisenlohr, Siewerssen, Asverus im ersten, H. von Gagern, H. Schmid, E. Förster, G. Lieber im zweiten, Jon. K. Zenker, K. Oberländer, A. Martin, Ferd. Wachter, J. W. Wippert im dritten Sommer. Doch auch nach solcher öftern Durcharbeitung war Fries mit seiner Darstellung der Psychologie nicht so zufrieden, wie sonst wol mit seinen Arbeiten, bei deren Publication er sonst ein Gefühl der Gewißheit hatte, die Meditation dafür zum Abschluß gebracht zu haben. Einer übermäßigen Scheidung getrennter Seelenvermögen konnte er aber, wie freilich öfter geschehen ist, nur mit Unrecht beschuldigt werden; er dringt vielmehr überhaupt darauf, daß „die Begriffsunterscheidungen in der Psychologie nicht dazu bestimmt sind, um verschiedenartige Einzelwesen zu klassificiren, sondern um die Unterschiede und Verbindungen deutlich zu machen, welche unter den Eigenschaften des in eine intensive Größe vereinigten Lebens unsers Geistes stattfinden". „Geistesvermögen lassen sich nicht klassificiren wie Pflanzen und Thiere, sondern sie sind ineinander verbunden zu einem Grade der Lebensthätigkeit"; „diese Begriffe von Geistesvermögen klassificiren allgemeine Beschaffenheiten von Lebensäußerungen, aber nicht die einzelnen wirklichen Lebensäußerungen selbst". Dabei legt Fries besonders viel Werth auf die

Art, wie er „den Unterschied der Grundanlagen unsers Geistes in Erkenntniß, Gemüth und Thatkraft bestimmt und damit die Unterscheidung der drei Bildungsstufen unsers Geistes Sinn, Gewohnheit und Verstand verbunden“ hat, außerdem auf seine Bestimmung des Verhältnisses von Vernunft und Verstand zu einander. Er setzt die Vernünftigkeit des menschlichen Geistes in das, was alle seine Regungen zu einer Einheit vereinigt, was alle seine Vorstellungen zu einer Wahrheit, zur Vorstellung von einer Welt, alle seine Lustgefühle zu einer Liebe und Haß, alle seine Bestrebungen zu einer Willenskraft zusammenführt und zusammenhält; er setzt sie also in die ganze Selbstthätigkeit des Geistes mit der ganzen durch dessen Natur bestimmten Form desselben. Diese ganze Selbstthätigkeit bedarf der Anregung und ihre Anregungsfähigkeit heißt der Sinn, aber der Sinn gibt dem Geiste seine Thätigkeiten nicht, sondern er entwickelt, er reift sie ihm nur; Sonne, Regen und Erde entwickeln das Samenkorn wol und sind unentbehrlich soll eine Pflanze werden, aber die Eigenschaften dieser Pflanze sind doch durch den Inhalt des Samenkorns bestimmt. So wird sinnliche Anregung denn auch zur ersten nothwendigen Bildungsstufe des vernünftigen Geistes. Die zweite nennt Fries Gewohnheit; das einmal Erregte bleibt dem Geiste und wirkt fort darin schon unwillkürlich und je öfter (unter neuen Anregungen) desto stärker; so erwächst jeder einzelne sinnlich-vernünftige Geist als ein zunehmender Fonds von Erkenntnissen, Lustgefühlen und Bestrebungen pflanzenartig, und insoweit hat die Vermögenlehre recht, als mit Recht vorausgesetzt wird, daß der Mensch in jedem Augenblick einen größern Besitzstand davon hat „als was er eben in seinen Thätigkeiten sich oder andern zeigt“, z. B. Kenntniß einer Sprache. Aber über diesen indigesten Fonds, welchen Fries auch den untern Gedankenlauf nennt, kann auf einer dritten und höchsten Bildungsstufe der Mensch, und nur der Mensch, eine bildende beherrschende Einwirkung nach Zwecken ausüben und dadurch einen obern Gedankenlauf ausbilden; er kann dem, was noch roh und chaotisch in seinen aufgenommenen Vorstellungen ist, Einheit nach der dazu angethanen Form seines vernünftigen Geistes der Idee der Wahrheit nach aufzuprägen suchen, seinen mancherlei Lustgefühlen ebenfalls Einheit der Idee der Schönheit nach, und seinen Bestrebungen ebenfalls Einheit der Idee des Guten nach, und dabei wird Zwang und werden Willensacte des Menschen gegen sich selbst über den pflanzenartig vorhandenen Fonds seiner vorhandenen Lebensthätigkeiten nach allen Seiten und Eigenschaften derselben ergehen können und müssen; für diese beherrschende Willensthätigkeit, welche dies in und an dem Menschen

ausrichten und ihn dadurch nach Zwecken, die seiner Vernunft eingepflanzt und mitgegeben sind, bilden kann und soll, hält Fries die Bezeichnung Verstand fest. Das war allerdings wol nur theilweise dem freilich ungenauen und verworrenen Sprachgebrauche gemäß; aber nicht ohne Grund konnte er meinen, mit diesem Begriffe „als der Kraft der Selbstbeherrschung, als der innern Gewalt des Willens über uns selbst, einen sehr fruchtbaren Begriff gefunden zu haben, durch welchen ein großer Kreis von Erklärungen besser als früher gelingt". Was sonst z. B. in dem Begriff der Spontaneität ununterschieden zusammengeworfen zu werden pflegt, wird berichtigt durch diese Fries'sche Bestimmung des Verhältnisses von Vernunft und Verstand zu einander und ihres ungleichen Verhältnisses zu den sinnlichen Anregungen, welche an der Vernunft Selbstthätigkeiten derselben entwickeln und über deren Wirkungen dann der Verstand nach in der Vernunft gegebenen Ideen eine sie danach ausbildende Thätigkeit ausüben kann. Doch bei dem Detail darf hier sonst nicht verweilt werden. In den Jahren 1837—1839 ist eine zweite, nicht im Wesentlichen des Inhaltes, wenn auch öfter in der Darstellung, geänderte Auflage dieses Handbuchs der Psychologie erschienen.

Eine noch schwierigere Arbeit, und für welche Fries noch weniger vorgearbeitet fand, beschäftigte ihn nun nach Beendigung der Psychologie seit dem Herbst 1820 das ganze Jahr 1821 hindurch bis 1822, die „mathematische Naturphilosophie". M. Schleiden erzählt *), daß Gauß einen Studenten, welcher dies Buch von Fries in seinen Händen gesehen und sich gewundert habe, daß Gauß sich noch auf Naturphilosophie einlasse, so beschieden habe: „junger Mann, wenn Sie es nach dreijährigem angestrengten Studium dahin gebracht haben, daß Sie dieses Buch verstehen und würdigen können, so dürfen Sie die Universität mit der Ueberzeugung verlassen, daß Sie Ihre Zeit besser angewandt haben als die meisten Ihrer Commilitonen." Fries bezeichnet die Aufgabe der mathematischen Naturphilosophie, „sie solle die Gesetze möglicher Hypothesen über die Natur der Körper angeben, solle bestimmen, welche Voraussetzungen zulässig und die einfachsten seien und welche mathematisch bestimmbare Folgen jede einzelne Hypothese mit sich führe." Nur an der Hand der Erfahrung können die Gesetze und Erklärungsgründe von Naturerscheinungen erforscht werden, aber dabei muß dann zur Erklärung eine Hypothese gewagt werden, und „da entscheidet die reine Theorie über die Tauglichkeit der Hypothesen

*) In Westermann's „Monatsblättern", Juni 1857, Nr. 9, S. 278.

überhaupt". „Diese Philosophie der Mathematik", so spricht sich Fries in den schriftlichen Aufzeichnungen selbst darüber aus, „war mir eine Aufgabe, der ich von Anfang an folgte, und schon Gilbert's dissertatio de mathesi prima ließ mich hier, als ich in Jena studirte, einige Untersuchungen ausführen. Aber das Hauptsräthsel waren mir Kant's metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Die ganze Fassung der Aufgabe zeigte eine großartig vielversprechende Erweiterung der Wissenschaft. Die Gründung der Phoronomie unabhängig von der Mechanik, die Entscheidung zwischen Atomistik und Dynamik, die Zurückführung des Stoffs auf ursprüngliche zurückstoßende Kräfte, die Unterscheidung der Masse von der Raumerfüllung als Undurchdringlichkeit, die chemische Durchdringlichkeit, die unendlich kleine Sollicitation durchdringender, die endliche nur in der Berührung wirkender Kräfte gaben sichere und ganz neue Grundlagen der mathematischen Physik. Dabei folgte ich anfangs ganz der Kantischen Construction der Grundkräfte; nur die Construction des augenblicklichen Stoßes zum Beweis der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung in Kant's Mechanik schien mir falsch. Nach dieser Auffassungsweise versuchte ich die Ausführungen, welche meiner in Jena 1797 geschriebenen Kritik der Richter'schen Stöchiometrie zu Grunde liegen, die ich erst in der Schweiz vollendete und zum Druck gab. Eins aber änderte sich mir sogleich. Kant hatte eigentlich nur die dialektische Unvermeidlichkeit anziehender und zurückstoßender Kräfte im Sinne, wenn wir uns die Raumerfüllung denken wollen; alles andere überließ er der Erfahrung. Mir erschienen dagegen die Kräfte als Vorwurf mathematisch-physikalischer Hypothesen, und so schien mir möglich, daß eine rein mathematische Theorie hier vielleicht noch viele Entdeckungen offen lasse. Ich habe mir mit diesem Gedanken lange Jahre viele Mühe gegeben; diese Partie ist mir aber immer die ungenügendste im ganzen System der Philosophie geblieben. Schon als Student in Jena bekam ich zwischen diese meine Versuche Schelling's Ideen zur Philosophie der Natur in der ersten Auflage. Schelling hatte mir diese Aufgabe vorweggenommen; ich ließ ihm die Gewandtheit in der Darstellung und den frischen Muth im Zusammenstellen gelten, allein Schelling hat gar keinen mathematischen Takt und wol auch keine Kenntniß der mathematischen Naturlehre. Er hatte aber ein Thema gefunden, welches sehr manchfaltige Ausführungen zuließ und zeitgemäß in die theoretischen ärztlichen Versuche für die Naturlehre eingriff. So entdeckte man hier das Fabelland der Schelling'schen Naturphilosophie. Schelling hatte von Anfang an Kant nicht verstanden, und dadurch den viel wieder-

holten Fehler eingeleitet, daß die philosophische Construction der Materie nur durch Kant's Dynamik mit Uebergehung seiner Mechanik gegeben wurde. Durch die Gegenwirkung der anziehenden und abstoßenden Kräfte allein sollte die Materie bestehen, ohne etwas das angezogen und abgestoßen wird. Die Masse, welche allein die unmittelbare Substanz der Materie ist, sollte erst ein Product des Conflicts der Kräfte werden, welches ein mathematisch ganz unfaßbarer Gedanke ist. So entfernte sich diese Naturphilosophie ganz von der Mathematik und nahm eine feindliche Stellung gegen sie an, besonders seitdem Schelling dem gespenstervertreibenden Goethe sein Nichtverstehen von Newton's Optik für eine große physikalische Entdeckung erklärt hatte. Seit Schelling's Heften für speculative Physik war seine Naturphilosophie ganz mit der Mathematik entzweit. Allein mir stand nun die große Schwierigkeit so. Die mathematische Physik, ausgehend von der hylologischen Ansicht, hat nur für die Erscheinungen der allgemeinen Gravitation und des Stoßes feste Theorien; alle andern Lehren bleiben unvollkommen und für die Morphologie fehlt überhaupt eine Auffassung des Ganzen; der Organismus steht unerreicht zur Seite. So kommt die phantasirende Naturphilosophie mit ihrer Auffassung des Lebens der alten griechischen wieder näher, in der auch das Leben die höchsten Gesetze gab; allein ohne mathematische Unterlage wird dies nie zur Wissenschaft; wir müssen den mathematischen Weg gehen, wie viel oder wenig uns auch darauf gelingen mag. Jetzt erweiterte sich mir unter der Hand die Aufgabe immer mehr; ich wurde vorzüglich für die allgemeine Arithmetik in immer verwickeltere Untersuchungen hineingezogen; für die Bewegungslehre stellten sich die Grundansichten vollständiger klar und fest. Nur die Zurückstoßungskraft des Gleichartigen in der Berührung bleibt mir das dialektisch für die mechanische Undurchdringlichkeit bei jedem Stoff unvermeidlich Vorauszusetzende; für jede andere Kraft muß die Erfahrung nicht nur den Grad, sondern zwischen je zwei Stoffen auch erst die Art bestimmen." Die ungetheilte Vertiefung in diese Arbeit läßt Fries fast auch mit seinen Freunden in der Ferne auseinanderkommen; in dem einzigen Briefe an Reichel aus dem Jahre 1821, 24. Sept., sagt er selbst: „an alledem ist die mathematische Naturphilosophie schuld, an der ich mit großer Lust und Liebe nun bald seit Jahr und Tag arbeite; sie wird wol niemand so viel Vergnügen machen als mir." In einer spätern vertraulichen Aufzeichnung blos für Apelt nennt er sie sein „Schmerzenskind mit der großen Zahl seiner Aufgaben", und gibt weitere Andeutungen von dem, was darin noch einer Ergänzung und Be-

richtigung bedürfe. Hier heißt es unter anderm: „Bis zum Ende der Mechanik bin ich mit meiner Weisheit zufrieden; aber das Folgende bedarf einer besondern Ueberlegung. Hier müssen Stöchiologie, Morphologie und Phänomenologie miteinander bedacht werden. Bei der Auffassung der Formen der Wechselwirkung habe ich den großen Fehler gemacht, die Undulation zu übersehen. Die Formen der Wechselwirkung sind Verbindung durch die Anziehung in die Ferne (Gravitationsprocesse) und Verbreitung des Stoßes durch elastische Mittel (Undulationsprocesse); sehe ich dann auf die Formen der Aggregation, so können wir nun der ganzen Lichtwelt eine ausdehnsame Flüssigkeit unterbreiten, hingegen strahlende Flüssigkeiten durch durchdringende Kräfte der Zurückstoßung, meine ich jetzt, lassen sich nur nach dem Gesetz der elektrischen Polarisation als möglich denken. So wären denn Schall und Licht nach dem Bilde der Undulation, der elektrische Proceß unter der Hypothese der Polarisation zu fassen; die Wärme bleibt immer ein Räthsel.“ Im März 1822 schickt Fries das Buch fertig an Reichel.

Den Sommer 1822 beschäftigte ihn nun die Fortsetzung seines Julius und Evagoras. Die Vorarbeiten dafür existirten sicher längst, es handelte sich nur um Form und Abschluß. Der erste Theil aber war jetzt vergriffen, und so konnte er jetzt bei einem zweiten Abdruck solche Zugaben erhalten, welche die Anschließung des zweiten und darum auch dessen Vollendung erleichterten. Doch blieb die Romanform auch jetzt noch ziemlich unkünstlerisch und einheitlos und mehr nur ein loser Faden für die Gedanken, welche den selbst zum Theil erst darauf angelegten und wenig individuellen Personen in den Mund gelegt werden. Aber der Inhalt dieser Reden ist nun beträchtlich über das hinaus bereichert, was in der ersten Gestalt des Buchs dafür geschehen war, und kaum ist für Fries' Erkenntnißlehre, Ethik und Politik, Aesthetik und Religionsphilosophie ein Gedanke von höherer Bedeutung, der hier unberührt bliebe. Zwei ganz neue Gespräche über Schönheit der Seele und sittliche Ausbildung des Geistes sind dem ersten Theile noch beigegeben; der zweite nun bringt zuerst Fries' „Träume“ über eine volksthümliche Religionsübung, wie er sie vermißt, zur Sprache, freilich auch wieder ohne auf die Frage nach Ausführbarkeit und Wirksamkeit eines nationalen Cultus ohne weites Zurückgehen in die Geschichte der Nation eine Antwort anzudeuten; dann ist es der nöthige Dualismus von Wissen und Glauben, von endlicher und ewiger Wahrheit, von fatalistischer Naturerkenntniß und schrankenverneinender Erhebung darüber, welcher in oft sehr anziehender

Weise in den Gesprächen reproducirt und dadurch verständlich gemacht wird; Fries nennt den zweiten Band selbst in dem Briefe, mit welchem er ihn an Reichel schickt, „größtentheils eine Umarbeitung von Wissen, Glauben und Ahnden". Die Erwartung, welche der erste Theil angeregt haben konnte, daß der zweite die Fortentwickelung und die Früchte der im ersten begründeten „neuen Republik" vorführen werde, wird, wie auch Reichel nach Empfang desselben dem Freunde ausspricht, nicht befriedigt. Fries äußert sich später selbst so gegen Reichel: „mit den Erwartungen auf den zweiten Theil des Julius und Evagoras habe ich wol alle meine Leser getäuscht; aber die wahre Lehre der Staatsklugheit für das mögliche Wohlbefinden aller Mitbürger ist eine so prosaische, daß sie sich im Roman wol noch schlechter ausnähme als im Gespräche."

Das Jahr 1823 brachte noch zwei kleinere Schriften. Die eine über „Platon's Zahl de Rep. 8 p. 546 Steph., eine Vermuthung"; diese hat Fries nachher 1837 im ersten Bande seiner Geschichte der Philosophie (S. 375—390) aufs neue gegen Einwürfe vertheidigt, auch durch ein paar Conjecturen zur Aenderung einzelner Worte des Textes, und hat dabei herauszubringen gesucht, wegen welcher Vorzüge, welcher Theilbarkeit und welcher Vergleichbarkeit mit den fünf Staatsverfassungsformen, welche er statuirt, Plato die Zahl 5040 so vorzüglich und bedeutungsvoll gefunden haben werde. Die andere mit dem Titel: „Die neuesten Schriften Nachdruck und Verlagsrecht betreffend", zuerst in dem von K. E. Schmid redigirten Hermes mitgetheilt, setzte auf Veranlassung der durch v. Wangenheim beim Bundestage gemachten Anträge auf eine gemeinsame Verfügung darüber der dabei ausgesprochenen Vertheidigung und empfohlenen Erleichterung des Nachdrucks Widerspruch entgegen. Auch wo keine neuern Vorschriften darüber bestehen, findet Fries die römischen Gesetze über negotiorum gestio gegen den Nachdruck anwendbar, denn der Schriftsteller dürfe doch in dem Geschäft der Bekanntmachung seiner Werke als dominus negotii betrachtet werden, und so müsse er nach gemeinem Rechte gegen jeden, der sein Werk nachdrucke, die actio negotiorum gestorum directa haben. Aber verwirrend findet er es, wenn die Begriffe locatio oder cessio oder mandatum auf das Verhältniß zwischen Schriftsteller und Verleger angewandt würden. Für neue Bestimmungen ist er mit den Vertheidigern des Nachdrucks insoweit einig, daß er auch ein Recht und eine Pflicht des Gesetzgebers anerkennt, dazu mitzuwirken, daß ausgezeichnete Geisteswerke so viel als möglich Gemeingut des Volks werden; doch bei Lebzeiten der Verfasser

findet er jede gesetzliche Beschränkung ihres alleinigen Verlagsrechts unbillig und nur etwa 20 Jahre nach ihrem Tode möge zum gemeinen Besten Herausgabe und Druck ihrer Werke jedem freigegeben werden.

Noch ein anderes im Jahre 1823 erschienenes Werk von Fries hatte zunächst eine häusliche Veranlassung; das waren „die Lehren der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung oder die Hauptsätze der Tugendlehre und Glaubenslehre". „Ich habe angefangen", schreibt er im November 1822 an Reichel, „meinen Töchtern einige Stunden Unterricht in Moral und Religionslehre zu geben. Das macht wieder ein Buch, aber ich wollte wol, ich könnte Dich erst über das Manuscript urtheilen lassen, denn hier habe ich niemand dazu, und doch traue ich darin auch meinem Takt nicht recht." Seine beiden Töchter Betty und Luise waren damals funfzehn und dreizehn Jahre alt, und sollten auch durch diesen Unterricht neben dem eigentlichen Confirmandenunterricht, welcher ihnen durch Marezoll und den jüngern Gabler ertheilt wurde, zu ihrer Confirmation Pfingsten 1823 vorbereitet werden. Dies Verhältniß erklärt, warum in Fries' Schrift manches fehlt, was jener andere Unterricht gewährte und was Reichel in seiner Antwort bezeichnet, wenn er „Anknüpfung an die unserer Jugend geläufigen Begriffe, Beziehung auf unsere Bibel- und Katechismus-Lehre und Sprache, und darum Popularität und Anwendbarkeit" darin vermißte. Manches von dieser Art hätte Fries wol auch ohne dies Verhältniß nicht zu geben vermocht, weil es ihm selbst fremd geworden war; nur desto mehr konnte er aber aus demselben Grunde sich verpflichtet glauben, seinen eigenen Kindern nicht vorzuenthalten, was ihm selbst als höchste Heilswahrheit gewiß war. „Ihr sagt es mit mir", schreibt er in einer Zueignung den beiden, welche seinen Kindern „die verlorene Mutterliebe wiedergaben", seiner zweiten Frau und seiner Schwester, „im Menschen bleibt die feste ernste Kraft des Willens roh, die gründlichste Einsicht leer und bedeutungslos, der feinste Geschmack kalt, wenn nicht allen diesen erst aus der innersten Tiefe des Gemüths die Wärme und das Leben der Frömmigkeit und reinen Liebe geweckt wird; ihr sagt es mit mir, daß das gesunde Herz nicht von schmachtender und klagender, sondern von heiterer und freudiger frommer Liebe bewegt wird." Mit diesem Worte ist der Hauptgedanke der Schrift und die Gesinnung bezeichnet, welche, wie sie Fries selbst in seltener Ungetrübtheit eigen war, so auch durch diese und jede andere in seinem Hause wirksame Ueberlieferung seinen Schülerinnen in einem Maße sich mittheilte, daß von Weltklugheit und Selbstsucht kaum so viel, als zur Selbsterhaltung nöthig war, bei ihnen aufkam.

Kein Wort dabei von Verderbniß des Menschen, kein Zweifel an der vollen Kraft die Gebote zu erfüllen; nichts als Vertrauen, daß das Herz das Gute und Schöne auch selbst gut und schön finden werde. Aber was das Buch zu abstract als etwas allgemein Menschliches betrachtete, Liebe, Geistesschönheit, Frömmigkeit, Erhebung des Geistes zum Glauben, zu Andacht und Begeisterung, was doch auch Fries selbst nur und unter dem Einflusse der Brüdergemeine kennen gelernt hatte und was also auch bei ihm christlichen Ursprungs war, das hatte an seinem christlichen Inhalte doch etwas mehr eingebüßt, als für die Schülerinnen und selbst für den Verfasser gut war; die Frömmigkeit, die Anbetung, die Erhebung, welche er forderte, zerstörten sich fast selbst, wenn sie keinen rechten Gegenstand behielten und mehr nur als eine heilsame Diät für den Geist und als ein Stück Geistesschönheit gepriesen wurden. Wenn es z. B. heißt: „Wir wollen mit dem Gebet nicht Gott dienen und loben um seinetwillen, sondern wir wenden unsere Gedanken zu ihm um unsertwillen, um unsers sittlichen Lebens willen, damit der erhabenste Gedanke unsers Geistes uns selbst läutere und reinige", so fühlte man da zu viel „verstimmende Absicht", zu viel Gleichgültigkeit gegen den Inhalt des Gebets, und eine das Bedürfniß der Anbetung selbst ausschließende Nützlichkeit. Vom Werth kirchlicher Gemeinschaft, welche doch auch als etwas Vaterländisches hätte empfohlen werden können, kaum eine Andeutung. So bedurfte es auch deshalb neben einem Unterricht wie dieser noch einer Ergänzung, welche diesem Bedürfniß einen concretern Inhalt schaffte, und eine solche entging Fries' Töchtern auch nicht durch das, was seine Schwester und ihre übrigen Lehrer noch zu dem Unterricht des Vaters hinzubrachten. Nicht in den Betrachtungen „vom Glauben und der Hoffnung, von Gott und vom ewigen Leben", in welchen auch Christus nur als Lehrer des durch die Liebe verwirklichten Reiches Gottes gerühmt war, sondern in den feinen und schönen Schilderungen sittlicher Zustände, wie sie sein sollten, der Treue, der Freundschaft, vorzüglich des häuslichen Lebens zeigt sich die Vorzüglichkeit des Buches; manches, was hier leicht hingeworfen scheint, ist es nicht, sondern reifer Ertrag der tiefer gehenden Untersuchungen, welche in Fries' größern Schriften dahinter stehen.

Im Jahre 1823 hatte Fries auch noch eine größere Arbeit vollendet, sein „System der Metaphysik". Er gab hier zuerst eine wiederholte Rechtfertigung der Aufgaben, den deutschen Rationalismus mit dem englischen Empirismus friedlich zu vereinigen, und der Art, wie Kant und er selbst diese Aufgabe zu lösen gesucht hatte durch kritisches

Ausscheiden der nichtempirischen Erkenntnißzuthaten und durch Feststellung der Art, wie diese, an sich unselbständig, sich mit dem durch die Erfahrung gelieferten Erkenntnißstoff verbinden. Jede progressive Darstellung des Systems vom Allgemeinen zum Besondern ist blos dogmatisch und ungerechtfertigt, wenn ihr nicht ein regressives Verfahren vorangegangen ist, welches in dem Besondern der für jeden menschlichen Geist schon unwillkürlich erfolgenden Anwendungen die philosophische Zuthat zu unterscheiden und auszuscheiden vermocht hat; erst wenn diese erfindende Arbeit der Kritik der Vernunft vorangegangen und beendigt ist, soll dann mit den so gewonnenen Begriffen operirt und progressiv ein System derselben festgestellt werden dürfen, und hier gehören dann dem System der Logik die philosophischen Erkenntnisse, welche nur die Gesetze der Denkbarkeit enthalten, dem System der Metaphysik aber alle synthetischen, alle die philosophischen Erkenntnisse, welche einen bestimmten Inhalt haben, wodurch ihre Gegenstände Bestimmungen erhalten. Diese soll dann wieder zerfallen in eine speculative oder Einheitslehre und in eine praktische oder Zwecklehre, und die erstere wieder in Metaphysik der Natur und Metaphysik der Ideen, in eine niedere, Lehre von der natürlichen wissenschaftlichen Weltansicht, in äußere und innere oder in Körperlehre und Anthropologie sich scheidend, und in eine höhere, Lehre von der Weltansicht im Glauben oder speculative Ideenlehre. Die letztere findet ihre Anwendungen erst in dem andern Theil, in der metaphysischen Zwecklehre oder der praktischen Philosophie, welche sich ebenfalls wieder nach Natur und Idee scheidet, nämlich in eine praktische Naturlehre (Moral und Politik) und eine praktische Ideenlehre, Religionsphilosophie, Lehre vom Zweck der Welt, Glaubenslehre und Aesthetik (Metaphysik des Schönen und Erhabenen) einschließend. So wird hier durchgeführter als bei Kant selbst als unüberwindliche Haupteigenthümlichkeit menschlicher Erkenntniß und ihrer Beschränktheit das Dazugehören und Nebeneinandersein einer zwiefachen Weltansicht des Wissens und des Glaubens und das Bestehen eines Widerstreits zwischen beiden betrachtet, aber gegründet auf Kant's transscendentalen Idealismus, welcher „die Naturgesetze nur als Gesetze der sinnlichen Auffassung und Zusammenfassung von den Erscheinungen der Dinge für den Menschen gelten läßt, und gegen diese beschränkte endliche Wahrheit den Ideen die vollendete ewige Wahrheit des Wesens der Dinge selbst zuschreibt". Und auf die Anerkennung dieses zum Wesen des nicht allwissenden Menschen gehörenden Dualismus wird dann nicht die Forderung der Ausbildung einer höhern Wissenschaft des Uebersinn-

lichen gegründet, sie ist unmöglich, denn Wissen heißt im Causalnexus und unter Naturgesetzen erkennen; wohl aber die praktische Forderung an das Leben, in diesem der fatalistischen wissenschaftlichen Erkenntniß die ihr entgegengesetzte ästhetische, welche alle Religion und alle Ethik einschließt, überzuordnen und gegen sie zu bethätigen; der idealen, „religiösen und ästhetischen Weltansicht gebührt die Herrschaft im geistigen Menschenleben". Fries behielt auch später die Zuversicht, daß er in dieser Arbeit nichts zu berichtigen und zu verbessern habe; in einem für seinen Schüler Apelt bestimmten handschriftlichen Verzeichniß einzelner Corrigenda in seinen Hauptschriften bemerkt er über die Metaphysik nur durch die einzige Zeile „hier bin ich nicht klüger geworden", daß er hier nichts zu ändern und zurückzunehmen wisse; aber gering sind schon zur Zeit der ersten Herausgabe seine Hoffnungen auf Anerkennung hiervon. „Meine Erwartungen", schreibt er an Reichel (11. April 1824), „in Rücksicht einer festen unumstößlichen Ausbildung der Metaphysik und der von ihr abhängigen Religionsphilosophie sind allmählich sehr heruntergekommen. Es ist gewiß, daß das Kategoriensystem und die Methodenlehre hier unabänderliche Grundlagen gewährt, aber wem liegt etwas daran diese kennen zu lernen? Nur den wenigen, welche in der Religionslehre gar keine Vorliebe für eine bestimmte überlieferte positive oder selbstgemachte phantastische Mythologie haben. Der Einfluß dieses mitgebrachten Interesses auf die Würdigung eines metaphysischen Philosophems ist so übermächtig und doch auch so schwankend, daß ich wenig Hoffnung habe, eine geistvolle, mehr als logisches Fachwerk enthaltende Metaphysik werde sich die Schulherrschaft erringen können."

---

7. Professur der Physik und Mathematik seit 1824. Philosophische Vorlesungen seit 1825.

Auch zu Anfange des Jahres 1824 fragte sich's also immer noch, ob Fries' Suspension, welche von der Regierung Karl August's und von dessen mit Fries befreundeten Räthen v. Gersdorff, Schweitzer und Conta sicher nur widerstrebend den österreichischen Einflüssen eingeräumt war, nicht endlich wieder zurückgezogen werden könne. Aber

gerade erst in diesem Jahre erhielt das System Metternich's und damit zugleich die Abhängigkeit Preußens und der übrigen deutschen Staaten von Oesterreich neue Befestigungen. Auf die Karlsbader Beschlüsse und die Wiener Schluß-Acte (15. Mai 1820), auf die Aufstände in Neapel und Spanien waren die Congresse zu Laibach (Jan. 1821) und zu Verona (Oct. 1822), die Verwerfung des Befreiungskampfes der Griechen und 1823 die Unterdrückung der spanischen Revolution gefolgt, in Deutschland selbst auch die Epurirung des Bundestags von solchen Mitgliedern, welche wie der würtembergische Minister v. Wangenheim ebenso wie sein König noch am meisten Widerspruch entgegengesetzt hatten. „Die wiener Staatskunst der Einschläferung war an ihrem Ziele; der Bundestag war ein Werkzeug Oesterreichs geworden; die nominelle Unabhängigkeit der kleinen Staaten war eine thatsächliche Abhängigkeit von Oesterreich geworden; in ihrer Doppelstellung zwischen zwei Feuern ließen sie sich lieber durch ihre bundesgenössischen fürstlichen Mitstände völkerrechtlich, als von ihren Ständen und Unterthanen von innen staatsrechtlich beschränken“; auf dem Hoftage, welchen der Fürst Metternich im Sommer 1824 auf seinem Schlosse Johannisberg hielt, ließen sich selbst die Großherzoge von Weimar und Oldenburg „von Dingen überzeugen, die sie bis dahin nicht begreifen wollten“.*) Es folgten die Bundesbeschlüsse vom 16. Juli und 16. August 1824, welche die Geltendmachung des monarchischen Princips gegen landständische Rechte aussprachen, Beschränkung der Oeffentlichkeit landständischer Verhandlungen in Aussicht stellten, die provisorischen Gesetze über die Presse und die Universitäten vom Jahre 1819 und die mainzer Untersuchungscommission prolongirten und noch eine Commission aus fünf Mitgliedern der Bundesversammlung zur Erörterung „der gegenwärtig herantretenden Gebrechen des gesammten Schul-, Unterrichts- und Erziehungswesens in Deutschland“ einsetzten.

Unter solchen Umständen gab man wol auch in Weimar die Hoffnung auf, Fries als Lehrer der Philosophie in alter Weise wieder eintreten lassen zu können, und man dachte darauf ihn „anderweit zu placiren“. „Zuerst wurde“, so schreibt er selbst, „an das Archiv in Weimar gedacht, aber der Archivar wollte das Geschäft nicht aufgeben. Dann war die Oberaufsichtscommission für Wissenschaft und Kunst,

---

*) Worte von Gervinus, „Geschichte des 19. Jahrhunderts“, VII, S. 150. 169. 170. Siehe auch Ilse, „Geschichte der deutschen Bundesversammlung“, II, S. 324—386.

nach Posselt's Tode auch die Professur der Astronomie in Frage; aber hier wäre ich Goethe's Subaltern geworden, und dieser mochte mich optischen Ketzer nicht so in seiner Nähe. Dazwischen brachte der Kanzler Müller gar einmal den Plan, mich unter künstlichen Verhältnissen nach Basel zu versetzen; aber das mußte ich ablehnen." Doch jetzt zu Anfange des Jahres 1824 bot sich eine andere Auskunft an, Fries als akademischen Lehrer in Jena zu rehabilitiren. Im Herbst 1823 war der Lehrer der Physik und der höhern Mathematik, Geheimehofrath Joh. H. Voigt in Jena gestorben; dieselbe Professur hatte Fries einst schon in Heidelberg bekleidet, von wo sie freilich ihn hatte vertreiben helfen, da der Wunsch, sich als Lehrer und Schriftsteller der Philosophie wieder allein widmen zu können, ein Hauptgruud seines Abganges von dort nach Jena gewesen war. Jetzt aber ließ er sich die Auskunft gefallen, welche die weimarische Regierung anbot, ihm diese Professur zu übertragen und mit ihr eine Lehrerthätigkeit wieder zu schaffen, und so fing er diese wie die Zuhörerverzeichnisse zeigen, um Ostern 1824 mit einer Vorlesung über Experimentalphysik vor 22 und einer andern über Analysis Infinitorum vor 6 Zuhörern wieder an. Doch zugleich wurde nun auch der interimistische Zustand beendigt, mit welchem ihm die Zukunft noch offen gehalten war, daß erst nun für seine philosophische Professur, als sei sie erledigt, eine andere Besetzung derselben verfügt wurde; neben Bachmann, welcher die eine philosophische Lehrstelle schon seit 1813 bekleidet hatte, wurde jetzt auch ein Sohn K. Leonh. Reinhold's, Ernst Reinhold, von Kiel als ordentlicher Professor der Philosophie nach Jena berufen.

So war Fries freilich durchaus nicht in aller Hinsicht befriedigt durch seine neue Stellung; hatte ihm doch auch die Vielseitigkeit hier zum Nachtheil gereicht, welche ihn in den Stand setzte, auch sogleich eine andere Professur als eine philosophische zu übernehmen, und gerade der Besitz der höhern mathematischen und naturwissenschaftlichen Bildung hatte ihm geschadet, deren Mangel ihm bei Männern wie Schelling auch ihre Fehler in der Philosophie zu bedingen schien. Eine neue Ausgabe seiner im Jahre 1803 zuerst herausgegebenen Schrift „Reinhold, Fichte, Schelling" (s. oben S. 79), jetzt unter dem Titel „Polemische Schriften", Bd. 1, welche er im Febr. 1824 expedirte, war auf längere Zeit seine letzte philosophische Schrift; er hatte ihr einen neuen Abdruck einer Recension einiger Schriften von Bouterwek, Schulze und Herbart vom Jahre 1815 und eine neue Abhandlung „über die Aufgabe der anthropologischen Kritik der Vernunft" beigegeben, in welcher er in gedrängter Zusammenfassung und doch mit

ausgezeichneter Klarheit sein Verhältniß zu Baco und Leibniz, Hume, Kant und Schulze verständlich macht. „Ich soll nun wieder", schreibt er nun an Reichel, „Physik und alles Ernstes Mathematik lehren; das ist freilich nicht meine Wahl. Ich suche bald, um mich auch darin zu zeigen, ein Lehrbuch der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu schreiben, was Du ja auch schon von mir gefordert hast"; dazu kam es auch, aber erst viel später im Jahre 1842. Auch nach Ablauf des ersten Semesters im Herbst 1824 klagt er über die „leidige Professur der Physik, welche mich den Sommer weidlich geschoren hat", und am Ende des Jahres: „ich habe immer zufrieden und meist mit Vergnügen angenommen, was mir das Schicksal gebracht hat, aber diesmal hätte ich es doch lieber anders. Mathematik treibe ich in den höhern Theilen gern; die will aber niemand lernen. Physik ist nicht für meine Selbstthätigkeit gemacht, und nun doch mein Hauptgeschäft. Das Schlimmste ist, daß ich damit von der Philosophie ganz weggedrängt bin und selbst zum Schreiben nun nicht so bald die Zeit finden werde." So heißt es auch noch im Mai 1825: „ich kann mich mit der Physik noch immer nicht gut vertragen, indessen schreibe ich ein ausführliches Handbuch, vorzüglich um Zeit zu gewinnen und im andern halben Jahre, wenn Gott will, anderer Schriftstellerei nachzugehen." Und an v. Beaulieu (Febr. 1826): „meine Lage ist wieder ruhig geworden, doch ist es freilich schlimm, daß ich gerade die Philosophie ganz verloren habe, für deren alleinigen Besitz ich doch Heidelberg verließ."

Im Jahre 1826 war das neue Werk vollendet, der erste Theil eines „Lehrbuchs der Naturlehre", die „Experimentalphysik" enthaltend; er eignete sie dem Großherzoge Karl August zu, nicht nur als eine „Rechenschaft von seinem Wirken in dem jetzt ihm angewiesenen Lehrkreise", sondern auch nach dem „alten Worte des Archimedes: dem Kundigsten allein sind wissenschaftliche Werke zuzuschreiben". Auch fehlte es nicht an solchen Kundigsten, welche günstig über das Werk urtheilten; Alexander von Humboldt nennt es in einem Briefe an Frau von Wolzogen „ein wichtiges Buch" und beklagt sehr, daß es nicht fortgesetzt sei. Aber Fries selbst war durch diese Arbeit und diesen Lehrkreis durchaus nicht befriedigt. „Die Physik ist jetzt endlich fertig", schrieb er im April an den herrnhutischen Freund, „aber mit der Laune will es noch nicht recht gehen. Du wirst mir freilich recht geben, daß der gute Rath bleibe daheim und nähre dich redlich für mich nicht anwendbar war, und ich wol wie die Propheten in die Wüste ziehen mußte auf 40 Tage und mehr; aber dagegen bleibt es denn doch immer wahr, daß der Schuh ein solches herrnhutisches Kind, das da-

vonlief, nie recht zu drücken aufhört; selten daß unsereiner die rechte Klugheit der Kinder dieser Welt gut genug lernt. Das fühle ich in der letzten Zeit manchesmal unbehaglich. Mein veränderter Geschäftskreis belästigt mich mit Arbeiten eben nicht zu sehr, aber meine Einnahme ist dadurch bedeutend verringert und, was weit schlimmer ist, meine philosophische Wirksamkeit fast vernichtet. Denn seit die Anregung durch Lehren fehlt, ist auch im Buchladen äußerst wenig Frage nach meinen Schriften; ich zweifle sehr, ob dieses mein armes Lichtlein einmal wieder heller brennen wird. Du fragtest mich nach dem Recensenten von Eschenmayer's Religionsphilosophie in der Jen. Allgemeinen Literatur-Zeitung; das ist Herbart, der mich seitdem in der Leipziger Literaturzeitung gehörig verfolgt hat." Eine Annäherung, welche von Herbart selbst im Jahre 1824 ausgegangen war, hatte beide Männer auch wol einander nicht näher gebracht.*) „Herbart", fährt Fries fort, „hat in der praktischen Philosophie manches Gute, aber seine Logik und Metaphysik ist für mich eitel Unsinn und Thorheit. In meiner Physik wirst Du gegen ehedem allerdings viel Neues finden, aber meist sehr Unbequemes; außer der Chemie und Oersted's Elektromagnetismus sind es fast lauter kleine Quackeleien, wie beim Schall durch Savart, beim Licht durch Biot und Fresnel, bei der Elektricität durch Pouillet und Becquerel, daß man den Kram nicht

---

*) Blos aus diesem Jahre 1824 liegt ein einziger Brief Herbart's an Fries vor, und wenn Fries darauf nichts erwiedert hat, so mag ihm auch dies übel genommen sein. S. auch oben S. 66. Der Brief, datirt Königsberg 16. Nov. 1824, lautet so: „Ein Reisender machte sich neulich eine Art von Angelegenheit daraus, mir sehr unerwartet einen freundlichen Gruß zu bringen von einem Manne, den ich mehrmals, und noch kürzlich, auf literarischen Kampfplätzen, wo nicht stark, doch lebhaft angegriffen habe. Ein solcher Gruß darf nicht unerwiedert bleiben. Zudem kam er von einem der ersten Häupter heutiger Philosophie. Er kam von Ihnen. Das Manuscript meiner Metaphysik war schon vollständig abgesendet. Früher — wie Manches hätte sich ändern lassen! Jetzt bleibt mir nur übrig die Feder zu ergreifen, um Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen. — Einen so leeren Brief an Sie zu schreiben wird mir schwer; doch darf es nicht scheinen, als wollte ich Ihre Feder gegen mich abzustumpfen suchen. Nur einen Punkt also will ich berühren. Sollten Sie einmal meine Psychologie und meine Metaphysik einer aufmerksamen Vergleichung würdigen, so wird Ihnen auffallen, daß dort weniger, hier mehr Polemik gegen Sie hervortritt. Das Gegentheil wäre natürlicher, wenn wir allein mit einander zu thun hätten. Aber der erste Band meiner Metaphysik möchte wol ganz ungeschrieben geblieben sein, hätte Jakobi niemals den Scharfsinn Spinoza's bewundert, und wäre Schelling niemals von Ihnen gelobt worden. Unser gemeinschaftlicher Gegner schadet uns sogar dadurch, daß er unser Urtheil trennt, anstatt uns zu vereinigen. Muß das so sein? Hochachtungsvoll empfiehlt sich Herbart."

nachmachen kann, also eigentlich nichts daran hat." Im Jahre 1827 gab Fries auch noch eine ausführliche Beurtheilung von Gehler's physikalischem Wörterbuch in der Jen. Allg. Literaturzeitung Nr. 29.

Indessen war Fries doch mit Anfang des Winterhalbjahrs 1825 auch wieder gestattet, in der Form eines Privatissimums in seinem Hause philosophische Vorträge zu halten: am 28. Nov. 1825 hatte er diese wieder vor einer kleinen Anzahl vertrauter Anhänger eröffnen können, und diese Privatissima wurden von nun an auch nicht wieder unterbrochen und erhielten allmählich einen ziemlich beträchtlichen Umfang. „Ich schrieb Dir neulich", heißt es im Mai 1826 über den vorigen Brief an Reichel, „in mismuthiger Laune, wie sie mich indessen selten anwandelt; jetzt sehe ich über das Verdrießliche schon wieder gleichmüthiger hinweg. Allerdings bin ich dem philosophischen Lehren wieder näher gerückt, aber noch mit schlimmen Beschränkungen; vor der Hand muß ich aber zufrieden sein, es erleichtert mir doch etwas." „Die Demagogik", heißt es kurz nachher an Beaulieu, „ist hier allerdings so ziemlich vergessen, aber mir gehen ihre Leiden doch sehr nach, und das geht noch immer fort, weil ich (er meint öffentlich) keine Philosophie lehren darf. Besonders schlimm ist, daß darüber mein philosophisches Licht überall in der Welt erlischt; ohne die Anregung vom Katheder herunter ist es mit der philosophischen Schriftstellerei jetzt wenig. So habe ich mich denn eigentlich meiner Wanderung von Heidelberg nach Jena wenig zu erfreuen."

---

8. Spätere Jahre in Jena. Aemter, Schüler, Haus, Studienweise.

Von hier an blieb Fries' Lage in Jena in diesem Zustande so gut als unverändert bis an sein Ende. Die Professur der Physik und Mathematik blieb sein eigentliches Amt; noch als Karl August zusammen mit den übrigen fürstlichen Erhaltern der Universität im November 1827 entschied, daß Fries „wieder in die philosophische Facultät und den akademischen Senat mit allen dadurch bedingten Rechten und Obliegenheiten einzusetzen sei", mußte der Curator v. Motz, auf dessen Antrag dies geschehen war, es ihm bei der Eröffnung dieser

Entscheidung aussprechen, daß ihm damit „keineswegs die Befugniß ertheilt werden solle, seine Vorlesungen weiter auszudehnen und den gewöhnlichen Wirkungskreis der ihm übertragenen Professur der Mathematik und Physik zu überschreiten". Aber in der Fortsetzung seiner philosophischen Privatissima wurde er daneben nicht gehindert, wenn er diese auch viele Jahre hindurch nicht im Vorlesungsverzeichnisse ankündigen durfte. Erst am Ende des Jahres 1837 verfügte der Sohn und Nachfolger Karl August's, der Großherzog Karl Friedrich, welcher Fries 1833 auch zum Geheimen Hofrath ernannte, daß er keinerlei Beschränkungen in Ansehung seiner philosophischen Vorlesungen mehr unterworfen sein solle, und so erschienen im jenaischen Lectionskatalog für den Sommer 1838 zum ersten mal wieder neben den mathematischen Vorlesungen Psychologie und Logik, Metaphysik und Religionsphilosophie als gewöhnliche Privatcollegia von ihm angekündigt. Im Jahre 1842 erhielt er auch den Ernestinischen Hausorden der sächsischen Herzoge. Correspondirendes Mitglied der münchener Akademie der Wissenschaften war er schon seit 1808 und der berliner seit 1812; zu den Gesellschaften, welche ihn noch später aufnahmen, gehörte die Naturforschende Gesellschaft zu Marburg seit 1817, die berliner Gesellschaft für deutsche Sprache 1818, die utrechter Societät für Kunst und Wissenschaft 1832, die heidelberger Gesellschaft der Naturforscher und Aerzte 1842, u. a.

Die Zahl seiner Schüler wurde für Fries in dieser Lage freilich viel geringer als früher; aus Neigung und nach den veränderten Umständen hielt er sich von einer Einwirkung auf das Leben der Studirenden im großen ganz fern und sagte sich ausdrücklich los von manchem, was hier vorkam. „Die Aufregungen nach den Julitagen 1830", schreibt er, „gehören gar nicht mehr dem Studentenleben, und daß die Germanen bei dem schändlichen Unfug in Frankfurt mitspielten, war offenbare Folge der harten Fehler in der frühern Polizeiverwaltung." Dennoch war das Ansehen nicht gering, in welchem Fries gerade in diesen spätern Jahren bei den Studirenden in Jena stand; die Beschränkungen, die ihm noch immer auferlegt wurden, die Opfer, welche er hatte bringen müssen, das geringere Ansehen derer, welchen die philosophischen Professuren statt seiner übertragen waren, vermehrten die Theilnahme für ihn, und in einzelnen Fällen benutzte er den Einfluß, welchen er hierdurch erhielt, auch zu rückhaltslosen Zurechtweisungen; so begann z. B. im Jahre 1834 oder 1835 an einem seiner Geburtstage seine aus dem Fenster gesprochene Dankrede auf das Vivat der Studirenden mit den an dieser Stelle, welche sonst

wol vom Lobe der Studenten überfließt, ungewöhnlichen Worten: Eins sei oft und so auch neuerlich das Verderblichste für sie gewesen, Langeweile aus Müßiggang. Nicht minder groß war die Achtung, welche alle seine Collegen für ihn hatten; einen Feind hatte er nicht unter diesen, Neider nicht mehr bei dem Druck, der auf seinem Lehramt lag; Freunde und Verehrer viele, unter ihnen die besten Männer der Universität, K. Göttling, Ed. Schwarz, K. E. Schmid, K. Hase, K. H. Scheidler u. a., und die, welche ihm anhingen, liebten den einfachen Mann ohne Falsch noch mehr, und verkehrten mehr nur vertraulich mit ihm, als daß sie ihn als eine Größe der Universität mit gesuchter Aufmerksamkeit und Rücksicht behandelt hätten, was er nicht verlangte, was ihm unerträglich gewesen wäre bei seiner Anspruchlosigkeit und seinem Widerwillen gegen leere Formen. Waren aber auch der Schüler wenige, welche er in dieser spätern Zeit hinzuerhielt, so waren doch einige darunter, welche mehr Eifer und ernstes Interesse hatten von ihm zu lernen, als früher manche der deutschthümelnden Müßiggänger, welche sich ohne dies nur gern auf ihn berufen hatten. Ein enthusiastischer Anhänger und Verbreiter seiner Lehren wurde sein College und Freund, der Staats- und Landwirthschaftslehrer Fr. Gottlob Schulze, welcher 1834 nach Eldena bei Greifswald berufen 1839 nach Jena zurückkehrte und ihm hier bis an seinen Tod treu zur Seite stand. Aus der Brüdergemeine erhielt er 1826 einen seiner treuesten Schüler an Ernst Sig. Mirbt; „Collegien", heißt es in dessen Lebenslauf *), „hörte er fast gar nicht; der tägliche Spaziergang mit Fries waren seine Akademie, sein Lyceum und seine Stoa"; 1836 wurde er noch neben Fries als Professor in Jena angestellt, starb aber schon 1847. Im Jahre 1829 stellte sich ihm ein 17jähriger Primaner zu Zittau in einem Briefe vor, in welchem er ihm seine eifrige Beschäftigung mit Kant's und Fries' Kritik der Vernunft, seinen Vorsatz sich ganz der Philosophie zu widmen und eine Reihe von Zweifeln über die Lehre vom transscendentalen Idealismus vortrug, über welche er sich Belehrung erbat. Fries sprach damals die Besorgniß aus, der fange zu früh und mit zu schweren Fragen an und das werde keinen Bestand haben; er antwortete ihm: „studiren Sie ja neben der Philosophie noch ein bestimmtes Geschäftsfach oder wenigstens streng Philologie, und wollen Sie alles Ernstes Philosophie treiben, so studiren sie nach Platon's Rath vor allem Mathematik und dann Physik; nur wer die letzteren Kenntnisse besitzt, kann zu einem wirklich scharfen und gesunden philo-

*) J. Günther, Lebensskizzen jenaischer Professoren (Jena 1858), S. 257.

sophischen Urtheil gelangen.“ Doch dies wurde auch gut befolgt, und die Besorgnisse bestätigten sich nicht; Ernst Friedrich Apelt, denn der war es, geboren 1812 und zu früh schon 1859 gestorben, wurde seit 1832, wo er seine Studien in Jena anfing, Fries' eifrigster und treuester Schüler, und darum auch der, welcher ihm selbst am meisten Freude machte und welchen er wie einen Sohn liebte; zur Zeit seiner Sorgen um seinen ältesten Sohn schreibt er an Apelt einmal: „kehren Sie zu uns zurück und füllen die Lücke des fehlenden Otto.“ Neben Apelt schlossen auch zwei Freunde Apelt's sich eng an Fries an, beide Hamburger, Grapengiesser und Heinrich Schleiden, beide noch jetzt in ihrer Vaterstadt in gesegnetem Wirken als Lehrer und Erzieher; durch den letztern wurde auch sein jüngerer Bruder, Matthias Schleiden, der Botaniker, für Fries' Lehre interessirt und bald auch in mehreren seiner Schriften ein beredter Vertheidiger desselben.*) Schon etwas früher waren zwei Braunschweiger, welche nachher seine Schwiegersöhne wurden, auch seine Schüler in der Philosophie geworden; sie waren ihm freilich in ersterer Hinsicht lieber als in letzterer: „meine Schwiegersöhne“, schreibt er einmal an Mirbt, „sind meine Freunde, aber nicht meine Schüler“; aber je freundlicher hier der Dissens besonders über den Werth des Geschichtlichen war, desto mehr erfreute es ihn, was auch mit Rücksicht auf ihn geschah, daß der eine derselben, welcher sich schon früher in Jena habilitirt hatte, dort noch von 1833 bis 1836 als Professor der Theologie angestellt wurde.

Dies erinnert auch an sein häusliches Leben in dieser ganzen Zeit.**) Es war und blieb herrnhutische Einfachheit, herrnhutische Reinheit, Heiterkeit und Zufriedenheit darin der Grundton, wie es dem Sinne der beiden Herrnhuterinnen, welche darin walteten, Eleonore und Fries' Schwester Elise, ebenso wie seinem eigenen gemäß war. Fries widmete dem Leben in seinem Hause und dabei dem Verkehr mit den beiden Frauen und mit seinen Töchtern mehr Zeit, als man nach

---

*) M. J. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik (1842), S. 6. Derselbe in der Schrift Schelling's und Hegel's Verhältniß zur Naturwissenschaft (1844), S. 9, 21 und in dem trefflichen Aufsatze J. F. Fries, der Philosoph der Naturforscher, in Westermann's Monatsheften, Bd. 11, Nr. 9, Juni 1857, S. 264—278.

**) Fries' Wohnung in Jena war von 1816 bis 1821 das jetzige Frommann'sche Haus auf dem Markte, dann bis zum Herbst 1826 das jetzige Auditorienhaus am Graben, die sogenannte Wucherei, in den letzten 17 Jahren das Luden'sche Haus in der Leutragasse. (27. Aug. 1866).

der Menge seiner Schriften und seiner Vorlesungen erwarten möchte. Sogleich zuerst früh morgens, dann mittags und fast ohne jede Ausnahme abends von 8 Uhr an war er in seiner Familie; „öffentliches geselliges Leben, Wirthshausleben", sagt er einmal, „existirte für mich gar nicht", und fast ebenso wenig sonstige Geselligkeit außer dem Hause. Seine Gesundheit forderte auch noch täglich viel Spazierengehen und viel Zeit weniger zum Schlaf als zum nächtlichen Ausruhen, denn fast in allen mittlern Stunden der Nacht war er schlaflos, that aber gerade in dieser Zeit das meiste für die Meditation aller seiner Arbeiten. In seiner Kinderzucht befriedigte ihn die seiner Töchter mehr als die seiner Söhne, und dies Urtheil hing zusammen mit dem, wozu er sich auch bekennt, mit seinem „Haß von Ostentation, Kleiderputz, häuslicher Musik, häuslichem Gelehrtthun und Geschmackaffectiren mit breiter, süßer, theilnehmender Rede". „Nie", sagt er, „hat mir im Leben auch nur auf einen Augenblick eine meiner Töchter einen Verdruß gemacht. So unvollkommen der Unterricht war, den ich ihnen geben zu lassen vermochte, in der Einsamkeit unsers Hauses und der Unsicherheit der Studentenumgebung gelang doch ihre Erziehung in aller Weise; sie sind treue, sorgsame, kluge, in der Gesellschaft ehrenvoll anerkannte Hausfrauen geworden, deren Sorge und Freude die Liebe ihrer Männer und die Pflege fröhlicher hoffnungsvoller Kinder wurde." „Die Kehrseite zeigt dagegen unser Familienleben bei dem Aufwachsen unserer drei hoffnungsvollen Söhne. Hier trafen mich sehr herbe die Folgen meines politischen Misgeschicks und ich weiß nicht, welches grenzenlosen Ungeschicks für die Erziehung der Jungen, deren Vertrauen ich bei aller Liebe und Vorsorge für sie nie erhalten habe. Es gab damals in Jena keine feste Ordnung der Schule und ich wußte mir für mich nicht zu helfen, was mir durch die Verminderung unserer Einnahme und die Unsicherheit meiner Stellung auch sehr erschwert wurde." Sind hier auch die Vorwürfe zu streng, welche er sich selbst macht, so mag es doch richtig sein, daß bei der Anspruchlosigkeit, mit welcher Fries ohne Geltendmachen von Autorität auch seinen Kindern entgegentrat, und bei der Rückhaltlosigkeit, mit welcher er oft auch vor ihnen mit seiner Schwester über ihr herrnhutisches Christenthum wie über eine Schwachheit fast nur spielend redete und scherzte, gerade seine Söhne nicht genug hingewiesen wurden auf etwas, vor dem sie sich hätten beugen sollen und woran sie Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe hätten lernen können.

Fries' Art zu studiren und besonders die soeben erwähnte Art, wie er fortwährend die meiste Zeit der Nacht schlaflos in anhaltendem

Nachdenken zubrachte, erhielt den größten Einfluß auf alle seine Arbeiten und selbst auf deren Darstellung. Wie er sich schon als Schüler, eingeschlossen in die herrnhutische Krankenstube, an die einsame Meditation ohne zu schreiben in einer für sein damaliges Alter fast abnormen Weise hatte gewöhnen lernen, wie es ihm von dorther eigen und geläufig blieb, mit seinen Aufgaben fertig zu werden, ehe er ein Wort darüber aufzeichnete, so begleitete ihn diese Gewohnheit nun auch schützend und ergiebig in diese seine habituelle Schlaflosigkeit. In diesen langen Stunden durchdachte und erwog er alles tausendfach hin und her und immer wieder, und beendigte hier eigentlich die ganze Arbeit für seine größesten wissenschaftlichen Unternehmungen, beendigte sie dergestalt, daß, wie es ihm auch von der Mathematik her Bedürfniß war, nichts Einzelnes mehr losgerissen und in seinem Verhältniß zum Ganzen unbestimmt blieb und daß so sein ganzer Gedankenkreis die Einheit und Unzertrennlichkeit, die systematische Durchführung und Vollendung erhielt, in welcher wenigstens er selbst, nachdem er diese Stufe erreicht, nichts mehr daran zu ändern vermochte. Die Folge hiervon war auch, daß nichts in Fries' Lehre vom Ausdruck abhängig und daran gebunden, nichts blos Worterklärung, auch nichts Bonmot und Geistreichigkeit oder gar großthuende Unklarheit und Mystification war, sondern alles war mit dem gewissenhaften Ernst der Wahrhaftigkeit und mit der Strenge des durch keinerlei sinnreiches Spiel sondern erst durch erreichte eigentliche Einsicht befriedigten Mathematikers sachlich bestimmt, und zwar durch eine bis zur höchsten Virtuosität gebrachte Leichtigkeit und Ausdauer der Meditation auch für die schwersten Fragen, sodaß, wenn in diesen Dingen eine Autorität des Sachkundigen und in höherm Grade Experten gelten könnte, hier die Superiorität eines solchen vor dem Dreinreden zahlloser nicht so gut geschulter Dilettanten anerkannt werden müßte. Die Folge war außerdem, daß Fries der ganze Ertrag aller seiner philosophischen Forschungen stets als eine gewonnene Einsicht vollkommen gegenwärtig und zur Verfügung war, und daß die Mittheilung dieser Einsicht, trotzdem daß diese selbst für ihn fertig und abgeschlossen war wie ein mathematischer Satz, dennoch, wie die Mittheilung eines solchen, durchaus nicht an bestimmte Ausdrücke gebunden in fester sich wiederholender Form erfolgte, sondern daß er für jeden einzelnen Fall der Lehrmittheilung immer neue Ausdrucksweisen suchen und finden und dadurch den freilich für ihn selbst festen Stoff seines Systems immer wieder in neuen Formen vorführen und dadurch beleben konnte. Dies hatte eine ungleiche Wirkung, nämlich eine andere für sein mündliches Lehren im

Collegio wie im Gespräch, und eine andere für seine Schriften. In seinen akademischen Vorträgen war in den spätern Jahren die anfangs von ihm selbst beklagte Unbeholfenheit, hier vorzüglich eine Wirkung seiner natürlichen Schüchternheit, vor der vollkommenen Leichtigkeit und Herrschaft über den Gegenstand gewichen; ein Rest von Befangenheit zeigte sich dort etwa nur noch in einem Blättern in Heften, von welchen er aber geständig war sie niemals mehr zu gebrauchen und sie nur der Sitte gemäß mitzubringen; was er vortrug, war stets eine andere Behandlung des alten Stoffes, stets der Form nach eine ganz neue freie Production, welche aber freilich, weil sie rasch und mit einer pausenlosen Continuität entstand und ebenso und dabei ohne Pathos eintönig vorüberfloß, es den meisten Zuhörern durchaus nicht leicht machte, aber für die aus seinen Schriften schon Vorbereiteten desto belehrender war. Noch anziehender war oft sein Privatgespräch über philosophische Fragen, und so bereit war er jederzeit, hier mit besonderer Freude und Heiterkeit auf jede einzugehen, daß es immer nur peinliche Pausen gab, wenn Schüler, welche ihn besuchten oder mit ihm spazieren gingen, ihn nichts Derartiges zu fragen hatten, da er mit ihnen über Trivialitäten zu conversiren gar nicht vermochte, und da ihm, auch wenn er es vermocht hätte, die Berührung mit ihnen dazu viel zu ernst war. Mit seinem Briefwechsel hielt er es ebenso. „Nun, lieber Schleiden", schreibt er diesem einmal, „haben Sie den rechten Ton getroffen, mich zum Antworten zu bewegen. Der liebste und freundlichste Brief, auf den ich nur «ich danke» und «ich freue mich» zu erwiedern habe, bleibt leicht bei mir unerwiedert liegen, so oft ich auch erwiedern will. Wer mir aber Fragen stellt, und besonders wissenschaftliche, der bewegt mich bald zum Schreiben."

Seine Schriften aber, besonders die aus seinen letzten Jahren, litten ein wenig unter der zu großen Herrschaft über den gleichen Stoff seines Systems, welche er zunehmend gewonnen hatte, und unter der Gewöhnung blos an das Durchdenken oder Durchsprechen ohne Feder und Papier. Als Mathematiker der Methode nach auch in der Philosophie nur auf die Einsicht erpicht und in die Sachen vertieft mit einer Intensität, daß er von sich bezeugte, mathematische Arbeiten, schwere Rechnungen u. dgl. würden ihm leichter, war er wesentlich unrhetorisch und eigentlich unfähig, auf bloßen Schmuck der Darstellung eine eigene vom Inhalt losgerissene Mühe zu verwenden; es mislang ihm, wenn er es dennoch bisweilen versuchte, wie z. B. in den Reden und Flugblättern aus der Zeit des Wartburgsfestes; er sagt selbst einmal: „ich fühlte mich gehemmt durch den großen Mangel

an dichterischem Vermögen und an Beredsamkeit, war aber mit meinem Geschmack sehr wohl zufrieden, obgleich ich ihm bisweilen im Bestreben zu größerer Lebendigkeit zu gelangen untreu wurde." Aber weil er alles vorher im Kopfe ganz fertig machte, so wurde nun besonders in der letzten Zeit sein Aufschreiben seiner Bücher mehr nur wie ein historisches und dabei im Uebermaß der Geläufigkeit eilfertiges Hinwerfen des oft Gedachten und Besprochenen; dabei aber konnte es begegnen, daß das Wichtigste nicht nur nicht nachdrucksvoll genug vor dem übrigen hervorgehoben wurde, sondern sogar als selbstverständlich und überall hinzugedacht zu kurz kam und halb oder ganz weggelassen wurde. Er erkennt selbst einmal in einer Vorrede vom Jahre 1828 diese Gefahr für die Darstellung, „sobald dem Untersuchenden der Ueberblick des Ganzen und die Verbindung der Theile untereinander so geläufig geworden sind, daß er sie und die daraus fließenden Folgerungen leicht zu früh als auch dem Leser schon bekannt und von ihm zugestanden voraussetzt."

9. Schriften aus den Jahren 1828—32: Oppositionsschrift, Kritik 2. Auflage, Religionsphilosophie und Aesthetik.

Auch in diese spätern Jahre gehört noch eine ziemliche Anzahl literarischer Arbeiten von Fries. Im Jahre 1828 ließ er sich von seinem Schüler Dr. Heinrich Schmid und von einem Licentiaten Wilhelm Schröter, welcher eine Zeit lang ein theologisches Oppositionsblatt herausgegeben hatte, bestimmen, an der Redaction einer Zeitschrift theilzunehmen, welche nun unter dem Namen: „Oppositionsschrift für Theologie und Philosophie" bis 1831 in zehn Heften erschien. Die Beiträge, welche Fries selbst dazu lieferte, waren, außer drei kurzen Recensionen und einigen Bemerkungen gegen Schleiermacher's Sendschreiben an Lücke und gegen Pohl, nur drei Abhandlungen: Bemerkungen über Aristoteles' Religionsphilosophie, Nichtigkeit der Hegel'schen Dialektik, über den Glauben und die Ideen des Guten und Bösen in Beziehung auf die Ideen des Apostels Paulus. Der erste dieser Aufsätze ist ein Vorläufer von Fries' Geschichte der Philosophie, denn er gibt die Unterscheidung an, welche ihm bei geschichtlicher Auffassung

und Würdigung jedes Philosophen unentbehrlich schien, nämlich zwischen seiner Lebens- und Weltansicht, wie sie ihm durch das Leben in seinem Volk und Zeitalter zutheil wird, und der wissenschaftlichen Technik und Dialektik, durch welche er diese seine Grundansicht rechtfertigt; jene kann groß und schön und dabei vielen gemeinsam sein und daneben kann doch die Dialektik zur Vertheidigung derselben falsch sein; so war Plato's Ideenlehre eine verfehlte Rechtfertigung und Deutung seiner richtigen und großartigen Anerkennung des zum menschlichen Geiste gehörenden Gegensatzes zwischen endlicher und ewiger Wahrheit; so war Aristoteles schwächer in dieser Anerkennung, wenn auch sonst in der Grundansicht weithin mit Plato einig, aber richtig erkannte er nur Einzelwesen als Wesen an, und befreite dadurch das Philosophem von dem dialektischen Fehler Plato's, von der von diesem vorausgesetzten Wesenheit des Allgemeinen.

Die zweite Abhandlung ist der Ausdruck des Widerwillens, welcher durch Hegel's Weise erregt werden mußte, wo so besonnen auf Grund einer so sorgfältig durchgebildeten Erkenntnißlehre, wie nach Kant's Vorgange bei Fries, in unserer natürlichen Erkenntniß der nur durch die Erfahrung zu liefernde Stoff von den darauf angewandten Denkformen unterschieden und die Leerheit der letzteren nachgewiesen war. „Hegel hat die Fichte'sche Dialektik wieder zu einem solchen mühseligen Philosophem verarbeitet, wie alle diejenigen sind, welche Kant dogmatische Metaphysik nannte, und deren Untauglichkeit er so klar nachgewiesen hat, zu einem Philosophem, in welchem man die höhere die Erfahrung überbietende Weisheit dadurch zu erreichen hofft, daß man nur in reinen logischen Formen und reinen Kategorien von den Dingen redet"; Hegel „deutet nicht", wie Plato, Aristoteles und Kant, „Leben und Erfahrung durch seine Dialektik, sondern er setzt die letztere selbst an die Stelle des Lebens und der Erfahrung", erträglicher in der praktischen Philosophie, wo die zwischen die anderswoher bekannten Wahrheiten „gestellten Formeln blos beschwerlich sind, nichts zur Sache thun und jeder beliebigen Meinung Platz lassen"; unbesonneneres Unternehmen der neuern mathematischen Naturwissenschaft gegenüber, eine Welt aus lauter ausgeblasenen dialektischen Eierschalen aufbauen zu wollen", und nur geeignet, „nochmals unser deutsches Philosophiren vor der gelehrten Welt lächerlich zu machen". „Da Hegel", schreibt er an H. Schleiden, „in der Geschichte der Philosophie und der Menschheit nicht sucht was Menschen dachten und thaten, denken und thun sollten, sondern nur wie Gott wurde und wird, so kann er sich nie wahrhaft über leere Tautologien erheben."

Die dritte Abhandlung erfreut sich der weitgehenden Uebereinstimmung zwischen der von Paulus und im Hebräerbrief geforderten Erhebung des Glaubens an das Unsichtbare über das Stückwerk des Wissens irdischer Dinge mit Fries' Anerkennung, daß dieser Gegensatz zum menschlichen Geiste selbst gehöre, und zwar nicht so, daß Glauben und Wissen darin nur verschiedene Stufen der Deutlichkeit derselbigen Erkenntniß seien, sondern so, daß der Glaube sich der sinnlich beschränkten und vermittelten Naturerkenntniß überhaupt als ein Vertrauen auf das nicht in diese fallende Unsichtbare und Göttliche, auf das wahre Wesen der Dinge, entgegensetzt. In der unpaulinischen Verkennung dieses Wesens des Glaubens, als sei er nicht selbst etwas zum Wesen des menschlichen Geistes Gehörendes, sondern Festhalten von Ueberlieferung gegen diesen, findet Fries den Grund der „ganz unbiblischen Gefangennehmung der Vernunft unter den Glauben" und der Uebertreibung der Trennung von Theologie und Philosophie; andererseits in dem Streite des Materialismus gegen die Religion eine entgegengesetzte Einseitigkeit und ein Zuweitgehen durch Verkennung der Rechte des Glaubens selbst. Es bedarf eines Wissens vom Glauben, d. h. einer psychologischen Erkenntniß davon, was für ein Organ der Glaube im menschlichen Geiste sei und in welchem Verhältniß dort zu einer andern Erkenntnißweise desselben; aber nicht kann und soll der Glaube in diese, in das Wissen verwandelt werden. Der Gegensatz zwischen endlicher und ewiger Wahrheit dient ihm hier auch zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Prädestination und Willensfreiheit, welche Fries bei Paulus auch beide nebeneinander festgehalten findet. In der Zeitlichkeit ist alles prädestinirt, also auch jeder Erfolg nur Gnade Gottes. Hingegen nach der ewigen Wahrheit ist der Wille frei und der Mensch muß sich selbst seine That zuschreiben. Aber darauf, daß keiner sich hier ganz befriedigen wird, beruht das gleiche Gefühl der allgemeinen Sündhaftigkeit. Auch Schüler von Fries, wie H. Schmid, K. Scheidler, L. Rödiger, lieferten in seinem Sinne Beiträge in diese Zeitschrift; aber ein allgemeines Interesse für Fries' Lehre vermochten sie doch, besonders unter den Theologen, nicht zu erregen, auf welche doch bei Anwendung und darum Ausbreitung einer Philosophie in Deutschland immer am meisten ankommt, und bei welchen schon damals das auf Hegelianismus oder rationalistischen Eklekticismus reducirte philosophische Interesse vor dem erneuten Fleiß für die historischen und kritischen Fragen immer mehr zurücktrat. Die Oppositionsschrift hörte mit dem ersten Hefte ihres vierten Bandes im Jahre 1831, dem Todesjahr Hegel's, wieder auf.

Noch für eine andere Zeitschrift, für den Hermes des ihm befreundeten Staatsrechtslehrers K. E. Schmid in Jena, lieferte Fries in demselben Jahre 1831 einen Aufsatz, mit welchem diese Zeitschrift wie mit einem Satyrspiele überhaupt beschlossen wurde, nämlich eine sehr heitere Beurtheilung von Justinus Kerner's Seherin von Prevorst, deren Visionen Fries der Naturforscher nun einmal keine andere als eine komische Seite abzugewinnen vermochte.

Schon im Jahre 1828 hatte Fries auch angefangen eine zweite Ausgabe seiner Kritik der Vernunft erscheinen zu lassen, und zwar den ersten Theil fast ganz unverändert so, wie er ihn zwanzig Jahre vorher zuerst gegeben hatte nach einer Warnung Jacobi's, nicht die Geschichte des eigenen Geistes durch spätere Umgestaltung früherer Untersuchungen zu verfälschen, doch hier und da mit Ergänzungen und mit einer Vorrede, in welcher er in seltener Kürze eine Würdigung seiner eigenen Leistungen und besonders seines Verhältnisses zu Kant zusammenfaßt; zurückzunehmen, versichert er einfach, hatte er in seinen Untersuchungen nichts.*) Beim zweiten Theile, dessen zweite Auflage erst 1831 mit dem dritten nachfolgte, hat er etwas mehr Aenderungen nöthig gefunden, um diese zu seinem System der Metaphysik in das rechte Verhältniß zu setzen, welches er für jede philosophische Untersuchung zwischen der vorbereitenden, die Grundgedanken deducirenden Kritik und dem diese anwendenden System fordert. Im dritten Theile hatte er wieder alles unverändert gelassen, aber hier, weil er sonst wesentlich hätte ändern müssen, und weil er, statt dieses zu thun, einer künftigen Darstellung der Religionsphilosophie lieber die nöthigen Aenderungen hatte vorbehalten wollen.

Diese letzte Aufgabe suchte Fries im nächsten Jahre 1832 durch sein „Handbuch der Religionsphilosophie und philosophischen Aesthetik" zu lösen. Nach seiner Haupteintheilung der Philosophie gehört diese zur praktischen; „die praktische Philosophie oder die Lehre vom Werth und Zweck des menschlichen Lebens und der Welt steht nämlich als zweiter Theil im ganzen System der Philosophie neben der speculativen Philosophie, deren Gegenstand die Gesetze von der Einheit im Dasein der Dinge sind", und ihre beiden Theile sind dann wieder die Ethik oder praktische Naturlehre, Lehre vom Werth und Zweck menschlicher Handlungen, angewandt auf das innere geistige Leben des einzelnen

*) Wie von der ersten Auflage (s. oben S. 121), so gab Fries auch vom ersten Band der zweiten eine Selbstrecension in der von ihm mitredigirten Oppositionsschrift, 1829, II, 1, 131—138.

Menschen in der Tugendlehre und auf die äußern geselligen Verhältnisse in der Politik, und dann zweitens die Religionsphilosophie oder praktische Ideenlehre, Lehre vom Zweck der Welt. Was der menschliche Geist über Zweck des Lebens und der Welt vermag, muß sich ihm nach Fries in den unmittelbaren erlebten und nicht abgeleiteten Aussagen kundthun, für welche Fries den oft misverstandenen Ausdruck Gefühl gebraucht hat; beide, sittliches und religiöses Gefühl, oder Gewissen und Glauben, bedürfen dabei auch der Hülfe einer wissenschaftlichen Ausbildung. Aber „die Ueberzeugungen des Gewissens können selbst wissenschaftlich ausgebildet werden"; „alle Forderungen des Charakters und der Pflicht lassen sich aus dem einen Grundgedanken der Selbständigkeit des Geistes ableiten". Dagegen der Glaube läßt sich selbst nicht in eine Wissenschaft entfalten oder verwandeln, nur von dem Glauben gibt es eine Wissenschaft, die Religionslehre; der wissenschaftliche Verstand verwandelt hier nicht den Glauben in Wissen, sondern er nimmt sich den lebendigen Glauben des Menschen nur zum Gegenstand seiner Betrachtung, will die glaubende Vernunft zur Selbsterkenntniß führen und ihr zeigen wie der Glaube dem vernünftigen Geistesleben eingeboren sei. „Es gibt eine Wissenschaft von der religiösen Ueberzeugung, deren Gegenstand diese ist; aber es gibt keine Wissenschaft aus ihr, deren Inhalt sie sein sollte, denn Ideen lassen keine wissenschaftliche Entwickelung zu." Doch „der ethische Grundgedanke der Selbständigkeit des Geistes bleibt auch hier der erste und entscheidende, ohne welchen auch die religiöse Ueberzeugung keine Klarheit bekommt". Denn „das höchste Gut, welches wir zu begreifen vermögen, ist die Würde des sittlichen Charakters und die Reinheit der Seele in ihm, die höchste Schönheit ist uns die geistige Schönheit im Menschenleben. Wenn wir nun unsere Gedanken höher erheben zur Gottheit, so werden wir die heilige Allmacht nur gleichsam im Bilde ewige Gerechtigkeit und ewige Liebe nennen, indem wir das menschlich edelste bis zu der uns unbegreiflichen Vollendung gesteigert denken". Während dieser Gedanke dienen soll eine Verbindung zwischen Ethik und Religionsphilosophie zu vermitteln, verbindet Fries die letztere mit der Aesthetik noch enger durch die Voraussetzung, daß alle Schönheit Erscheinung des wahren Wesens der Dinge ist: „von den leichtesten Spielen des Schönheitsgefühls bis zum höchsten Ernst der Ideale für die Dichtkunst waltet in alle diesem das gleiche Princip der Ahnung ewiger Ideen." In der Art, wie dies nun weiter durchzuführen versucht ist, hat sich Fries selbst wenig genügt; er klagt gegen De Wette bei Uebersendung des Buchs: „die Magerkeit des Werks

wird wol zum Theil davon herrühren, daß ich Professor der Physik bin", und wirklich scheint ihm hier alles, was über die alten auch hier recapitulirten Grundlagen des Gegensatzes von Wissen und Glauben hinausgeht, weniger gelungen und manches, besonders manche Eintheilung, beliebig angesetzt, manche Ausführung unerschöpfend und unbelehrend geblieben zu sein.

So läßt diese Schrift denn auch darüber noch manche Ungewißheit übrig, inwieweit Fries habe billigen und sich aneignen können, was von De Wette zur Vermittelung seiner Philosophie mit dem historischen Christenthum geleistet war. Fries' Zustimmung scheint hier durchaus nicht unbedingt gewesen zu sein. In früherer Zeit, kurz nachdem ihm De Wette seine Sittenlehre gewidmet hatte, spricht er sich über diese gegen Reichel einmal so aus: „Dem De Wette schwebte eine sehr schöne Idee einer mythischen christlichen Sittenlehre vor. Christus der Gottessohn ist mit seinem heiligen Leben dem Christen zum Vorbild gegeben, dem wir in frommer Demuth unser Leben annähern sollen. In der Wirklichkeit dieses heiligen Lebens liegt uns der Glaubensgrund an Versöhnung und Erlösung. Für diesen Glauben, diese Liebe, diese Hoffnung tritt die christliche Gesellschaft in ihre sittliche Gemeinschaft und diese wäre nun Pflicht und Tugend zu nennen. Ich meine aber, wenn dies ganz ansprechend hätte ausgeführt werden sollen, hätte der Mythus vom heiligen Gottessohn als solcher anerkannt und ohne alle Dogmatik angenommen werden sollen. Mir gefällt De Wette's Ausführung durchaus, und ich bin stolz auf diese Nachweisung der genauen Uebereinstimmung meines ethischen Systems mit den christlichen Lehren, ausgenommen in der Lehre von der christlichen Offenbarung. Meiner Meinung nach hätte das Ideal des heiligen Gottessohns blos ästhetisch behandelt, schön und erhaben dargestellt werden und der Dogmatismus über seine Möglichkeit in der Zeit weggelassen werden sollen. Anstatt dessen hat De Wette dieses Ideal als dogmatisches Symbol des Gottmenschen behandelt und sich dann mit dieser Menschheit, die unmöglich Heiligkeit sein kann, und der göttlichen Heiligkeit, die unmöglich Menschheit sein kann, in unauflösliche Widersprüche verwickelt. Ueberhaupt stört uns Herrnhuter an De Wette, daß er sich eben überhaupt nur für die kirchliche Dogmatik, das Widerspiel der Aesthetik, interessiren kann." Viel später, im Frühjahr 1834, schreibt er einmal an Apelt: „unsere höchste Aufgabe ist die Liebe zur Schönheit der Seele zu wecken, die in Tapferkeit, Mäßigung, Weisheit und jener Ueberzeugungstreue lebt, welche die wahre Frömmigkeit ist. Damit stehen wir aber im Streit mit den Rationalisten, weil diese nur dürre Formeln sittlicher

Gebote und keine lebendige Kraft kennen, und noch schlimmer mit den Mystikern und sogenannten Frommen. Diesen letzten Gegensatz meine ich noch nicht scharf genug hervorgehoben zu haben; er ist im Stolz aller dieser Religionsleute eigentlich nur durch jenen neoplatonischen Gegensatz der niedern und höhern Tugend herbeigeführt. Die Schönheit der Seele in aller Kraft, Weisheit und Liebe ist diesem Aberglauben zu gering, und darüber erheben sie ein phantastisches an Gott Denken als das allein Höhere der wahren Frömmigkeit. Dieser Fehler scheint mir unsern biblischen Theologen jetzt wieder immer allgemeiner zu werden; er gewährt den Predigern viele Vortheile über den Rationalismus der vorübergehenden Zeit, aber er wird die sittliche Kraft des Lebens nur wieder in Aberglauben einschlafen lassen; diesem Abgrunde scheint mir der Gedanke unserer Zeit entgegenzueilen.“ Noch mehr klagt er um dieselbe Zeit über die Erziehung der neuen Generation der Theologen; „die müssen“, schreibt er 1833 an H. Schleiden, „all das dumme Zeug auswendig lernen, was unwissende und parteiisch erboste Leute früher über die Glaubenslehre gesagt haben, hingegen nach Kenntniß von Natur und Leben, nach hellem philosophischen eigenen Urtheil wird gar nicht gefragt, und das Innewerden der hohen Würde ihres Berufs wird dem guten Glücke überlassen.“

---

10. Prorectorat in Jena und weitere Erlebnisse seit 1833.

Es vergingen nun zunächst vier ruhige Jahre von 1832 bis 1837, in welchen keine neue größere Schrift von Fries hinzukam. Im Herbst 1832 wurde er zum Prorector gewählt, und trat dies Amt an mit einer Rede zur Vertheidigung der Lehr- und Lernfreiheit gegen die Bedenken, welche gerade damals auf dem badischen Landtage in der Weise erhoben waren, daß hier auch den Universitäten gegenüber allgemeine Gleichheit vor dem Gesetz und darum Aufhebung akademischer Privilegien, besonderer Gerichtsbarkeit u. dgl. als veraltete Ueberreste von Standesvorrechten, welche hier großentheils im Interesse der Hierarchie gegeben seien, gefordert war. Das waren also andere Angriffe als jener durch Kotzebue und Stourdza angeregte „kleine Krieg müßiger Leute, der uns so lange neckte, der zwar nur einzelnen schadete,

aber leider doch eine Zeit lang das öffentliche Urtheil über den Geist des akademischen Lebens verfälschte". Hier vielmehr wurde nicht, wie damals, weniger, sondern mehr Freiheit gefordert; die Vorrechte der Universitäten, welche „durch den Corporationsgeist der frühern Zeit im Interesse der Hierarchie entstanden seien, hieß es, seien dem freien Geiste unserer Zeit nicht mehr entsprechend, und so müßten sie sammt der ganzen akademischen Jurisdiction wegfallen; „jeder der wolle, müsse ohne Einschreibung am Unterricht theilnehmen dürfen, niemand über das, was er lernen wolle, einer Controle unterworfen werden". Doch auch gegen dieses Proclamiren völliger Gesetzlosigkeit findet Fries gerade zum Schutz von Lehr- und Lernfreiheit auch die Erhaltung einer „vermittelnd zwischen die väterliche und vormundschaftliche Fürsorge eintretenden Disciplinargerichtsverfassung" erforderlich. Er erkennt und beklagt freilich den Müßiggang vieler Studirenden nach dem Schulzwang; „der Langeweile, die dieser Unfleiß bringt, haben wir fast alles, was uns stört, zur Last zu legen, besonders auch das leidige Spiel mit den Klingen, in welchem anstatt einer gesunden Leibesübung jene streitsüchtige Unterhaltung gesucht wird, die uns leider noch so manchesmal stört und betrübt". Fries will dagegen nicht polizeiliche Verfügungen angerufen sehen, sondern nur mit Vertrauen den guten Muth und den heitern Sinn der Studirenden, welcher jedem „die Idee gegenwärtig halten soll, daß er dereinst in unserm Volke mit tüchtiger Kraft in den Reihen der wissenschaftlich Gebildeten seine Stellung nehmen wolle, geführt von der Liebe zur Wahrheit und Weisheit". Er gibt zu: „sollte dieser Muth und diese Liebe aus unserer Gesellschaft schwinden, ja dann fort mit allen Phantasien von akademischer Freiheit, dann müßten Schulzwang und Handwerk helfen soweit sie eben könnten." Aber er vertraut darauf. „Das Wesen der Institutionen besteht in der wissenschaftlichen Selbständigkeit und Unverantwortlichkeit des Lehrervereins. Dagegen haben die Freunde der Bureaukratie und der Concentration der ganzen Staatsverwaltung auf Einen Mittelpunkt behauptet, daß unsere Hochschulen nur Corporationen mit angemessenen Privilegien seien und daß unter der höchsten Aufsicht jeder nur nach Vorschrift zu lehren und zu lernen habe. Wir aber sagen dagegen: niemand soll befehlen, daß er weiser sei als alle andern; vielmehr soll ein selbständiger unantastbarer Dienst der Wahrheit und Weisheit anerkannt bleiben. Jene wollen den großen Tempel der alma mater niederreißen und aus den Trümmern einzelne Fabrikgebäude aufführen." Aber dafür, daß jener Dienst und seine Freiheit nicht werde gestört werden, „weist er freudig auf den Ausspruch des

Vertrauens hin, welchen unser verehrter Großherzog uns noch in diesen Tagen öffentlich gegeben hat. Vertrauen aber weckt Ergebenheit".

Fries' Prorectorat verlief auch im übrigen glücklich; er rühmt gegen De Wette „ich habe noch eine entschiedene Liebe eines großen Theils der Studenten für mich", wenn er auch hinzusetzen muß „aber mein philosophisches Lehren ist ein ärmliches Ding". Aber gerade im Anfang des Jahres 1833, wo das Prorectorat zu Ende ging, kam es in Jena zu so heftigen Streitigkeiten zwischen den beiden Parteien von Studirenden, in welche die Burschenschaft zerfallen war, zwischen Arminen und Germanen, daß die Schlägereien zuletzt nur durch eine am 23. Jan. 1833 von Weimar dazu abgesandte Abtheilung Soldaten zu beendigen waren. *) Doch daran war weder Fries' Verwaltung Schuld, noch wurde er dadurch beunruhigt, da er gerade um dieselbe Zeit in eine sehr schwere Krankheit verfiel, welche ihm alle Geschäfte fern zu halten gebot. Erst am 11. Februar schreibt er einem vertrauten Schüler, „er fange wieder an, von einer toddrohenden Krankheit zu erwachen, er erhole sich langsam davon; es war mir eigen zu Muthe, friedlich aber doch wehmüthig, da ich in meinen Phantasien vom Erdenleben schon Abschied genommen hatte".

Doch nun folgten friedlichere Jahre für ihn. Die Heirathen seiner Töchter, von denen die eine in Jena blieb, die Geburten seiner Enkel machten ihm große Freude; es fehlte hier freilich auch nicht an Schmerzen und schweren Sorgen; im Frühjahr 1835 starben seiner jüngsten Tochter in wenig Wochen ihre drei Kinder; sein sehr fähiger ältester Sohn war bei seiner „Wandersucht" nicht beim Studiren festzuhalten, der Vater erlaubte ihm 1833 als Soldat nach Griechenland zu gehen, und als dies 1834 mislungen war, 1835 nach Petersburg überzusiedeln, wo Fries' Schwager, W. Erdmann, damals als russischer General lebte; „die Blüte meines Lebens", schreibt Fries um diese Zeit hier zu streng blos gegen sich selbst, „ist geknickt durch meine eigene unbegreifliche Verblendung." Doch seine Anspruchslosigkeit und leichte Ergebung in jede Gegenwart erleichterte ihm diese Sorgen; er schreibt einmal von sich: „Aerger und Reue habe ich nicht durch Selbstgefälligkeit überwunden, sondern durch ein leichtsinniges wenig hoffendes, nichts fürchtendes Temperament; ich habe guten Muthes die Vorsehung über mich walten lassen, ohne sie zu schelten, aber auch ohne sie groß zu loben, denn ich war weder mit mir selbst noch mit meinem

---

*) Ueber diese Studentenunruhen s. R. und R. Keil, Geschichte des jenaischen Studentenlebens, S. 540 fg.

Schicksal übermäßig zufrieden.“ Zur Erheiterung gereichten ihm auch die Vorträge über Astronomie, Physik und selbst über Fragen der praktischen Philosophie, welche er in dieser Zeit wiederholt vor Frauen hielt; im Jahre 1833 und 1834 hatte die verwitwete Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin mit ihrer hochbegabten Stieftochter Helene, der Enkelin des Großherzogs Karl August, welche bald nachher als Herzogin von Orleans an den ältesten Sohn König Ludwig Philipp's verheirathet wurde, in Jena ihren Aufenthalt genommen, und die rastlose Wißbegier dieser beiden Frauen beflügelte dann auch die der übrigen jenaischen Damen, und fesselte sie stärker an Fries' nicht immer populäre Vorlesungen. Auch seine Collegia liest er, wie er im Herbst 1834 schreibt, „nach jetziger Weise vor hinlänglich vielen, die auch regelmäßig kommen, aber an solchen fehlt es mir sehr, die mehr mit den Sachen umgehen und außer den Stunden mit mir verkehren; dies läßt mich wenig von der nächsten Zukunft hoffen“; diese Klagen nehmen zu: „das Wichtigste, welches mir fehlte“, schreibt er 1836 nach seinem Geburtstage, „war das helle, geistige Leben zwischen mir und meinen jüngern Freunden.“ In seinem geselligen Verkehr wurden ihm jetzt die Abende eine Freude, an welchen er mit Göttling, E. Schwarz und einem seiner Schwiegersöhne, sowie mit dem würtembergischen Minister K. A. v. Wangenheim, als dieser sich während der Studienzeit seines Sohnes in Jena mit angesiedelt hatte, regelmäßig zusammen sein und mit ihnen Plato und neuere philosophische Schriften zusammen lesen und sich über die letzteren scharf aussprechen konnte. Mit der übrigen Geselligkeit Jenas hatte er wenig zu theilen; bei seiner herrnhutischen Einfachheit war er, wie er einmal sagt, „der Laune der Ostentation bei den sogenannten Gebildeten vielleicht zu sehr feind, dem französischen, englischen, italienischen Fühlen deutscher Mädchen, dieser geflickten Stubenmusik, Malerei u. s. w.“; namentlich in der Musik hatte er zwar reichlich die theoretischen Kenntnisse, welche Physik und Mathematik dafür gewähren können, aber sonst ebenso wenig irgendeine Praxis, wie in der Kriegskunst, welche ihm auch stets theoretisch so lebhaft interessirte und beschäftigte. Aber das vertrauliche Gespräch mit einzelnen geist- und gemüthvollen Frauen war ihm ein unentbehrliches Lebenselement; die Frau seines Freundes und Collegen F. G. Schulze besuchte er an ihrem Krankenlager viele Jahre hindurch jeden Morgen; bei Frau v. Wolzogen, der Schwägerin Schiller's, brachte er jahrelang jeden Dienstag Abend zu; ihr dedicirte er 1833 die zweite Auflage seiner populären Vorlesungen über Sternkunde, welche A. v. Humboldt in einem Briefe an Frau

v. Wolzogen als eine „auch nach Erscheinung von Herschel's treatise of astronomy sehr gelungene“ nennt und dabei hinzusetzt: „Fries ist in seiner mathematisch-philosophischen Richtung eine Wohlthat für Deutschland, die nicht genug anerkannt werden kann.“ Auch fast alljährlich erfrischte Fries sich durch Ferienreisen, 1833 nach Dresden, nach Halle und Helmstädt, Wolfenbüttel und Marburg zu seinen Kindern; im Frühjahr 1836 „war er ein paar Tage in Göttingen, vorzüglich um Gauß' und Weber's mathematische Apparate kennen zu lernen“; Gauß, welchen er wol hier zuerst persönlich kennen lernte, blieb ihm von hier an sehr zugethan.

So wußte er jetzt, zufrieden mit seiner friedlichen Beschaulichkeit, das Glück derselben auch solchen jüngern Freunden zu rühmen, welche nach mehr Unruhe und Unmittelbarkeit des öffentlichen Wirkens verlangend durch die Stille derselben sich unbefriedigt fühlten und darüber klagten. „Ihre philosophischen Phantasien“, schreibt er im Frühjahr 1834 an Apelt, „finde ich meinen jugendlichen ungemein nahe. Freundschaftsideale waren das erste und schönste, und ich meine, sie bleiben auch das höchste, wenn man sich treu bleibt und das Glück hat, gleiches Werk fördern zu können. Sie haben alle meine ersten Jugendfreunde kennen gelernt; wir sind uns alle treu geblieben, haben aber nichts zusammen gewirkt; so sehen Sie mich nachher im Leben immer isolirt stehen in meiner Wirksamkeit, weil ich dort einmal ausgeschieden war. Das zweite waren mir kriegerische Herrscherphantasien; sie haben mir in der Jugend viel Zeit vergeudet; was half es mir strategisch ziemlich bestimmt vorauszusehen was kommen werde, und taktisch die Erfolge mit Bülow's Theorie in Uebereinstimmung zu finden, ich hätte mir doch nur als Heerführer gefallen und konnte nie einer werden. So blieb mir ungesucht mit innerer Nothwendigkeit das dritte, die Liebe zur Wahrheit, in der ich allein wahrhaft lebte und lebe. Sie stellen die kürzer und kräftiger zu zeichnenden Schönheiten eines einfachen Lebens entgegen; mit den Sternen leben, den Laubkronen der Wälder und den Wasserstürzen, ist das nicht schöner als unser Papier und unsere Bücher? und findet man dort nicht Freunde leicht kräftiger als bei uns? Wohl, sage ich, aber lasse doch jedem Leben seine Weise. Ihr Falkenauge ist gar sehr ein Kind seines Dichters. Ich habe ein ähnliches Lieblingsbild, das Leben in den schönen Thälern der Montenegriner, wo der kräftige Hausvater in treuem Familienleben Urenkel um sich aufblühen sieht und noch mit der Büchse auf dem Rücken die Wälder durchstreift und kühn dem feindlichen Türken trotzt. Aber, Lieber, die Schönheit in jeder Gestalt dieses Lebens strahlt doch nur

aus dem innern Geistesauge, und so kann sie doch nur unter dem Schutze der Göttin der Weisheit geboren und großgezogen werden, in den Spendungen der Geistesbildung unter die schönen Menschengeschlechter. Darum bleibt es mir doch: der Dienst unsers Berufs bleibt der höchste unter den Menschen und unter seinem Schutze gedeiht jede andere Schönheit des Lebens. Lassen Sie es sich nur gelten: kräftig fest und klar die lautere Wahrheit zu fassen ist für uns beide und die Unsern doch das größte, mächtigste und schönste ungeachtet seiner gestaltlosern Ruhe. Aber wir wollen dafür nicht gelehrt, sondern weise werden."

---

11. Schriften seit 1837: Geschichte der Philosophie, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Literaturzeitung.

Die größere literarische Arbeit, welche Fries seit Beendigung der Religionsphilosophie in den nächsten Jahren von 1833 bis 1838 am meisten beschäftigte, war sein letztes größeres Werk überhaupt, nämlich die Geschichte der Philosophie. Seine Neigung ging eigentlich nicht dahin; „wir sind", schreibt er im Herbst 1833 an H. Schleiden nach Berlin, „zu einem Zeitgeist hingedrängt, dem fast in allem die frohe Hoffnung fehlt, indem er durch die Gefühle von Uebersättigung und Ohnmacht niedergedrückt wird; Ohnmacht scheint mir die Krankheit unserer ganzen historischen Schule in den Wissenschaften, die sich nicht getraut selbst zu leben, sondern nur erzählen will wie andere gelebt haben. Ich bin nicht Ihrer Meinung, daß die schroffen Gegensätze in der Wissenschaft weniger schädlich seien; der Dienst der Wahrheit ist unser erster Dienst; wenn wir also in der Wissenschaft nicht streng Partei nehmen, nur für die Wahrheit und darum für eine bestimmte Meinung, so können wir mit keiner Sicherheit wirken. Sie haben recht, daß in der reinen Philosophie jetzt nichts ohne gesunden Streit gewonnen werden kann; nur soll niemand meinen, daß hier der Streit immer fortbestehen solle, denn hier gehört er, wie in der Mathematik, nur zum Kindesalter der Wissenschaft. Dies sage ich nicht sowol meinen philosophischen Feinden, als den unphilosophischen Gelehrten entgegen. Tausenderlei philosophisches Gerede wird für geistreich ge-

lobt, es wird wol unwahr, aber sehr geistreich gefunden, bei dem mir die Abgeschmacktheit gerade so groß erscheint, als ob jemand sich freuen wollte eine geistreiche Betrachtung gelesen zu haben, nach der es sehr zweifelhaft werde, ob 5 mal 7 wirklich genau 35 sei." „Die Verachtung des Selbstdenkens", schreibt er an einen andern Schüler, „ist die Hauptsache. Außer dem Bereich der Naturwissenschaften liegt den gelehrten Krämern gar nichts daran zu wissen wie die Sache ist, sondern nur auswendig zu lernen, was andere Leute alles für dummes Zeug darüber gesagt haben." Diese Entschiedenheit hielt er nun auch für die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie also für eine Aufgabe fest, für welche man sonst wol von dem Bearbeiter so viel Zurückhalten seines eigenen Systems und so viel liebevolles Eingehen in die fremden Eigenthümlichkeiten als möglich fordert. Er verwirft es, daß „manche die Geschichte der Philosophie wie eine Schmetterlingssammlung betrachten; sie haben an den Meinungen der Philosophen ihre Freude, wie an bunten Träumen der Phantasie; an einen Streit zwischen Wahrheit und Irrthum wird bei diesen kaum gedacht; sie meinen wol, die Wahrheit sei vielgestaltig, jeder habe recht. Nahe bei dieser Laune steht die Meinung anderer, unsere Geschichte würde an Geist und Leben verlieren, wenn die Philosophie zu einer starren Wissenschaft zu Ende gebildet werden könnte". Hiergegen, und namentlich gegen Schleiermacher, Ritter und Reinhold, fordert er zum Verständniß der Geschichte der Philosophie und besonders des Entwickelungsganges darin eine eigene feste Ansicht, nach welcher gemessen wird. „Die Geschichte der Philosophie ist die Entwickelung der Selbsterkenntniß des Verstandes", und für diese ist Kant was Euklides für die Geometrie, denn erst Kant „entdeckte das vollständige System unserer metaphysischen Grunderkenntnisse nebst der Methode zur wissenschaftlichen Begründung derselben" und glich den alten Streit aus „zwischen den Sensualisten, welche den Ursprung aller Erkenntniß aus den Sinnen behaupten, und den Rationalisten, welche eine von der Sinnesanschauung unabhängige nur gedachte Erkenntniß der Dinge fordern, indem wir nach philosophischen Kriterien nur die sinnlich erkannte Welt mit Nothwendigkeit zu denken vermögen." Bei Auffassung der ältern Philosophie diente für Fries dabei die schon in einer frühern Abhandlung geltend gemachte Unterscheidung zwischen Lebensansicht und Dialektik eines Philosophen (s. oben S. 247) und hielt ihn zurück von einseitigem Gericht über jeden ausschließlich nach der Stufe, welche er ihm sonst bloß für seine technischen Verdienste, für seine Beiträge zur Entwickelung der Selbsterkenntniß des Verstandes zuschreiben konnte.

Allein für die neueste Philosophie ergab sich ihm dann kein anderes Urtheil, als daß durch Fichte, Schelling und Hegel Aufgebung der allein richtigen kritischen Methode Kant's, Rückfall in den dadurch überwundenen Dogmatismus und in die alte Willkür und bloß geistreiche Spielerei, Unterbrechung der durch Kant gewonnenen Behandlung der Philosophie als exacter Wissenschaft und dadurch denn neue Verzweiflung an der Philosophie überhaupt erfolgt sei, wie viel Schönes und Großes er daneben namentlich in Fichte's philosophischer Lebensansicht neben der durch ihn geschehenen Verderbniß der philosophischen Methode anzuerkennen bereit war. Aber dieses letztere, was die Philosophen an Aussprüchen philosophischen Inhalts, an philosophischen Dogmen aussprechen, interessirt Fries weniger für die Geschichte der Wissenschaft der Philosophie; denn indem er festhält, was er schon 1811 in den Abhandlungen in den Daub und Creuzer'schen Studien ausgeführt hatte (s. oben S. 135), daß die Philosophen dabei allzumal aus einem und demselben dem menschlichen Geiste mitgegebenen Fonds philosophischer Erkenntniß heraus zu reden nicht umhin können, findet er in dieser Hinsicht nicht viel Unterschied unter ihnen allen. „Ihrem Gehalte nach, was Seele, Welt und Gottheit, was die Nothwendigkeit der Natur und die Gebote der Sittenlehre betrifft, war die Philosophie den früheren Lehrern fast in demselben Umfange bekannt als den späteren"; „die philosophische Wahrheit lebt auf die eine und gleiche Weise zu jeder Zeit, in jeder menschlichen Vernunft"; „jedes philosophisch lebendige Zeitalter besitzt den ganzen Gehalt philosophischer Wahrheiten"; „jeder stärkere Denker umfaßt fast das ganze System". Eine fortschreitende Entwickeluug soll in diesem sich wiederholenden Wechsel der Sprachen für diesen gleichen Inhalt gar nicht zu sehen sein; „die entlegensten Zeiten zeigen oft ähnliche Systeme"; „es ist zu manchen Zeiten sehr unbedeutend, ob der einzelne Denker als Trinitarier, Pantheist oder Atheist, ob er als Materialist oder als Spiritualist erscheint"; „der Atheist spricht von Gott und der Skeptiker von Wahrheit, Spinoza von Pantheismus und von Freiheit nebeneinander, denn nicht die speculative Consequenz, sondern die Induction aus der Beobachtung hat ihm das System gebildet". Nein, „eines Lehrers einzelne Dogmen können nur dadurch wichtig werden, daß wir sehen wie er dazu gelangt"; „der Gehalt ist allen Zeiten gemein, nur die Form wechselt"; „nicht eigentlich die Wahrheit selbst ist das Gesuchte unserer Aufgabe, sondern dieses, daß der Geist zum Bewußtsein, zur Selbsterkenntniß dieses seines Innern gelange, und so wird es die Aufgabe der wissenschaftlichen Philosophie, die im

Innern der Vernunft gegebene philosophische Wahrheit des Nothwendigen, Guten und Schönen an das Licht des Bewußtseins hervorzuführen. Diese Ausbildung des Bewußtseins geschieht aber durch das Denken oder die Reflexion"; bloß ihre Geschichte ist die Geschichte der Philosophie als Wissenschaft; ihr Gegenstand ist nicht so sehr die philosophische Erkenntniß, als das Erkennen dieses Erkennens, nicht die Philosophie, sondern das Philosophiren, die Methode der Selbsterkenntniß; sie ist die Geschichte der logischen Fortbildung unsers Geistes, der richtigern Verwendung der Abstractionen.

Wie unter Anwendung dieser Voraussetzungen die Darstellung selbst ausfiel, wie ihre schwache Seite in der gelehrten philologischen Ausstattung im einzelnen, ihre starke in der über alles erstreckten sachkundigen Beurtheilung bestand, kann hier nicht weiter verfolgt werden. Auf die erste 1837 erschienene Hälfte folgte 1840 mit der zweiten die Vollendung des Ganzen, freilich so kurz und ablehnend in den die Leistungen des 19. Jahrhunderts betreffenden Partien, wie es unvermeidlich war, wo einmal nach Kant nur Aufgeben seiner allein richtigen Methode und darum nur Rückschritt und Beschädigung anerkannt werden konnte in dem, was die Geschichte der Wissenschaft am meisten interessirte. Dennoch oder wol ebendeshalb hatte Fries die Freude, sein Werk gerade von solchen Forschern ersten Ranges mit Wohlgefallen aufgenommen zu sehen, für welche nur eine mit der Exactheit des Naturforschers und Mathematikers behandelte Philosophie eine Bedeutung hatte. Alexander von Humboldt, freilich oft mit verbindlichen Worten verschwenderisch, doch hier näher eingehend, freut sich an dem „herrlichen langersehnten Geschenke", besonders über die Belehrung, welche es ihm gewährt, über „die Keime des mathematischen und physischen Wissens des Pythagoras, des Plato, des Aristoteles S. 127, 341, 415, wo Sie den Stagiriten etwas herbe behandeln; Sie sind der erste Philosoph, der durch gründliche Kenntniß solchen Wissens mit Kritik und Sprachenkenntniß verbunden mir von der Seite Vertrauen einflößte"; „wenn Sie", schreibt er, „wie ich vermuthe in einem weniger desultorischen Lebenswandel als ich führe, um 1 Uhr die Ruhe suchen, so können Sie sich jeden Abend sagen, daß ich bis 3 Uhr gleichzeitig und abwechselnd mit Ihrer Geschichte der Philosophie und mit dem geheimnißvollen Gange der Nadel beschäftigt sein werde"; „das ist eine Correspondenz der Geister, ein sich Vergegenwärtigen des geistig Verwandten, die mich in nächtlicher Abgeschiedenheit für manche Eindrücke des Tages entschädigt". Und Gauß in Göttingen schreibt ihm (11. Mai 1841) nach Empfang des zweiten Bandes, daß

ihn „die Schriften mehrerer vielgenannten (vielleicht besser sogenannten) Philosophen, die seit Kant aufgetreten sind, an das Sieb des Bocksmelkers erinnert haben oder an Münchhausen's Zopf, woran er sich selbst aus dem Wasser zog". „Der Dilettant", fährt Gauß fort, „würde nicht wagen vor dem Meister ein solches Bekenntniß abzulegen, wäre es ihm nicht so vorgekommen, als ob dieser nicht viel anders über jene Verdienste urtheilte. Ich habe oft bedauert nicht mit Ihnen an Einem Orte zu leben, um aus der mündlichen Unterhaltung mit Ihnen über philosophische Gegenstände ebenso viel Vergnügen als Belehrung schöpfen zu können." Auch noch ein anderer Astronom, der Minister B. A. v. Lindenau, hat „aus dem, was Fries über Hegel sagt, dessen Grundidee besser kennen gelernt, als aus dessen eigenen Schriften, von welchen er freilich keine einzige ganz durchgelesen hat"; „weniger", schreibt er, „möchte ich mit dem einverstanden sein, was Sie über Drobisch sagen, dessen Behandlungsart mich anspricht, allein freilich ist mein Standpunkt ein sehr einseitiger". Sehr einsichtig spricht sich auch Fries' Schüler, K. Hoffmeister in Köln, über das Werk aus: „es ist alles so gediegen und kernhaft, daß es mir vorkommt, wie das altrömische Mauerwerk, welches man zwischen dem leichten modernen Gebäude auf den ersten Blick erkennt"; aber er bemerkt dann nicht ohne Grund, daß Fries „manches Kant zuschreibe, was eigentlich ihm gehöre; dadurch kommt es, daß Ihre Verdienste sich nicht genug hervorstellen, sondern in die Kantischen Leistungen zum Theil verlieren. Wie nothwendig es ist, zur kritischen Forschung zurückzukehren, haben Sie auch aus der Geschichte der neuesten Verirrungen trefflich nachgewiesen; jetzt, wo diese allmählich erkannt werden, ist es doppelt nothwendig auf die wahre Philosophie hinzuzeigen, wenn das betheiligte Publicum nicht an aller Philosophie irre werden soll." Von seinem Leben Schiller's setzt er hinzu, wenn Fries es ansehe, werde er finden „daß es das Beste Ihnen verdankt, theuerster unvergeßlicher Lehrer".

Neben der Geschichte der Philosophie bearbeitete Fries in denselben Jahren 1837 u. ff. neue Auflagen seiner Logik und seiner psychischen Anthropologie, und besprach hier noch näher als früher sein Verhältniß zu dem von Lindenau genannten „befreundeten Gegner" und dessen Lehrer Herbart. Fries' flüchtige Berührungen mit dem letztern im Jahre 1799 und nachher 1824 (s. oben S. 66 und S. 238) hatten nicht zu weiterer Annäherung zwischen beiden geführt. Mehr Anerkennung für Fries und mehr Verlangen nach Frieden unter den beiden dissentirenden Philosophen hatte Herbart's ausgezeichnetster Schüler,

M. W. Drobisch in Leipzig. „Mir scheint", schreibt dieser im Jahre 1836 an Fries, „die gegenwärtige Lage der Philosophie von der Art, daß es für die gute Sache rathsam sein möchte, wenn diejenigen, welche über Geist und Zweck des Philosophirens einverstanden und in Gesinnung einstimmig sind, auf das Eigenthümliche, was ihren Unterschied begründet, kein allzu großes Gewicht legen wollten. Sie sagten am Schluß Ihrer Logik schon längst die treffenden Worte: wir hätten uns nicht in Kritiker, Skeptiker und Dialektiker spalten, sondern vereint als Kantianer stehen bleiben sollen. Ist nun eine solche Vereinigung wahrscheinlich für lange Zeiten hinaus ein bloßer frommer Wunsch, so ist es doch wol ein viel erreichbareres Ziel, daß diejenigen Schulen und Systeme, in denen noch der Geist der Kritik weht, und in denen noch die Philosophie ohne absolute Wissenschaft sein zu wollen ihr Streben die exacteste aller Wissenschaften zu werden nicht verleugnet, ihre Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind richten, der in den Systemen der Identitätsphilosophie die alte erprobte Logik und die echte Ethik zu stürzen und die Herrschaft einer verschrobenen Dialektik und eines sittlich unwürdigen Pantheismus an die Stelle zu setzen droht. Kann ich nun in solchen großartigeren Beziehungen den Unterschied zwischen Ihrer philosophischen Weltansicht und der meines würdigen Freundes Herbart nicht sehr bedeutend finden, so erfreue und erfrische ich mich an Ihnen beiden noch in anderer Beziehung. Denn wenn es mir bei der jetzigen Theilung der Wissenschaften nicht selten bedenklich vorgekommen ist, wenn ich an mir bedenken mußte, daß weder der Reichthum und die Strenge der Mathematik mir den Geist ganz erfüllen, noch die Erhabenheit der Aufgabe der Philosophie und die Kühnheit ihrer Unternehmung die Freude an der mathematischen Evidenz ersetzen konnte, so war es mir ein Trost an zwei so trefflichen Zeitgenossen lernen zu können wie man Erkenntnisse, die bei aller Verwandtschaft doch auch viel Ungleichartiges enthalten, mit Glück vereinigen könne." Aber wie freundlich auch solche Annäherung und wie erfreulich sie auch für Fries' heftiges Verlangen nach größerer Gemeinschaft war, so vermochte er doch nicht, nach dem was er für die hier auch der Philosophie gewünschte Exactheit schon selbst methodischer und instructiver erreicht zu haben überzeugt war, an seinen Verwerfungsurtheilen über die Herbart'sche Psychologie etwas zu vermindern; „ohne Maß kann man nicht messen", mußte er auch hier wieder antworten, „und für die intensiven Größen des geistigen Lebens kann keine Einheit gegeben werden"; Ignoriren qualitativer Unterschiede und Substituiren einer Hypothese von einem qualitätlosen einfachen Wesen und

dessen Selbsterhaltungsacten ist keine gute Theorie, „Herbart hätte sich schon durch Kant's Lehre von der Antinomie des Einfachen und Stetigen sollen abhalten lassen nach den metaphysischen Fehlern einer Monadologie zurückzugreifen". *)

Eine Schrift „über den optischen Mittelpunkt im menschlichen Auge nebst allgemeinen Bemerkungen über die Theorie des Sehens" vom Jahre 1839 und dann der „Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung" vom Jahre 1842 waren nun Fries' letzte selbständige Schriften. Von der erstern äußert er gegen einen Schüler, sie sei ihm auch „psychologisch sehr wichtig". Ueber die letztere berichtet ihm W. Weber von Göttingen, daß Gauß sie „mit vielem Vergnügen gelesen habe und ihm im wesentlichen beistimmen müsse"; er selbst gibt in einer Selbstanzeige, in welcher er sie mit Poisson's Arbeiten vergleicht, als Grund ihrer Bearbeitung an, daß ihm „die Philosophie der Wahrscheinlichkeitsrechnung bei den englischen und französischen Meistern auf einer falschen Theorie der Inductionen nach Condillac und Hume zu beruhen scheine".

Zu seinen letzten kleineren Aufsätzen veranlaßte ihn die Theilnahme an der Redaction der „Neuen Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung", zu welcher er seinen Namen mit hergab, als hier im Jahre 1842 ein letzter Versuch gemacht wurde, fast das letzte jener großen kritischen Institute, deren Erhaltung und Pflege man im Anfange des Jahrhunderts fast für einerlei mit der Sache der deutschen Gelehrsamkeit angesehen hatte, zu neuer Lebensfähigkeit zu regeneriren. Es sind gar nicht unbedeutende Aufsätze, vorzüglich werth in eine Sammlung kleiner Schriften von Fries mitaufgenommen zu werden, welche er für diesen ersten Jahrgang 1842 der erneuten Literaturzeitung noch geliefert hat. Zuerst eine Kritik von Jul. Schaller's „Geschichte der Naturphilosophie"; ihr wirft er besonders die Vernachlässigung der Geschichte der exacten Naturwissenschaft dabei vor, für welche vieles dort Angeführte wenig und vieles dort Ausgelassene die höchste Bedeutung habe. Ferner zwei Anzeigen mathematischer Schriften, des „Lehrbuchs der Geometrie" seines Schülers Kunze in Weimar und der soeben angeführten Schrift von Poisson, sowie seiner eigenen über die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Dann eine kurze

---

*) Aus Fries' Nachlaß ist noch im Jahre 1847 ein Aufsatz desselben „über den Unterschied zwischen Anschauung und Denken gegen J. F. Herbart" erschienen in den von Apelt, Schleiden, Schlömilch und Schmid herausgegebenen „Abhandlungen der Fries'schen Schule" (Leipzig 1847), Heft 1, S. 8—30.

Besprechung der von Twesten herausgegebenen philosophischen Ethik Schleiermacher's spricht die höchste Anerkennung für Schleiermacher's Geist und Charakter aus, aber zusammen mit Klagen über „den Herder'schen Widerwillen desselben gegen scharfe Abstractionen, aus welchem die ganze logische Methode der Gegensätze bei ihm entstanden sei". Die gehaltvollste Abhandlung ist dann die letzte, eine ausführliche Beurtheilung von Rosenkranz' „Geschichte der Kantischen Philosophie" und von Chalybäus' Schrift „Die moderne Sophistik"; sie gibt ihm Gelegenheit, in vorzüglich einleuchtender und gemeinverständlicher Weise die groben logischen Verstöße und Verwechselungen darzulegen, ohne welche das ganze Großthun mit tiefsinnig lautenden Worten besonders bei Hegel unmöglich gewesen sei.

---

12. Beschwerden seit 1837. Rückblicke. Tod Eleonorens 1842. Letzte Krankheit 1843.

Von dieser nicht geringen schriftstellerischen Thätigkeit bis in dieses letzte Jahr seines Lebens hatte Fries auch das nicht zurückgehalten, daß seine Gesundheit schon lange vorher eine schwere Beschädigung erlitten hatte. Schon am 29. Juni 1837 hatte er einen Schlaganfall zu bestehen gehabt, welcher ihm auch eine bleibende Lähmung des linken Beins zurückließ, ihn auch im Herbst in Teplitz Hülfe zu suchen nöthigte, welcher aber sonst seine Arbeitskraft wie seine Stimmung nicht allzusehr alterirte. Der Minister v. Gersdorff, welcher ihn anders kannte als der Freiherr v. Stein (s. oben S. 179, 180) und, wie er schreibt, „sich's zur Ehre rechnete seinen dankbarsten Schülern anzugehören", sprach ihm bei dieser Gelegenheit, nachdem er nicht aus Fries' Briefen, sondern durch Andere Kunde von dessen Unfall erhalten hatte, mit Recht seine Anerkennung aus: „auch in diesem Stillschweigen erkenne ich die edle Natur, welche das Innerste des Daseins, soweit es Menschen vergönnt ist erfassend und in sich zur Gewißheit erhebend eben darum jener ἀταραξία theilhaftig ward, welche die bloße ἐποχή des Skeptikers nicht gewähren kann, sondern welche aus dem durch Denkkraft zu klarem Bewußtsein erhobenen, dem vernünftigen Geiste nothwendigen Vertrauen erwächst, in den Thatsachen der Grundüberzeugungen seines

Geistes über Einheit und Werth des Wesens der Dinge die Wahrheit vernommen zu haben. In diesem Sinne gottgläubig und der ewigen Bedeutung auch unsers Wesens gewiß wandeln wir eine Bahn, als Lehrer Sie, ich als Schüler in den manchfachen Verwirrungen und geisttödtenden Zerstreuungen oder Entgeistungen des Lebens in der geschäftlichen Wirksamkeit."

Gegen Andere konnte Fries aber doch die Klagen nicht zurückhalten; „im vorigen Frühjahr", schreibt er im Herbst 1837, „fühlte ich mich noch ganz wohl und stark in meiner Weise; jetzt fühle ich mich durchweg gehemmt, körperlich wie geistig, doch will ich thun was ich noch kann; vielleicht bringe ich doch die Geschichte der Philosophie nach und nach zu Stande". „Eine plötzliche Lähmung hat mich um den Sommer und die Herbstferien gebracht, die ich in Teplitz verträumen mußte. Jetzt geht es mir etwas besser; aber das Uebel ist nicht gehoben; wenn ich nur wieder frischer geistig thätig sein könnte! 64 Jahre sind doch noch zu wenig zum Stumpfwerden." So begann denn schon hier für ihn eine Zeit des Abschließens und der Rückblicke auf das abgelaufene Leben; in Teplitz schrieb er damals einen großen Theil seiner hier benutzten Denkwürdigkeiten; auch seine Briefe aus dieser Zeit enthalten solche zusammenfassende Rückblicke. „Du fragst mich", schreibt er im Sommer 1837 an W. v. Beaulieu noch kurz vor dem Schlaganfall, „wie weit ich meinen jugendlichen philosophischen Ansichten treu geblieben sei. Darauf wird wol außer dem ältern Reinhold fast jeder Philosoph antworten wie Spinoza: Scio me veram intelligere philosophiam. Oft merkt man nicht, wo man die Meinung geändert hat, indessen kann ich mich durch meine Bücher ziemlich genau orientiren, und da finde ich, daß ich nur weiter ausgeführt, aber nirgends geändert habe. Genirt hat mich nur das frühe Druckenlassen, das ich aber als Professor nicht vermeiden konnte. Besonders gilt dies der Kritik im zweiten und dritten Bande. Beim zweiten Bande konnte ich indessen mit der zweiten Auflage nachhelfen, aber den dritten Band mußte ich lassen wie er war, um das Jugendliche der Darstellung nicht zu vernichten. Ich habe dann mit der Religionsphilosophie und Aesthetik nachzuhelfen gesucht, die aber etwas zu kurz ausgefallen sind. Mit meiner Bücherwelt bin ich ganz zufrieden, aber im Leben habe ich 1817 einmal den Bock geschossen, mich freundlich zu den ehrlichen Jahnianern zu stellen, denen doch mit geringer Ausnahme jede feinere und höhere wissenschaftliche Ausbildung fehlte, die also gar nicht zu mir paßten. Dieser Fehler hat mich auch allein in die demagogische Misère gebracht, denn selbst die mainzer Lumpe haben nichts gegen

meine Lehre aufgebracht. An Heinrich Schmid habe ich in der Bücherwelt meinen treuesten Freund verloren. Schleiermacher sagte von mir, mir fehle ein belebendes Princip, und daran mag er sehr recht haben. Ich bin als Philosoph ein Mathematiker; meine Sachen sind richtig gerechnet, aber wenige mögen diese Rechnungen brauchen. Es liegt in meiner Lehre etwas fertig Abgeschlossenes, was es den Leuten wol schwer machen mag mit mir zuzugreifen." Daneben klagt er gegen seinen Schüler F. Franke in Rostock über die Leute „mit ihrer neoplatonischen Selbstoffenbarung Gottes, mit ihrer gehegelten, dümmer als scholastischen Dialektik, in der kein gesundes Urtheil ausgesprochen werden kann". „Die Philosophen wachsen uns ja zu, wie die Pilze nach dem Regen, aber die meisten sind auch sogleich wieder vergessen. Die Hegel'sche Herrlichkeit scheint mir schon dem Verstieben entgegengeführt zu werden." „Du rufst fuimus Troes; ich meine aber, sollte die historische Schule einmal wieder von einer philosophischen zurückgedrückt werden, so kommen wir doch noch einmal an die Reihe. Wer wird es erleben!"

Wehmüthiger und doch sehr resignirt äußert er sich am Ende des Jahres 1840 gegen Reichel beim Tode ihres gemeinsamen herrnhutischen Freundes F. L. Kölbing. „Ich meinte eigentlich, ich werde Euch allen vorausgehen. Mit meiner Aussicht auf dies Ziel steht es mir jetzt wie Dir. Bin ich krank, so weiß ich es nicht, denn meine Krankheiten sind immer ohne Schmerzen gewesen und sind es noch. Auch befinde ich mich völlig ungehindert für das Geschäft. So habe ich es körperlich leicht und gefalle mir auch geistig noch. Die Leute loben mich, daß ich meine Geschichte der Philosophie noch so munter zu Ende geführt habe, und jetzt bin ich auch mit meinem Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung zum Ziel, an dem ich schon lange arbeite; die Sache ist mir natürlich nur von philosophischem Interesse, doch habe ich in den meisten Theilen immer mit sehr schweren mathematischen Theorien handgemein bleiben müssen. Da bin ich denn mit meinen schriftstellerischen Arbeiten eigentlich am Ende bis auf eines, woran mich zur rechten Zeit die politischen Händel hinderten; dies wäre der zweite Band meines Handbuchs der praktischen Philosophie, die philosophische Staatslehre; dafür will ich mich nun bemühen mein Manuscript zu ordnen"; sie wurde erst mehrere Jahre nach Fries' Tode von Apelt im Jahre 1848 herausgegeben. „Dann aber die Gegenseite, mein wiederholtes Klagelied an Dich. Es war gewiß richtig, daß ich von Euch ging, denn ich hätte nie unter Euch getaugt. Aber in den

andern Verhältnissen war ich politisch und häuslich dem Leben nicht gewachsen, in dem ich so allein steuern sollte. Mein politisches Unglück hat mir nie eine trübe Stunde gemacht, aber wol manche vergnügte; doch hinterdrein drückt es mich sehr, daß ich so viel Schaden an meinem Einkommen hatte und mit der Erziehung meiner Söhne so sehr gehindert war in diesem unglücklichen Jena, in dem es auch keine Spur einer brauchbaren Schule gab. Hätte ich Dir doch die Jungen gelassen, und mir nur die Mädchen behalten! Unsere Töchter sind die Freude unsers Lebens."

„Von meinen Schülern", schreibt Fries im folgenden Jahre 1841 an einen derselben, „sprichst Du in zu weitem Umfange. Göttling und Hand sind mir wol befreundet, Schulze noch mehr, aber sie werden meine Aufgabe nicht leicht treffen. Scheidler ist zu zerstreut. Aber Apelt, Mirbt, Schleiden und dessen Freunde halten fester zu mir, und gehen sie vorwärts, so werden sie mit mir gehen. Vielleicht gewinne ich auch einmal etwas an Ernst Schmid, der jetzt hier anfängt. Ich fürchte nur, daß was in meinen Arbeiten von stehen bleibender Bedeutung ist, erst sehr spät einwirken wird, weil zur Zeit diese ernsten philosophischen Interessen so sehr zurückgedrängt sind. Wie wäre es nur geworden, wenn Schleiermacher meine Berufung nach Berlin nicht zu Gunsten Hegel's verhindert hätte!" „Die Leute der deutschen Jahrbücher renommiren allerdings recht lebendig, sind aber gar nicht unsere Freunde. Sie haben von Hegel die Unphilosophie, daneben aber sich selbst einen absolut liberalen Renommisten fertig gemacht, den sie Hegel nennen, der aber nie in Berlin lebte. Die gottoffenbarende Empirie ist eigentlich jetzt die Modelehre, denn sie steckt auch hinter Schelling und den frommthuenden Hegelianern." Auch gegen De Wette rühmt er es bald darauf: „eins kann ich mir loben, hier zwei philosophisch sehr tüchtige Freunde gefunden zu haben, nämlich in ganzem Umfange an Professor Apelt, dem Mathematiker, Astronomen und Philosophen, und von einer unerwarteten Seite an Professor Schleiden, dessen pflanzenphysiologische Untersuchungen viele Anerkennung gefunden haben, und der in diesen Gebieten meine Logik für sehr wichtig erklärt und entschieden zu handhaben weiß."

De Wette hatte um dieselbe Zeit Fries' Geschichte der Philosophie studirt und sehr gepriesen, aber geklagt, daß seine Polemik darin oft „nicht genug überzeugend sei" für solche, welche „sein System und seine Sprache nicht kennten"; „leider alte Klagen", setzt er hinzu, „und die niemals auf Dich Eindruck gemacht haben, um Dich zu größerer Aufmerksamkeit auf Deine Schreib- und Darstellungsart zu bewegen". Fries

antwortet: „mit Deinem Urtheil über meine Geschichte der Philosophie hast Du mich sehr erfreut. Mit dem Glauben an Kant's künftigen Sieg habe ich es so. Wird einmal wieder klare und feste Wissenschaft in philosophischen Dingen gefordert, so müssen wir recht behalten. Aber wann das treffen wird weiß ich nicht. Die Schlegel und ihre Romantiker haben uns das Spiel verdorben. Fichte und Schelling sprechen nur diesen nach, und Hegel ist purer Nachtreter von Schelling. Aber Hegel hat mit seiner dürren Dialektik alle Philosophie vernichtet. Der Gehalt in seinen Vorlesungen gehört nur der historischen Schule und noch dazu höchst oberflächlich. Seine verworrenen Nachfolger wissen gar nicht mehr was Philosophie sei und dadurch sind diese Angelegenheiten ganz der Anarchie anheimgefallen. Mich braucht jetzt fast niemand mehr; indessen habe ich den Muth noch nicht verloren, auch noch einmal etwas günstiges zu erleben, wiewol Konopak's Tod mich lebhaft mahnt, es werde mit mir so lange auch nicht mehr gehen." Sehr bescheiden setzt er hinzu: „mit Deinem Tadel meiner Darstellung und Sprechweise wirst Du vielleicht recht haben, aber ignoti nulla cupido. Du bist selbst daran schuld, warum befolgtest Du meinen Rath und gingest von Heidelberg von mir! Wären wir beisammengeblieben, so hätte ich von Dir gelernt: So bin ich ungeschult geblieben." Bald nachher, im Frühjahr 1842: „vielleicht kommt nun der Umsturz der Hegelei auch mir zu einigem Vortheil, denn an Schelling's Wiedergeburt und Erneuerung kann ich noch nicht recht glauben. Aber große Flammen werde ich auch nicht anzünden, denn unsere politischen Interessen sind wie erstorben und unsere theologischen Ansichten nur wahr und gar nicht abergläubisch, die Leute mögen aber wenig Wahrheit und wollen ihre Fetische nur neu anstreichen lassen, nicht mit haltbarem Lack, aber doch mit neuen Farben."

Um dieselbe Zeit auch gegen Beaulieu ähnliche Rückblicke und Klagen. „Die Regierung hat zwar meine demagogischen Wunden vernarben gemacht, aber die Narben werden mich wol immerfort drücken. Dahin gehört vorzüglich, daß meine Schriften so wenig beachtet werden. Ich habe immerfort drucken lassen, erst vor kurzem zwei Bände Geschichte der Philosophie, aber meine Warnungen gegen den absurden Hegelkram werden nicht beachtet. Der preußische Schulzwang hatte die Leute zu Hegel's absurder Sprache gezwungen und nun verstehen sie keinen vernünftigen philosophischen Gedankengang mehr. Männer wie Trendelenburg fangen denn doch endlich im Kreise dieser Leute selbst an auf die Unhaltbarkeit ihrer Reden aufmerksam zu machen; vielleicht kommt man damit wieder zur gesunden Vernunft zurück."

Doch immer Schwereres wurde ihm auferlegt. Im Juni 1842 hatte sich der Krankheitszustand seiner Frau, welche seit dem Weihnachten 1841 von Lähmung und Erblinden an einem Auge getroffen war, so sehr verschlimmert, daß er an Zezschwitz schrieb: „kann sich die geistige Fassung meiner guten Frau nicht mehr heben, so ziehe ich für sie auch den letzten Frieden vor.“ Schon vier Tage darauf erfüllten sich diese Besorgnisse; in der Nacht vom 2. zum 3. Juli 1842 wurde seine Frau von ihren Leiden erlöst. Noch am 16. schreibt er darüber an seine Kinder: „auch das Spiel um Leben und Tod sieht der siebenzigjährige Mann anders und ruhiger an als Ihr in den Blütenjahren der Hoffnung! Die Nacht des Abschieds von der Mutter gefiel mir recht wohl, wie wir ungesucht so still um sie versammelt wurden zu den nächtlichen Stunden der Vollendung. Ja ich habe sie mit Beruhigung scheiden sehen und freute mich, daß sie mir voranging, denn in den letzten Wochen betrübte mich oft der Gedanke, wenn ich sie allein lassen sollte in diesem hülflosen Zustande. Die bittern Thränen waren früher geflossen, als ich meine Schlafstelle aus dem Krankenzimmer verlegen und die Familie von ihr entfernen mußte mit dem Gedanken, zu dir kommen wir nicht wieder zurück! Ihr Heimgang that mir wohl, wenn mein Gedanke an diesen Zustand ihrer Leiden gebunden blieb; aber nun wird ein wehmüthiger Gedanke vorherrschend. Noch vor wenig Monaten war die Mutter weit lebensmuthiger als ich, daß sie so froh noch wünschen konnte, wir möchten nur noch einige Jahre in ruhigem Frieden zusammenbleiben, nachdem die vielen Sorgen um die heranwachsenden Kinder nun überstanden waren; warum nun ist ihr das nicht gewährt? Wir nehmen es hin in Ergebenheit. Nun ermahnt Ihr mich, daß ich mit Euch und Euern Kindern noch eine Weile standhalten soll. Ja recht gern, wenn meine Geisteskräfte nur leidlich langsam bleichen. Ich weiß nun nicht, wie es mir beschieden sein wird.“

Von hier an hob sich sein guter Muth nicht recht wieder. An Reichel, welcher ihm gerade um dieselbe Zeit von dem Tode zweier herrnhutischen Freunde, Joh. Plitt und Hüffel, geschrieben hatte, antwortete er: „ich kann es mir gar nicht als möglich denken, daß mich einmal eine solche Angst anwandeln könne, denn ich habe mich ja nie vor Gott gefürchtet. Aber Deine Klagen über das Altwerden habe ich ganz mit Dir zu theilen. Ich sehe wenigstens schon seit vierzehn Jahren dem Hinwelken meines Geistes zu, auch in jenem Untreuwerden des Gedächtnisses, besonders aber stufenweise mehr und mehr ein Verbleichen der Einbildungskraft. Die Belebung der Phantasie fällt mir

von Jahr zu Jahr mehr weg, gut daß ich nicht berechnen kann, wie bald bis zum wirklichen Verlöschen, denn überlebte ich dieses, so wäre ja unglückselige Altersstumpfheit da. Daneben steht die Warnung, daß jenaische Professoren selten bis über ihr 73. Jahr halten. Also höchstens noch vier Jahre Spielraum."

Aber so viel ward ihm nicht einmal mehr gewährt. Mit Bekümmerniß sahen ihn die Freunde rascher als sonst gebeugt. Hand schreibt ihm an seinem Geburtstage dem 23. August 1842: „möge Gott Sie uns erhalten, gesund erhalten, damit die Kraft des Körpers im neuen Lebensjahre der Kraft des frischen Geistes das Gleichgewicht biete. Sie sind uns allen für unser eigenes Lebensglück so nöthig und unsere Verehrung und Liebe hat tiefe Wurzeln geschlagen, darum sei der heutige Tag uns ein Tag neuer Hoffnung, neuer Versicherung, daß Sie uns auch ferner noch lieben und darum leben wollen." Eine letzte Erholungszeit war ihm im Herbst 1842 noch eine Ferienreise nach Marburg, wo er schon bei einem frühern Aufenthalt 1840 J. Sengler, K. Fr. Hermann, E. Platner u. a. kennen und schätzen gelernt hatte, von welchen die beiden ersten gerade damals 1842 diese Universität wieder verließen. Er begann auch im Winter sogleich wieder Vorlesungen über Ethik und Geschichte der Philosophie, und wurde für den Anfang des neuen Jahres von den Collegen wieder zum Prorector gewählt. Schon hatte er in den Weihnachtsferien die Rede entworfen, mit welcher er dies Amt antreten sollte, und hatte recht bestimmt das Gefühl dabei, daß diese ein Abschiedswort an die Universität werden sollte. Und zur Schätzung der Wahrheit und der Geistesfreiheit um ihrer selbst willen zu ermahnen, dies sollte sein letztes Wort, seine letzte Bitte an die Studirenden sein; er knüpfte es an den Gegensatz von Humanismus und Philanthropismus, und wie hoch er auch die Siege schätzt, welche der letztere in den großen Fortschritten der Natur über den Aberglauben davongetragen hat, wie sehr ihm auch Luther ein glücklicher und Galilei ein Märtyrer scheint, so findet er doch eine „mächtige Wahrheit", in dem Vorwurfe, daß der Philanthropismus „nur einem Nützlichkeitsprincip von untergeordneter Bedeutung huldige", will mit Sokrates und Plato die Gesundheit der Seele und die Gerechtigkeit nicht weil sie nützlich, sondern weil sie schön und gut sei, geschätzt sehen und warnt, daß der von unten aus dem Bedürfniß gekommene Enthusiasmus für die materiellen Interessen nicht höhere Begeisterung verdrängen möge: „sieht solch ein Leben nicht aus wie jene Kirche, aus der man die Altäre genommen, um ein Waarenlager daraus zu machen? Darum so wahret euch, daß euer

Salz nicht dumm werde." Aber selbst und mündlich diese Worte den Studirenden wie seinen letzten Willen vorzutragen ward ihm nicht mehr vergönnt. *) Gerade am ersten Tage des Jahres 1843, als er sich soeben anschickte die Besuche von Freunden und Studirenden an diesem Tage zu empfangen, wurde er vom Schlage getroffen, und damit begann für ihn ein langes Leiden, aus welchem er zu keiner Heilung und was das Schlimmste war, auch zu keinem ganz ungehemmten Gebrauche seiner Geisteskräfte wieder gelangte. Zuerst war nur an der linken Seite Arm und Fuß gelähmt, der Mund verzogen und die Sprache sehr erschwert; seine Schwester mit ihrer Pflegetochter, sein zweiter Sohn, welcher vor kurzem Doctor der Medicin geworden war, auch Schüler und Freunde verpflegten ihn Tag und Nacht. Doch auch nach dem neunten Tage dauerte das Fieber fort und die Lähmung blieb; er mußte gefüttert, gewaschen werden, jede Aufregung war verboten, er lehnte sie auch selbst ab, selbst Nachrichten von Kindern und Enkeln; aber „wir pflegen ihn alle gern", schreibt seine Schwester, „er gab uns allen ja nur Liebe, engelsgeduldig, freundlich dankbar ist er immer, Schmerz hat er gar nicht, nur todtmatt ist er". Ende Februar schien sich's dann zu ändern; „es geht in vieler Hinsicht besser", schreibt sie, „sein Geist ist freier, nicht mehr so gebunden". Aber am 16. März traf dann ein zweiter Schlaganfall auch die rechte Seite des Kopfes; „seitdem", schreibt sie nun, „ist das Bewußtsein sehr verdunkelt; kläglich, wenn er so dringend bittet: helft mir! Fragen wir dann: thut dir etwas weh? so sagt er: nein, aber alles ist mir unklar, ich weiß nicht wo ich bin; weckt mich doch ganz auf oder laßt mich ganz einschlafen". Von Ende März bis Anfang Juli brachte auch seine älteste nun auch schon vollendete Tochter (sie starb am 27. Aug. 1866) mit ihren Kindern im Hause zu, und ihre Pflege und die Kinder erfreuten ihn oft; „er ist sehr bedauerlich", schreibt sie, „aber noch viel mehr gut, geduldig und freundlich, sodaß man ihn in seiner unendlichen Schwäche erst recht verehren lernt, denn wer nicht immer so gut, geduldig und anspruchslos wie er war, kann nicht so himmlisch gut dem Ende entgegengehen". Am 16. Juni folgte ein dritter Schlaganfall, die Sprache war anfangs wieder verloren und große Theilnahmlosigkeit der Zustand; aber noch einmal wurde der verhängnißvolle neunte Tag überstanden, die Sprache kam wieder; „er scheint

---

*) Die Rede ist gedruckt unter dem Titel: Die letzten Worte von J. F. Fries an die Studirenden in Jena (Jena 1843).

besser", schreibt die Tochter, „doch ist er fast den ganzen Tag in Phantasien", bald war er in den Alpen oder in Paris, bald im Gemeinesaal zu Herrnhut; er fragte: ist nicht Reichel bei uns? und sprach von seiner Karoline. Im Anfang August schreibt dann die Schwester: „der gute Vater wird immer stiller und ruhiger, immer bittet er nur um Stille und Ruhe", auch jenaische Freunde wollte er nicht sehen, doch als v. Gersdorff aus Eisenach eintreten wollte und ebenfalls draußen abgewiesen wurde, hörte er es aus weiter Ferne, „ist da nicht Gersdorff?" und verlangte ihn zu sehen und sprach noch klar und freundlich mit ihm. Am 9. August bewachte den ruhig Schlummernden die Schwester bis 10 Uhr und deren Tochter bis 11; der Sohn, der alsdann wachte, hörte gegen Morgen um halb 4 Uhr einen tiefern Athemzug, und als er herantritt findet er ihn ruhig in Schlummer liegend wie vorher, aber ohne Puls und Athem. „Wie schön", schreibt die Schwester, „ist die Losung und der Text zu seinem Heimgangstage: mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir. An seinem Geburtstage verhieß ihm der Herr: Jakob soll in Friede wohnen; an seinem Heimgangstage ruft er uns und ihm zu: Friede sei mit euch"; diese Worte Luk. 24, 36 waren der Lehrtext des 10. August. Wenige Tage nachher, am 23., seinem Geburtstage, würde er sein siebenzigstes Jahr vollendet gehabt haben.

Am 12. August lag er in seinem Sarge, im weißen Sterbekleide und mit seinem wohlbekannten grünen Sammtbaret, ganz bedeckt mit Blumen, die er immer so geliebt hatte, und in jeder Hand einen großen Strauß. Die Leiche war schön und friedlich; die Collegen und viele Bürger kamen sie zu sehen. Von den Studirenden wurde er abends mit Fackeln hinausgeleitet, zu seinem Grabe neben seiner Karoline. Ein treuer Schüler, welcher dort redete, Prediger Klopfleisch, knüpfte sein Wort *) an die Losung des Tages: „Werde Licht", und rühmte am meisten dies seltene Zusammensein so außerordentlicher Leistungen wie die seinigen mit so viel Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, so viel Güte und Freundlichkeit gegen alle Menschen, unter welchen „seine freundliche Erscheinung überall so gern gesehen wurde"; „ein heiliger Geist der Liebe ging durch sein Wesen hindurch und verbreitete über dasselbe eine Milde und Heiterkeit und einen Frieden,

*) Rede am Grabe von J. F. Fries am 19. August 1843 gehalten von Dr. Chr. Klopfleisch, Archidiakonus zu Jena, daselbst 1843.

die er auch in trüben Zeiten und schweren Schicksalen sich bewahrte; in seinem ganzen Charakter war kein falscher Zug und die Verleumdung selber hätte nicht vermocht, die Reinheit und Lauterkeit seines innern Menschen zu verdächtigen". So schloß auch der Freund Hand seinen Nekrolog *): „Einen reinern und gediegenern Charakter kann es nicht geben, dessen sind die vielen dankbaren Schüler und Freunde die noch lebenden Zeugen. Wer ihn je kannte, mußte ihn aus voller Seele hochachten und lieben."

*) In der Jenaischen Allg. Literaturzeitung, 1843, Nr. 214, S. 866.

Beilagen.

I. Zum Andenken an J. F. Fries.

Im September 1843 geschrieben von **W. L. M. De Wette.**

> **Multis ille bonis flebilis occidit:**
> **Nulli flebilior quam mihi.**
> *Horat.*

Indem ich trauernd am Grabe meines Freundes und Lehrers stehe, und der Größe des durch seinen Tod erlittenen Verlustes nachsinne, kann ich nicht zweifelhaft bleiben, welcher Antheil bei mir überwiege. Groß war er als Denker, herrschend stand sein freier klarer Geist über der oft verworrenen Masse des wissenschaftlichen Stoffes, und mir ward er Führer; aber über Alles geht mir in ihm der Mensch. Als solchen habe ich ihn selbst in dem innersten krystallhellen Kerne seines Daseins, seiner Person, in dem, was der Schöpfer in ihm unauflöslich zusammengeknüpft hat, und was Zeit und Tod nicht scheiden kann, was ihm selbst und mir, der ich ihn in mein Herz geschlossen habe, ewig bleiben wird; während, was er als Denker gewesen und gewirkt oder auch noch wirken wird, zwar durch seine Persönlichkeit bedingt ist, aber nur eine wenn auch ausgezeichnete Stelle im Entwickelungsgange der menschlichen Weisheit einnimmt, nur den Theil eines Ganzen, den Durchgangspunkt eines geschichtlichen Processes ausmacht, und er selbst nur Mittel und Werkzeug des diesen Proceß bewegenden, der europäischen Menschheit angehörenden Geistes ist. Wie ich überhaupt mit ihm das Einzelne für das Wirkliche halte, so ist mir auch die Persönlichkeit, der Charakter des Menschen, das allein Wesenhafte, was innern eigenen Werth hat, was Achtung und Liebe verdient und unsterblich ist. So tritt denn vor die Seele des trauernden Freundes, du edle würdige Gestalt, einfach und demüthig wie ein Kind, aber groß und erhaben wie ein Held, zart und keusch wie eine Jungfrau, aber fest und stark wie ein Mann! Tritt hervor, und

entfalte dich mir mit allen deinen Zügen, in all deiner Schönheit und Hoheit!

Die körperliche Erscheinung meines Freundes hatte etwas Schwächliches und Krankhaftes (in den Jahren 1807 fg. war er fortwährend in einem fieberhaften Zustande, und damals hätte man ihm kein hohes Alter geweissagt), dabei war in seinem Auftreten und Benehmen etwas Weibliches und Zaghaftes, wovon die Ursachen ebenso sehr in seiner herrnhutischen Erziehung als in seinem Organismus liegen mochten. Er war nicht dazu gemacht mit körperlicher Kraft zu wirken und durch seine körperliche Erscheinung Eindruck zu machen. Seine Gesichtszüge waren nicht unangenehm, aber nicht ein durchsichtiger Spiegel seiner Seele. Die Klarheit und Ruhe seines Geistes sprachen sie aus, aber nicht, was in seinem Gemüthe und Charakter lag. Wenig sagend, matt und ohne Feuer war das Auge, vielleicht darum, weil er ganz leidenschaftlos war, weil die Liebe und Begeisterung in ihm nicht im irdisch-farbigen, sondern rein-ätherischen Feuer strahlte. Stärke der Seele hätte man wol schwerlich in seinem Gesichte gelesen, vielleicht darum, weil sie in ihm ohne allen Kampf, in heiterer Ruhe und Entschiedenheit lag, und sich nicht begehrlich und ungeduldig hervordrängte. Seine körperliche Erscheinung war das schwache glanzlose Gefäß eines großen Geistes und Charakters. Die Rede ist die unmittelbarste Ausdrucksform des Geistes sowol des denkenden als fühlenden und wollenden; aber auch damit hatte der Schöpfer den sonst so hoch Begabten nur sehr unvollkommen ausgestattet. Seine Stimme hatte, wie seine Gestalt, etwas Unmännliches und Schwächliches, weder die Stärke und Tiefe des Basses, noch die sanft eindringende ergreifende Kraft des Tenors, und fiel leicht ins Hohle und Schrillende. Mit der Kraft und Anmuth der Stimme fehlte ihm auch die Gabe des Rhythmus und der Modulation oder das, was zum angenehmen rednerischen und dichterischen Vortrage, zur Declamation gehört. Eine gewisse Beredsamkeit hatte er. Im Gespräche fanden die Blitze seiner Gedanken, seine durchgreifenden Urtheile, seine treffenden Bemerkungen leicht die oft überraschende Form von Schlagworten des Witzes und Epigramms; und wenn er zusammenhängend sprach, so folgte der Fluß der Rede unaufgehalten dem der Gedanken. Aber leicht widerfuhr es ihm, daß er zu schnell, zu wenig an den fremden Gedankengang sich anschließend und mehr für sich selbst als für den Hörer sprach. Wie ihm demnach die Gabe der Ueberzeugung fehlte, so hatte er auch nicht die Beredsamkeit, die vom Herzen zum Herzen geht. Wenn er rhetorisch oder dichterisch reden wollte, so fiel er ins Hoch-

trabende und Ueberladene. Niemand erkannte mehr als er selbst diesen Mangel, der seiner Wirksamkeit als Lehrer sehr hinderlich war. So fehlte es ihm auch an Weltklugheit, an der Kunst und Gewandtheit mit Menschen umzugehen und sich gegen ihre Dreistigkeit und List sicherzustellen; wovon der Grund lag theils in einem wirklichen Mangel an praktischer Begabung, theils in seiner Lebensansicht, in der Geringachtung alles dessen, was die Weltleute hochachten, in seiner Uneigennützigkeit und seiner Unfähigkeit sich mit dem Schmutze, der so oft der hochgepriesenen Weltklugheit anhaftet, zu besudeln.

Diese und vielleicht noch andere ähnliche Mängel hatte mein Freund, aber einen sittlichen Fehler oder Flecken habe ich nicht an ihm gekannt.

Wie er in Kunst und Dichtung nichts so sehr verachtete und haßte als Lüsternheit, wollüstige Weichlichkeit und Unreinheit, so war ihm selbst alles dieses fremd. Nie habe ich bei ihm die geringste Empfänglichkeit für unreinlichen Witz und Zweideutigkeit, die häufigen Verräther einer verderbten Einbildungskraft, bemerken können. Obgleich er in der Kunst viel Sinn für körperliche Schönheit hatte, so möchte ich doch bezweifeln, daß auf lebender Schönheit dieser Art sein Auge je mit begehrlichem Wohlgefallen geruht habe. Die Liebe zu seiner ersten Gattin, die ihr liebliches jungfräuliches Wesen noch in spätern Jahren bewahrte, war (soviel ich nach späterer Beobachtung urtheilen kann) unschuldig wie die erste Liebe eines reinen Jünglings. Die Genüsse der Tafel galten ihm für nichts als ein Mittel der Geselligkeit, und die Mäßigkeit war bei ihm nicht eine Tugend, sondern Gesetz und Bedingung seines Daseins. Die Flecken des Geizes und der Kargheit hafteten an seiner reinen Seele so wenig als der Rost am Golde. Ebenso fremd war ihm Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht und alle Selbstsucht. Und wie hätte er bei seinem anspruchslosen Wesen sich je mit Ungerechtigkeit und Haß beflecken können? Da ihm alle selbstischen unreinen Triebfedern fremd waren, so hätte ihn nur der Eifer für die Wahrheit und Wissenschaft zur Ungerechtigkeit fortreißen können (und wie viele Ungerechtigkeit, wie viel Uebermuth wird von Gelehrten in Kritik und Polemik geübt!); aber wenn er auch eine scharfe Feder gegen wissenschaftliche Gegner führte, so war sie doch nur in die reinigende Salzsäure des Scharfsinns getaucht. Aber vielleicht war er wie so viele Gelehrte und besonders Philosophen eigensinnig und ungeduldig gegen Widerspruch? Kein Philosoph unserer Tage hat mehr als er die Arbeiten seiner Zeitgenossen, selbst derer, die ihm vornehme Verachtung entgegensetzten, berücksichtigt und benutzt,

und er wußte von allen zu lernen. Wohl möglich ist, daß Fries mit den meisten Gelehrten den Fehler einer gewissen Reizbarkeit und Ungeduld theilte, der bei ihm in körperlicher Reizbarkeit noch einen besondern Grund hatte. Nie aber habe ich ihn heftig gesehen, und Roheit war mit der Zartheit seines Wesens unverträglich.

Hätten die Flecken unreiner Neigungen und Gesinnungen an seiner Seele haften können, so würden sie vor seiner Geistesklarheit, wie Nebel vor der Sonne, geschwunden sein, wenigstens keine Stärke und Herrschaft erlangt haben. Die Menschen fröhnen darum schlechten Neigungen und einer rohen stolzen Selbstsucht, weil sie im irdischen Stoffe und sich selbst befangen, dunkel und verdüstert sind, und weder die Verhältnisse und den Werth der Dinge an sich noch auch ihr eigenes Verhältniß zu ihnen klar erkennen, weil sie den Dingen einen Werth beilegen, den sie nicht haben, weil sie über sich selbst andere vergessen oder nicht gehörig achten. Wahrhaft bewundernswerth war die Klarheit, Unabhängigkeit und Erhabenheit des Geistes, vermöge deren Fries alles im rechten Lichte und Verhältnisse sah. Werth und Zweck sah er allein in der Würde, Kraft, Freiheit und Reinheit des geistigen, sittlichen Lebens, und alles andere erschien ihm nur als verdunkelnde Hülle und Schatten, höchstens als Gerüst und Werkzeug für die thätige Kraft. Leicht und für viele klar ist der Unterschied zwischen dem Sinnlichen, Irdischen, Vergänglichen und dem Geistigen, Himmlischen, Ewigen. Aber wie viele sind befangen und verworren, wenn es gilt das Mittel vom Zwecke, das Wesentliche vom Unwesentlichen, die Form vom Gehalte, den Buchstaben vom Geiste zu scheiden; wie viele sind in dem Kreise des Ueberlieferten, Gewohnheitsmäßigen, Herkömmlichen festgebannt, und haben ihr Leben wie einen Baum von einer Schlingpflanze vom Gewirre hemmender Sitten und Meinungen überwachsen lassen, sodaß sie kein Glied mehr frei regen können; wie viele sind und bleiben ewig Sklaven der Convenienz und des Buchstaben, Empiriker, Techniker, Pedanten. Bei niemand ist mir noch eine solche Vorurtheilsfreiheit, ein so freier Blick über das Leben, ein so sicheres Erfassen des wesentlichen Punktes in allem wie in Fries erschienen. Daher war er ein so entschiedener Feind alles Hohlen und Gespreizten, alles Flitters und leeren Prunkes, aller Wichtigthuerei mit Kleinigkeiten, alles Pedantismus der Gelehrten, Staatsmänner, Kunstkenner und Aesthetiker, alles gesinnungslosen spielenden Geschmackes. Was nicht der Kraft, der Würde, dem Adel, der Hoheit des Geistes angehört, was nicht das Leben fördert, hebt und ziert, was nicht wahr, gerecht, ehrenhaft, edel, groß und liebenswürdig ist,

erschien ihm ganz in seiner Blöße und Gehaltlosigkeit. Auf der andern Seite schenkte er vielem, was die meisten verachten, weil es im gewöhnlichen Verkehre keinen Marktpreis hat, worin er aber den Schimmer von Gefühl und Phantasie sah, dem sinnigen Spiele der Kinder wie dem Aberglauben der Völker, freundliche Beachtung und Theilnahme. — Da man nun nicht lieben und begehren kann, was man als werthlos und nichtig erkennt, so bewahrte in Fries die Klarheit des Geistes die Reinheit der Seele. Hinwiederum war jene gewiß ebenso sehr bedingt durch diese. Denn seine Lebensansicht war nicht blos eine erworbene, sondern das ursprüngliche Eigenthum seiner Person; er dachte, wie er fühlte, und fühlte wie er dachte. Er bedurfte keines mühsamen Nachdenkens, um den rechten Punkt zu treffen; der Instinct, der Takt führte ihn sicher. — Daß er aber bei dieser Denkart und Gesinnung, die so sehr von der gewöhnlichen abwich, im Verkehr mit andern, nicht nur mit abgerichteten Geschäftsmännern und eitelen in ihrer Nichtigkeit sich spreizenden Weltleuten, sondern auch mit Gelehrten, Kunstkennern und Liebhabern, wie ein Mensch aus einer andern Welt, den einen als ein Kind, den andern als ein Schwachkopf, den dritten als ein Schwärmer erschien, brauche ich nicht zu bemerken. Und doch spielte er nicht etwa den polternden Eiferer, den stolzen Idealisten, den Verächter des Bestehenden. Was in sich selbst keinen Werth hat, sah er doch als nothwendiges Mittel oder als Uebergangsform oder als nothwendiges Uebel an, und selbst für das Nichtige und Schädliche hatte er eine gewisse Duldsamkeit. Kaum erlaubte er sich darüber einen derben Spott, und begnügte sich mit einem milden Lächeln. Nur als Schriftsteller fiel er gegen dergleichen manchmal derb aus, weil er in der schriftlichen Rede nicht die Gewandtheit hatte, Stärke mit Feinheit zu verbinden.

Rein war sein Herz und voll Liebe. Er hatte nicht jene gemeine Empfindsamkeit, die nichts als Weichheit ohne Gesinnung und Charakter ist. Es war immer reines Wohlwollen, Mitgefühl und Achtung für das rein Menschliche, was ihn zu den Menschen hinneigte; und wenn er sich an jemand enger anschloß, so hatte er gewiß in ihm einen Kern von Gesinnung und Charakter erkannt. Aber auch gegen die erkannten und erprobten Freunde war seine Liebe ohne alle Empfindsamkeit, wenig mittheilsam und wortkarg, ja in Beziehung auf die gemeinen Vorfälle und Begegnisse des Lebens scheinbar gleichgültig, aber nur weil ihm alles dieses in eigener Beziehung unwichtig war. Er konnte daher Monate und Jahre vergehen lassen, ohne einem alten Freunde zu schreiben und entweder sich nach dessen Befinden zu er=

kundigen oder dergleichen von sich selbst zu melden. Ueber das Wichtige, über Ansicht und Aufgabe des Lebens, blieb es ja doch zwischen ihm und dem Freunde beim Alten und jeder wußte, wie der andere die kleinen Angelegenheiten des Lebens zu nehmen, zu behandeln und zu tragen pflegte. Alles was er liebte, auch seine Freunde, liebte Fries in der Menschheit, als einen Theil und eine Offenbarung ihres Wesens. Für menschliche Würde, Größe und Schönheit schlug sein edles Herz. Zunächst war seine Liebe der Wahrheit zugewandt, aber nicht jener todten unfruchtbaren Wahrheit des Verstandes oder des Schulsystems, die er etwa als sein Machwerk, wie der Wilde seinen Fetisch, abergläubig angebetet hätte, sondern der Wahrheit des Lebens oder vielmehr dem Leben selbst, wie es dem geweihten Blicke des Denkers in unumhüllter Gestalt, in der Tiefe seines Wesens sich zeigt, wie es Licht, aus Gott geborenes Licht ist und sich dem Geiste, dem Sohne des Lichts, darstellt, und wie es, wenn unser Volksleben sich in der Wahrheit bewegt, sich im allgemeinen Bewußtsein abspiegeln sollte. Die Wahrheit war ihm (wie sie es auch ist) eins mit der Gerechtigkeit, Güte und Schönheit, und sein scharfer Blick wie sein fein und rein fühlendes Herz fand in allen Lebenserscheinungen das Eine und Gleiche, die Substanz, den Kern, den reinen Gehalt des Lebens. Ohne Glauben gibt es keine Liebe; und so hegte Fries einen festen Glauben an die Wahrheit, daß es Wahrheit gebe, daß sie Wirklichkeit und Wesenheit sei, und sich dem ihr hingegebenen Geiste offenbare. Ohne Leichtgläubigkeit und Aberglaube, bei entschiedener Verwerfung dessen, was so vielen hochwichtiger Glaubensgegenstand ist, bei stets wacher kritischer Stimmung hatte doch niemand mehr wahren Glauben als er, und der Skepticismus war ein seiner Natur feindliches Element. Die Wahrheit liebte er, und mit welcher unparteiischen, vielseitigen, selbstvergessenen Liebe! Ihn bestach kein falscher Schimmer, kein menschliches Vorurtheil, keine selbstische Eitelkeit; ihr war sein ganzes Wesen hingegeben. Bewunderungswürdig erschien mir immer sein richtiger Geschmack für das Schöne, sein treffendes Urtheil über Gegenstände der Kunst und Dichtung, und zwar bei einer Vielseitigkeit, die ihn auch nicht für das Geringste verschlossen oder gleichgültig sein ließ. Mit unverwandtem Blicke hing sein Auge an der unverwerflichen einfachen Grazie der antiken Kunst und Dichtung, und kein Modegeschmack des Tages konnte ihn bethören. Shakspeare, Goethe, Schiller und alle wahren Dichter erkannte er; aber die charakterlose Nachäfferei der romantischen Schule misfiel ihm in der innersten Seele. Dieser gesunde fehllose Sinn für das Schöne hatte seine Wurzel in der reinen

Liebe des Herzens, in der Festigkeit des Charakters; denn (wie er am besten gelehrt hat) Geschmack ist bedingt durch Liebe und Gesinnung.

Leider lebte Fries in einer Zeit, wo er seine Liebe nur auf dem Katheder und in Büchern aussprechen konnte. Seine arglose Theilnahme an der aufsprudelnden Vaterlandsliebe der akademischen Jugend, seine Bemühungen, ihr Urtheil über öffentliche Angelegenheiten zu bilden, auf ihre Sitten einzuwirken, ihr eine edlere Geistesrichtung für das Leben zu geben, wurden von der Engherzigkeit der Beamten- und Adelsherrschaft misverstanden, und zogen ihm verdrießliche Plackereien zu. Er besuchte mich in Weimar, als er von Jena weg in eine Art Exil geschickt wurde. Ueber solche Mishandlung würde ein anderer gepoltert und getobt haben; er konnte nur darüber lachen. „Und wenn es mir ans Leben ginge, so müßte ich lachen." Das Verdrießlichste war, daß man ihm die philosophische Professur nahm und ihm statt deren die der Physik gab, wobei ihm höchstens philosophische Privatissima erlaubt waren. So durfte er seine geliebte Philosophie nur nebenbei und insgeheim lehren: welche Kränkung und Hemmung! Schmerzlich war es dabei für ihn, daß er für sein Misgeschick in der nächsten Umgebung wenig Theilnahme fand, daß man ihn einsam und verlassen stehen ließ. Dieses nutzlose Opfer allein war es, das seiner Vaterlandsliebe aufgelegt wurde. „Wenn du neue Opfer forderst, o Vaterland, so nimm auch mich!" So schrieb er im Jahre 1818 (Vorrede zum „Handbuch der praktischen Philosophie", Bd. 1) kurz vor jener jämmerlichen Geschichte. Er hatte ein Opfer anderer Art im Sinne, und es ahnte ihm nicht, daß die „Organe der Selbstverachtung und Selbstschändung des deutschen Volks" eben damals damit umgingen, Stimmen wie die seinige zum Schweigen zu bringen. Für sein geliebtes Vaterland, für Gerechtigkeit und Freiheit zu handeln, zu kämpfen und zu sterben war ihm nicht vergönnt; aber auch die Rathschläge seiner Weisheit wurden nicht bloß von den Feinden des Lichtes und der Freiheit verschmäht, sondern auch von andern überhört und verachtet. Unstreitig ist dies das größte Leiden für ein edles Herz; und diese stechendste der Dornenkronen trug unser Freund.

Die Frömmigkeit ist die Krone des sittlichen Lebens; und wie Fries sie als Philosoph selbst in ihren Verunstaltungen und Verkümmerungen zu schätzen wußte, so machte sie sein eigenstes Wesen aus. Seine Erziehung hatte ihn mit dem herrnhutischen Pietismus und mit der Orthodoxie, nicht mit dem wahren Christenthum, in Zwiespalt gebracht. Wenn ein fester Glaube an Gott und Ewigkeit, Gottesvertrauen, Liebe, Hoffnung das Wesen der Frömmigkeit, die Ueber-

zeugung, daß Christus uns den Geist der Wahrheit und der Liebe gebracht, und unserer europäischen Bildung die Richtung gegeben hat, den Kern des christlichen Glaubens ausmachen, so war Fries fromm und ein Christ. Seiner Ansicht nach ist uns das ewige Wesen der Dinge verhüllt; aber vor diesem geheimnißvollen Vorhange stand er mit gläubiger Zuversicht und froher Hoffnung. Mit welcher Ruhe und Freudigkeit er mir einst vom Tode sprach, werde ich nie vergessen. Er wußte nicht und versuchte nicht zu wissen, was wir einst sein werden; aber er glaubte und hoffte. Nach dem Tode seiner ersten Gattin, der heitern Genossin seiner Jugend, war sein ganzes Wesen in Sehnsucht aufgelöst. Er fand eine zweite würdige Lebensgenossin, ein Weib gleich heitern Sinnes und höhern Geistes, die ihn ganz verstand und würdigte. Auch sie ging ihm voran. Beiden ist er nun in Sehnsucht und Hoffnung nachgefolgt; und wohl ihm, sein Glaube hat ihn nicht betrogen.

Fries als Philosophen in streng wissenschaftlicher Weise zu würdigen muß ich andern überlassen, die in der Geschichte und Technik der Philosophie besser als ich bewandert sind. Es sei mir erlaubt, einfach mein Urtheil über ihn auszusprechen. Ich halte ihn für einen der größten Genien, welche die Geschichte der Philosophie aufzuweisen hat. Wie wenige war er mit Scharf- und Tiefsinn ausgestattet, und beneidenswerth war die Klarheit und Sicherheit, gleichsam die scharfkantige durchsichtige Krystallgestalt, in welcher die philosophische Wahrheit in ihm lag. Auf Spaziergängen am Ufer des Neckars trug er mir einst sein System vor und, wie es schien, ohne alle Mühe, mit einer Leichtigkeit, wie andere Märchen erzählen. Alles schien fertig in ihm zu liegen, und er brauchte es nur hervorzuziehen. Diese Leichtigkeit war freilich mit dem Mangel an dialektischer Ueberzeugungsgabe verbunden, indem er mehr seinem Gedankengange folgte, als dem des andern nachging. Daraus und aus seiner meist synthetischen Methode erkläre ich mir zum Theil das wenige Glück, das sein akademischer Vortrag, und das noch schlechtere, das seine Schriften gemacht haben. Der große Haufe der Hörer und Leser will überredet und überwältigt sein, da er nicht Selbstthätigkeit genug hat sich selbst zu überzeugen. Mit seinen philosophischen Gaben vereinigte sich in Fries die mathematische, und seine Naturphilosophie beweist, wie glücklich er beide Wissenschaften zu verbinden wußte. Neben umfassender philosophischer Gelehrsamkeit und Belesenheit, von welcher seine Geschichte der Philosophie zeugt, besaß er die vollkommenste Kenntniß der mathematischen und physikalischen Fächer, und nicht als ein Un-

würdiger erhielt er das medicinische Doctordiplom; ja es war kein Gebiet des Wissens, das er nicht spähend durchwandert hatte, um geprüfte Ergebnisse für seine philosophische Weltansicht davonzutragen.

Was seine philosophische Lehre selbst betrifft, so weiß man schon, daß ich ihr mit voller Ueberzeugung zugethan bin. Man hat gesagt, es sei schade, daß ich ihm und nicht meinem eigenen Geiste gefolgt sei; aber man wußte nicht, daß ich, noch ehe ich mit ihm und seiner Philosophie bekannt wurde, infolge eigenes Studiums und Nachdenkens ganz denselben Standpunkt wie er einnahm, ohne mir jedoch ein vollständiges System gebildet zu haben, wozu ich weder Geduld noch Gabe hatte, und daß ich bei ihm nur die wissenschaftliche Klarheit dessen fand, was ich mir selbst errungen hatte. Namentlich hatte ich schon die beiden Grundgedanken meiner jetzigen theologischen Ansicht, daß unsere Erkenntniß von den ewigen Dingen subjectiv-beschränkt sei, und die lebendige Wahrheit der Religion im Gefühle liege. Ja, die Verbindung der letztern mit der Kunst war mir so sehr Lieblingsgedanke, daß ich darüber im Jahre 1802 oder 1803 einen Aufsatz an das weimarische Oberconsistorium einsandte. Man verzeihe mir diese Einmischung meiner Persönlichkeit, wozu mich doch nur der Antheil, den ich an der Sache meines Freundes und Lehrers nehme, verleitet hat. — Daß Fries als selbständiger Nachfolger Kant's die Philosophie auf dem rechten Wege fortgeführt habe, ist für mich eine entschiedene Wahrheit, und ebenso gewiß bin ich, daß die deutsche Philosophie, wenn sie die von Fichte, Schelling und Hegel eingeschlagenen Irrwege durchmessen und das Bewußtsein gewonnen haben wird, daß sie zum reinen Nichts führen, vorausgesetzt, daß der Geist der Wahrheit in ihr fortlebt, auf jenen Weg zurückkehren wird. Daß Fries' Lehre in manchen Punkten, namentlich vielleicht in der etwas zu idealistischen Erkenntnißlehre, Berichtigung und weiterer Ausbildung bedarf, wäre Anmaßung zu leugnen. Doch halte ich es für ein Vorurtheil, daß die Philosophie einer ewigen Fortentwickelung entgegengehe und immer neue Wahrheiten aus ihrem Schose gebären werde. Gleich der Mathematik muß und wird sie in ihren Grundzügen einmal und zwar bald zur festen Herausbildung gelangen, wie es ja mit der Logik schon der Fall ist. Der Folgezeit wird es dann überlassen bleiben, die zum sichern Bewußtsein gebrachten Grundwahrheiten ins Leben einzuführen, anzuwenden, zu verwirklichen. Dem thörichten Spiele, daß ein Jahrzehnt nach dem andern ein neues philosophisches System auftaucht und der Jugend den Kopf verdreht, wird und muß einmal ein Ziel gesetzt werden; und hoffentlich ist das neueste Gaukelspiel der Art das letzte.

Fries' Philosophie gewährt in der Hauptsache alles, was zur Selbstverständigung in der Wissenschaft und im Leben nothwendig ist, und was zum Theil wirklich schon im Bewußtsein des wahren Geistes unserer Zeit liegt. Es sei mir erlaubt auf die Hauptpunkte aufmerksam zu machen.

1) Diese Philosophie geht von der Erfahrung, von dem im menschlichen Bewußtsein Gegebenen, aus, und erhebt sich von da in besonnener Speculation zu den allgemeinen höchsten Wahrheiten. So lange man nicht diesen Weg einschlägt und demüthig von unten anfängt, um, so weit es möglich ist, nach oben zu gelangen, sondern mit lächerlichem Hochmuthe gleich dem Sokrates des Aristophanes sich in die Luft erhebt, und alles von oben herableiten, ja den göttlichen Schöpferact wiederholen und das Endliche aus dem Unendlichen hervorführen will, so lange wird man aus dem Taumelkreise der Träumerei nicht herauskommen und der Dreistigkeit jedes neuen Gauklers preisgegeben sein. Die empirisch-kritisch-speculative Philosophie ist allein geeignet zu leisten, was die gesunde Philosophie leisten soll, nämlich den Wissenschaften, die in ihren Anfängen alle empirisch sind, zur Führerin zu dienen, während andere rationalistisch-dogmatische Systeme den wissenschaftlichen Forschungsgeist durch Vorurtheile verwirren oder durch Formeln erdrücken. In Beziehung auf die Naturwissenschaften tritt die Fries'sche Philosophie mit der Mathematik in Verbindung, deren Anwendung allein die Naturforschung fördert, während die hohlen Formeln der sogenannten Naturphilosophie ihr unendlich geschadet haben. Ueberhaupt zeigt sich die Gesundheit einer Philosophie in ihrem der Mathematik verwandten Geiste. Unter den vielen Lichtblicken, durch welche sich Fries' Geschichte der Philosophie auszeichnet, ist nicht der geringste die Auffassung des Parallelismus zwischen dem Entwickelungsgange der neuern Philosophie und der mathematischen Naturforschung. Die Mathematik mit ihrem Maße und ihrer Wage richtet unerbittlich über alle philosophische Träumerei. Die „subjective Wendung", welche Fries der Philosophie gegeben hat, bezeichnet den großen schon von Sokrates angedeuteten Wendepunkt der Philosophie, der sie allein zum Ziele führen kann. Das Gegengeschrei der andern, daß man objective Wahrheit haben müsse, ist wahrhaft kindisch. Lernet von dem uns allein möglichen subjectiven Standpunkt aus durch gesetzmäßiges Denken mit Beseitigung aller Willkür zur Erkenntniß und Würdigung der Gegenstände gelangen, lernet in treuer Hingebung an die Wahrheit euer Subject zur objectiven Auffassung der Dinge erweitern, so werdet ihr was ihr sucht sicherer finden, als durch euere

Hypothesen! Kann der Philosoph eine andere Objectivität erreichen als der Dichter, der im reinen Spiegel seines Subjects die Welt und das Leben in ihrer für alle reinen Seelen gültigen Wahrheit und Schönheit auffaßt, und in den Objectiv-Spiegel seiner Darstellung überwirft? Und ihr Theologen, warum sträubt ihr euch so sehr gegen diesen subjectiven Standpunkt, der doch der allein christliche ist? Die höchste Wahrheit ist dem Christen allein für den Glauben gegeben, und ihre Offenbarung ist in einem Subject, Christo, geschehen, dessen Subjectivität als die reinste mithin objective wir in uns aufnehmen sollen.

2) Mit mehrern Neuern theilt Fries die Anerkennung der unmittelbaren keines Beweises bedürftigen Wahrheit, und hat sie durch sichere Deduction festgestellt — ein unermeßlicher Gewinn, wodurch wir für immer von allem Skepticismus und allem Rationalismus oder dem Irrthume, aus Logik Erkenntniß zu schaffen, erlöst sein könnten, wenn so Viele nicht den Irrthum mehr liebten als die Wahrheit. Der Skepticismus oder vielmehr Nihilismus, der aus der Hegel'schen Schule hervorgegangen, ist die gerechte Strafe für den Unsinn, anstatt von festen realen Wahrheiten vom Satze des Sein = Nichtsein auszugehen.

3) Was dem philosophischen Hochmuthe wie dem Wissensdrange der Jugend am wenigsten in den Sinn will, ist die Lehre, daß wegen der Beschränktheit des menschlichen Verstandes die ewige Wahrheit nur unter der Form der Verneinung oder der Aufhebung der unserer Erfahrungserkenntniß gezogenen Schranken erkannt, und außerdem nur in dichterischer Anschauung oder gläubiger Ahnung angestrebt werden kann. Und doch ist nichts einfacher als diese Wahrheit, die auch von allen klaren Geistern aller Zeiten, namentlich vom Apostel Paulus, eingestanden ist; und in ihr liegt das einzige Verwahrungsmittel gegen Schwärmerei und Mystagogie aller Art sowie gegen den Scholasticismus, der so lange die Theologie beherrscht und die Kirche verwüstet und (obschon in neu aufgestutzter Art) selbst in unserer Zeit wieder Eingang gefunden hat. Die Anerkennung dieser Wahrheit macht einestheils die Wissenschaft bescheiden und besonnen; anderntheils macht und erhöht sie uns das Bedürfniß und die Lust die höhere Nahrung für Geist und Herz im Gebiete der Kunst und Religion zu suchen.

4) Die praktische Philosophie hat Fries ebenfalls auf dem von Kant gezeigten Wege fortgeführt; aber durch tiefere und umfassendere Erforschung der sittlichen Natur (sittliche Anthropologie) und durch Beachtung der Bedingungen, unter welchen die sittliche Bildung möglich ist, hat er die Fehler des Meisters vermieden, und uns namentlich von dessen Princip des kategorischen Imperativs befreit. Ebenso

zerstörte er allen sittlichen und juridischen Rationalismus oder die Thorheit, aus abstracten Begriffen eine Sitten- und Rechtslehre aufstellen zu wollen. Seine Lehre von der Klugheit ist ein Meisterstück der das Leben und die Geschichte durchdringenden Speculation, und enthält alle für Pragmatik und Geschichtskunde nöthigen Gesichtspunkte und Richtschnuren. Wie gewöhnlich ist der Fehler Weisheit und Klugheit zu verwechseln; hier könnte man lernen sie unterscheiden, wenn man lernen wollte. Scharf ausgebildet ist bei Fries die Zurechnungslehre, welche manche Sittenlehrer unserer Zeit gar nicht kennen, weswegen auch nicht wenige Theologen die paulinische Rechtfertigungslehre nicht mehr verstehen. Eine große Idee, die Fries mit aller ihm möglichen Klarheit und Stärke herausgestellt hat, die der sittlichen Gemeinschaft, hat der Geist der Zeit begriffen; denn Gott sei Dank! endlich sieht man ein, daß das Leben in der Zersplitterung untergeht, und von allen Seiten her drängt man sich nach Vereinigung; ja selbst im zerrissenen deutschen Volksleben fängt ein vaterländischer Geist sich zu regen an. Wie die theoretische Ideenlehre oder die Metaphysik, so findet bei Fries auch die Sittenlehre ihr Endziel oder ihre Vollendung in

5) der Religions- und Kunstlehre, welche die Krone dieser Philosophie ausmachen, aber auch am wenigsten begriffen und beachtet sind. Die Religion ist ihm nicht wie Kant ein bloßer Nothbehelf, ein in die Luft gebautes Postulat, sondern hat ihre festen Grundlagen in der theoretischen und praktischen Philosophie. Das in jener mit dem Verstande (wenn auch nur in negativen Begriffen) erkannte, in dieser mit der Liebe des Herzens erstrebte ewige Wesen der Dinge, die ewige Einheit und Zweckmäßigkeit der Welt, wird hier unter der positiven, obschon unbestimmten Form frommer Ahnungen oder der ästhetischen Ideen vorgeführt oder vielmehr in Aussicht gestellt, gleichsam als dasjenige, was den Horizont menschlicher Erkenntniß begrenzt. Welche würdigere Stellung für die Religion als bei Hegel, bei dem sie nur für nicht Denkende Bedeutung hat! Mit Schleiermacher theilt Fries das Verdienst der Entdeckung und Verbreitung des Grundsatzes, daß die Religion ihren unmittelbaren Lebenspunkt im Gefühle hat; doch ist bei ihm der Nachweis viel sicherer und wissenschaftlicher als bei jenem. Ueber vieles leere Gerede und viele Verirrungen des Geschmacks und der Kritik im Fache der schönen Künste wären wir hinweg, wenn man von unserem Meister hätte lernen wollen, worin das Schöne der Kunst und Dichtung besteht. Den Zusammenhang, der zwischen diesen und der Religion besteht, und der nicht ohne den erstern und der

letztern wehe zu thun aufgehoben werden darf, hat er wie keiner sicher und klar aufgezeigt. Die schönen Künste haben mit der Religion dieselbe sittliche Grundlage, nur daß die letztere auch noch ein speculatives Element hat. Zwar gibt es eine Kunstschönheit, die in bloßer anschaulicher Einheit besteht, aber sie nimmt nur eine niedere Stufe ein; die höheren Künste und ihre bedeutenderen Hervorbringungen bewegen sich im sittlichen Element der Zweckmäßigkeit, indem sie das sittliche Leben in seiner Kraft, Größe und Lieblichkeit, in seinem Kampfe und Siege, in Streben, Sehnsucht und Aufschwung darstellen; nicht das Gute, wie es vom Gewissen nach dem Gesetze gemessen wird, sondern das Erhabene und Schöne, wie es im ahnenden Gefühle begeisterter Seelen lebt, stellen sie dar, und zwar nicht im todten Begriffe, sondern in frei erschaffener lebendig-anschaulicher Form. In systematischer Folgerichtigkeit führt Fries alle Kunstschönheit auf drei Ideen zurück, welche nichts sind als die Bestimmungen, Erfüllungen und Verwirklichungen der speculativen Ideen der Seele, der Freiheit und Gottheit und der entsprechenden praktischen Ideen in Bestimmung des Menschen, des Widerstreits von Gut und Böse und der Heiligkeit Gottes; es sind die ästhetischen Ideen des Epischen, des Elegisch-Tragisch-Komischen und des Lyrischen; und nach diesen Principien classificirt er alle Kunst- und Dichtungsarten und deren Hervorbringungen, womit er zugleich deren inneres Wesen charakterisirt, während jede andere Classification an Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten haftet. Niemand hat mehr als er erkannt und geltend gemacht, daß Kunst und Dichtung eine volksthümliche Grundlage und Richtung haben müssen, was ihnen bei uns abgeht, daher wir uns charakterlos in Mode- und Nachahmungssucht umhertreiben, und unser ästhetisches Interesse sich fast ganz auf vornehme Unterhaltung beschränkt. Damit hängt der größte, aber auch am wenigsten begriffene Gedanke dieser Kunstlehre zusammen, daß Kunst und Dichtung sich an die Religion anlehnen, und diese als Sache des Volkslebens in jenen Halt, lebendige Anregung und Verwirklichung finden muß. Hiermit tritt Fries freilich der dogmatischen Richtung, welche das Christenthum bisher behauptet hat, etwas schroff entgegen, und vielleicht war er in Beurtheilung der christlichen Dogmatik etwas einseitig, indem er die in ihr stattfindende Verknüpfung des Doctrinellen und Aesthetischen mit zu scharfer Kritik und zu sehr überwiegendem Interesse für die Wahrheit ansah. Meine Versuche in Dogmatik und Sittenlehre den christlichen Dogmen eine ästhetische Bedeutung als ein ursprüngliches Recht wieder zuzuwenden, wollten ihm nicht recht einleuchten, obgleich er viel unbefangener darüber urtheilte als seine

Schüler, z. B. H. Schmid. Es sei mir erlaubt diesen gegenüber meine Ansicht mit einem paar Worten zu rechtfertigen. Sie werden mir hoffentlich zugeben, daß für das Volk (ich verstehe darunter nicht den Pöbel) eine sittlich-religiöse Wahrheitslehre nothwendig ist. Wohin Völker ohne eine solche gelangen, zeigt uns das Beispiel der Griechen und Römer, und es ist nicht die geringste der Wohlthaten des Christenthums, uns damit ausgerüstet zu haben. Diese öffentliche Wahrheitslehre ist dem historischen Geiste des Christenthums und der ganzen neueuropäischen Bildung gemäß eine überlieferte, biblisch-kirchliche; und es ist dies ein großer Vortheil, obgleich auch ein gewisser Nachtheil damit verbunden ist. Diese überlieferte Lehre muß von jedem Einzelnen und jedem Zeitalter selbständig aufgefaßt und lebendig verstanden, und daher mit dem mehr und mehr sich steigernden und erweiternden Bewußtsein der neuern Zeit, mithin auch mit der Philosophie als dem Centrum des Gesammtbewußtseins, in Einklang gebracht werden; was in gesetzmäßiger Weise dadurch geschieht, daß die Grundideen der überlieferten Lehre oder die in ihr liegenden allgemeingültigen Wahrheiten herausgestellt werden. Diese öffentliche Wahrheitslehre kann nun aber nicht sein und ist auch wirklich nicht eine bloß verständige, der Inbegriff von bloßen Verstandessätzen. Die Rationalisten haben sie wol in solche verwandeln wollen; aber wie könnte damit das ganze sittlich-religiöse Bewußtsein eines Volks umfaßt und ausgedrückt sein, und allen Bedürfnissen des religiösen Lebens genügt werden? Die öffentliche Wahrheitslehre muß über die bloße Verstandesansicht hinausgehen, und daher theils rein ästhetische Bestandtheile, Ausdrücke oder vielmehr Andeutungen des Ueberschwenglichen und Geheimnißvollen, theils gemischte verständig-ästhetische oder solche Lehren enthalten, deren verständiger Gehalt, um für alle ansprechend zu werden, bildlich bezeichnet ist. Diese dogmatische Symbolik bildet nun den Uebergang zu der von unserm Meister geforderten rein ästhetischen Symbolik in Bau-, und Bildwerken, Dichtung und Gesang, heiligen Festen und Gebräuchen; und es ist von selbst klar, daß in der christlichen Kirche die letztere Symbolik durch die erstere bedingt ist und aus ihr den Stoff entlehnt. Die hohe Wichtigkeit der kirchlichen Symbolik erkenne ich ganz mit Fries an, und bin überzeugt, daß die lebendige Fortbildung des Christenthums außer dem sittlichen Leben in diesem Gebiete geschehen muß und wird, und daß alle andern theologischen und kirchlichen Tendenzen, namentlich die neue wieder modisch und legitim gewordene der biblisch-kirchlichen Orthodoxie, uns nur vom rechten Wege abführen.

Zuletzt kann ich nicht umhin mit tiefem Schmerze bei dem Gedanken zu verweilen, daß ein solcher Denker und die von ihm in solcher Tiefe, Umfassung und Klarheit dargestellte Wahrheit von der Mehrzahl der Zeitgenossen unbeachtet und unbenutzt bleiben konnte. Nicht das beklage ich so sehr, daß der hingeschiedene Freund die höchste Lebensfreude, seine Weltansicht, seine Liebe und sein Streben von seinem Volke erkannt und getheilt zu sehen und sich selbst im Volke wiederzufinden, entbehren mußte. Er hatte Lebensfreude genug im Anschauen der Wahrheit und Schönheit, und sein Ich galt ihm wenig. Ich beklage auch nicht etwa in seinem Schicksale mein eigenes damit engverwachsenes, für meine theologische Ansicht und Richtung keinen Anhang gefunden zu haben; ich bin zu demüthig oder zu stolz um mich darüber meinetwegen zu betrüben. Aber das Zeitalter beklage ich, daß es sich solcher Weisheit unfähig gezeigt hat. Dieser Schmerz und dieser Tadel mildert sich indeß zum Theil durch Erwägung der Gründe, aus denen es erklärbar wird, warum Fries so wenig Anerkennung fand.

Diese Gründe liegen theils in Fries' Lehre selbst ihrer Form und ihrem Gehalte nach, theils in der Richtung und Stimmung seines Zeitalters. Daß ihm der Mangel an dialektischer Kunst in seiner Wirksamkeit hinderlich gewesen, haben wir schon bemerkt. Aber hätte er auch diese Kunst im höchsten Grade besessen und geübt, er würde doch das Zeitalter nicht für seinen Kriticismus gewonnen haben. Kant's meist negativer Kriticismus konnte, zumal in der oberflächlichen Auffassung durch die Kantianer, zu der herrschenden philosophischen Denkweise eines Zeitalters werden, das in negativer Tendenz begriffen und für alles, was zur Auflösung oder Beschreibung des Hergebrachten diente, empfänglich, und dessen bessere Köpfe auch wirklich zum Denken aufgelegt waren. Aber gerade das Glück, das die Kantische Philosophie gemacht hatte, und die dadurch herbeigeführte Uebersättigung des Zeitalters mit Kritik und Aufklärung verdarb der ebenfalls kritischen, aber weit tiefern und umfassendern, eine lebendigere Weltansicht begründenden Philosophie unsers Meisters das Spiel. Die der bisherigen Richtung Angehörigen, die Kantianer und Rationalisten, konnten ihn in dem, was über Kant hinausging, nicht begreifen, und sahen ihn als einen Abtrünnigen an, so wie sie auch meine erbitterten Gegner sind. Diejenigen, welche das Bedürfniß einer positivern lebendigern Ansicht und Richtung fühlten, hätten zwar in diesem neuen System Befriedigung finden können; aber es stieß sie theils durch die Kritik ab, gegen die sie überhaupt mistrauisch geworden waren, theils genügte es ihnen nicht, weil es das Positive, das sie suchten, nicht in

handgreiflicher und leicht handhablicher Form darbot. Ohnehin hatte schon Schelling sich eines großen Theils des philosophischen Publicums zu bemächtigen gewußt. Daß nach der Herrschaft einer bloßen Begriffsreligion mit einem fern stehenden Bibelgott oder einem papierenen Gedankengott, wodurch die Gemüther ausgeleert und durchkältet waren, die neue Zeit dem von Schelling gegebenen Impulse folgte, und froh war in lebendiger naher Wirklichkeit ein Göttliches, wenn auch nicht einen Gott, zu finden, begreift sich leicht. Außer dem wirklich Anregenden, das dieser Philosoph bot, wußte er seine Schüler auch dadurch anzulocken und festzuhalten, daß er sie scheinbar in Stand setzte mit wenigen wissenschaftlichen Formeln das ganze Gebiet der Erkenntniß zu umfassen, daß er von dem leider noch immer herrschenden Vorurtheile ausging und demselben diente, die ganze Philosophie müsse aus Einem Princip abgeleitet und ein Werk aus Einem Gusse sein, da sie doch nothwendig von mehrern in der Erfahrung gegebenen Principien auszugehen hat, und daß er es demgemäß unternahm, das höchste Problem, die Abkunft des Endlichen aus dem Absoluten, zu lösen, welches thörichterweise noch immer die Meisten für die Aufgabe der Philosophie ansehen. In Fries findet sich, was am Pantheismus wahr ist, ebenfalls, aber in solcher Mäßigkeit und Nüchternheit macht eine Ansicht kein Glück. Soll der große Haufe von etwas angesprochen und ergriffen werden, so muß es einseitig, craß und plump sein. Kommt nun noch hochmüthige Marktschreierei und „göttliche Grobheit" von seiten des Mystagogen hinzu, so ist das Glück entschieden. Freilich stellte es sich nur zu bald heraus, daß in der Naturphilosophie wenig oder gar kein Verstand war; und so kam Hegel auf den glücklichen (d. h. Glück machenden) Einfall den Pantheismus zu rationalisiren. Daß an dieser geist- und geschmacklosen Lehre (deren verwirrender und verheerender Einfluß nun doch ziemlich klar ist) Deutschlands Jugend Gefallen finden konnte, begreift sich allein aus der Zauberkraft des philosophischen Formalismus, mit dem man nach Belieben alles lösen und erklären kann; und der Deutsche, zumal der deutsche Student, will eben alles wissen. Schelling's Naturphilosophie hat einen heilsamen Impuls gegeben; den Nutzen der Hegel'schen Philosophie aber kann ich bloß darin finden, daß in ihr der Rationalismus (und sie ist Rationalismus!) sein letztes und höchstes Stadium durchlaufen und diese Krankheit der Philosophie sich ausgetobt hat. — Neben diesen philosophischen Tendenzen und zum Theil infolge derselben ist in Deutschland immer mehr der Glaube an das Historisch-Positive, namentlich der fromme Schrift- und Buchstaben-Glaube, herrschend geworden;

und auch dieser ist der Fries'schen Philosophie ungünstig. Denn obgleich sie dem gesunden Sinne für das Positive volle Befriedigung gewährt, so widerstrebt sie doch mit ihrem kritischen Geiste dem krankhaften und einseitigen, wie er sich jetzt im Gegensatze mit frühern und jetzigen kritischen und speculativen Uebertreibungen und im Verdrusse darüber in höheren und niederen Kreisen geltend macht. Dieser positiven Richtung würde ich in Erwägung des geschichtlichen Gesetzes, daß jedes Zeitalter einem gegebenen Impulse, einem gefühlten Bedürfnisse und dessen Befriedigung, einer neuen Richtung sich einseitig hinzugeben pflegt, und in der Hoffnung, daß die Wärme und Innigkeit, die mit der vollen Erfassung des Gegebenen und Wirklichen verbunden zu sein pflegt, sich fruchtbar und hervorbringend im Leben zeigen werde, mit Gleichmuth zusehen, wenn nicht durch den Buchstabenglauben und die Gunst, die er findet, die Heuchelei so sehr befördert würde (denn wer denkt, kann doch unmöglich aufrichtig in diesem Glauben sein), und wenn nicht mit diesem Sinnenglauben Hab- und Genußsucht, knechtischer Sinn und Herrschsucht Hand in Hand gingen. Nur mit gesunder Wahrheitsliebe und sittlicher Kraft kann eine Lehre wie die Fries'sche erfaßt und verstanden werden; und Gott gebe, daß der deutsche Volksgeist sich die Lauterkeit und Frische bewahren möge!

Basel, im September 1843. W. M. L. de Wette.

II. Briefe von F. K. v. Savigny.

1802.

Friedrich Karl v. Savigny, geb. 1779, stand damals, 23 Jahre alt, in der Zeit seines akademischen Anfanges in Marburg, welche Jakob Grimm (Kleinere Schriften, I, 115 fg.) so schön beschrieben hat, und in welcher sein „Recht des Besitzes" entstand.

1.

Marburg, 3. Febr. 1802. Wenn Sie die Verwunderung über den Brief, den Sie da von einem ganz fremden Menschen erhalten, einige Augenblicke verschieben wollen, so wird sie vielleicht ganz unnöthig sein. Seit einigen Wochen nämlich habe ich durch zwei Ihrer Freunde, Brentano und Wrangel, vielerlei von Ihnen vernommen,

was mich nicht zweifeln läßt, daß Sie sich mit einiger Lust und Liebe und unbestochen durch die Stimme der Zeit mit Gegenständen beschäftigen, welche zum Theil zu meiner eigenen Aufgabe gehören. Wer einen solchen allgemeinen Begriff von einem Andern hat, der sucht ihn sobald als möglich los zu werden, um ihn durch individuelle Anschauung zu ersetzen, und diese individuelle Anschauung zu erlangen ist der Zweck dieses Schreibens.

Da es hier also ganz eigentlich darauf abgesehen ist, das Allgemeine aufzuheben, so halte ich es für gut, gleich auf der Stelle das Allgemeine zu verlassen und zu etwas ganz Speciellem überzugehen, sollte dies auch nicht ohne einigen Sprung geschehen können. Sie interessiren sich sehr für Naturrecht, sagt Wrangel, Sie wollen Naturrecht lesen, Sie wollen darüber schreiben — hierüber nun habe ich mancherlei auf dem Herzen: lassen Sie mich eine Stimme aus Ihrem künftigen Publicum sein und Ihnen so meine Fragen und Wünsche vorlegen, was sich am leichtesten historisch wird einleiten lassen.

Als Hufeland und Schmalz ihre Bücher geschrieben hatten und nun so viele andere Bücher geschrieben wurden, für die sich alle Welt interessirte, ging es mir gar übel: ich konnte durchaus nicht in dieses Interesse hineinkommen. Nicht daß ich die Antworten für unrichtig hielt, die diese Bücher gaben — ich konnte gar nicht finden, daß sie gefragt hätten: ich vermißte an ihnen nicht sowol die Wahrheit — so weit war es noch gar nicht — sondern die Existenz. Um ein Beispiel zu geben: Feuerbach's Kritik des natürlichen Rechts halte ich für das verständigste Buch aus dieser Periode; aber er weiß nichts besseres und angelegeneres zu thun, als einige Probirsteine willkürlich hinzustellen und dann den Begriff vom Recht an jedem zu probiren — und er participirt so an der Illiberalität der Methode, die den Charakter dieser Zeit ausmacht.

Alles anders bei Fichte — die ganze Behandlung frei, und man konnte klar sehen, woher es komme und wohin es gehe. Mit dem „wohin" meine ich nicht die praktischen Resultate, Winke und Rathschläge, die wol großentheils etwas albern sein mögen wie z. B. die Paßmalerei — mit dem „woher" nicht den metaphysischen Anfangspunkt, der mir am meisten mislungen scheint. Aber es muß für das Naturrecht jedes Metaphysikers außer seinem metaphysischen Gesichtspunkt auch noch einen eigenthümlichen geben, der von jenem unabhängig sein kann, freilich nicht zu Ehren der Metaphysik — und dieser eigenthümliche Gesichtspunkt ist es, an dem ich mich bei Fichte erfreue, weil er gesund und lebendig ist.

Kant's Naturrecht hat mich ganz und gar nicht angesprochen; es kam mir immer vor, als habe er geglaubt aus seinem metaphysischen Standpunkt auch etwas sagen zu müssen über diesen Gegenstand, obgleich ihm dieser fremd war und fremd blieb.

Ich kann es jetzt mit zwei Worten sagen, was ich von einem Buch über Naturrecht wünsche und erwarte: zunächst eine gesunde eigenthümliche Ansicht des Rechts überhaupt — „Nichts weiter?" Nichts weiter, aber dieses Wenige muß wol ziemlich viel sein, weil es so wenig gefunden wird; was dann noch in der Ausführung von logischer Kunst hinzugethan wird, wer wollte das nicht dankbar annehmen? — . Die Scheidung des Rechts von der Moral scheint mir kaum so großer Anstalten zu bedürfen, als man bisher darauf verwendet hat; weit nöthiger ist eine gründliche Darstellung des Verhältnisses zur Politik. Den Mangel dieser Darstellung halte ich für das eigentlich unkritische Princip in Fichte's Naturrecht.

Uebrigens mag die jetzige Zeit für Untersuchungen dieser Art leicht günstiger sein als die verflossenen Jahre; das sentimentale laute Interesse hat sich jetzt ziemlich gelegt, das der wissenschaftlichen Behandlung so verderblich war, und dessen Geschmacklosigkeit sich am deutlichsten in der abenteuerlichen Beziehung auf die französische Revolution offenbarte, eine Beziehung, die nur dem Dilettanten in der Philosophie oder in der Geschichte möglich sein konnte. — Das alles hat aufgehört und die Luft ist wieder rein.

Nun noch etwas: ich kann voraussetzen, daß Sie mit dem jetzigen Zustand der Kritik in Deutschland, die zwischen platter Unbedeutenheit und parteilicher Blindheit zusammengepreßt ist, ebenso unzufrieden sind als ich. Was wünschen Sie von ihr? Wie glauben Sie, daß man ihr aufhelfen könne? An welche vergangene literarische Erscheinungen denken Sie dabei?

Sie sehen, daß mein Brief seiner Absicht getreulich nachzukommen strebt; erschrecken Sie nicht über die Tapferkeit, womit er gleich von allen Seiten Sturm läuft, und werden Sie mir gut. Savigny.

2.

Marburg, 3. April 1802. Ich habe mich herzlich gefreut, lieber Fries, daß mir mein Brief an Sie gute Früchte getragen hat, indem er Sie zu einer freundlichen Mittheilung veranlaßte, die mir immer etwas sehr Wünschenswerthes ist. Es wäre gar gut, wenn auch im Literarischen die Individuen sich mehr berührten; viele würden daran erinnert, daß sie noch gar keine Personen sind, und der Professor

Jacob zum Beispiel würde unfehlbar das Schicksal der herculanischen Leichname haben, die ordentlich eine menschliche Gestalt an sich tragen, an der Luft aber sogleich in einen Klumpen Asche zusammenfallen.

Lassen Sie mich es kurz sagen, was mir an Ihren Ansichten nicht recht ist; wir erfahren so am leichtesten, worüber wir einig sind, worüber nicht.

In Ihrer Beurtheilung der Kantianer und Fichte's gehen Sie davon aus: „zu allem philosophischen Raisonnement gehört Regel und Anwendung; am ersten fehlt es bei Fichte, am letzten bei den Kantianern, und das macht sie so leer."

Ich antworte: Regel und Anwendung lassen sich auf zweierlei Art denken, je nachdem die Bedingungen der Anwendung zufällig oder nothwendig sind. Die Anwendung der Regeldetri auf Thaler, Groschen und Ellen wäre eine Anwendung der ersten Art, die Anwendung eines moralischen Gesetzes aufs Leben eine Anwendung der zweiten Art. Bei der ersten Art ist die Regel vor der Anwendung da, also auch unabhängig von der Anwendung; bei der zweiten ist beides eins und dasselbe, die Regel selbst ist hier nichts als eine algebraische Formel für die Vernunft, mit welcher diese gar viel leichter und schneller rechnen kann. Nun scheinen Sie mir für das philosophische Raisonnement eine Regel und Anwendung Nummer 1 zu verlangen, und das ist es was mir nicht gefällt; deswegen machen Sie Fichte einen Vorwurf, der nach der andern Ansicht unmöglich wäre und höchstens seine Ausführung, also sein Buch und nicht seine Philosophie treffen würde. Der Vorwurf gegen die Kantianer freilich bleibt, aber eine solche Kantianische Regel ohne Anwendung würde sich von einer Regel mit Anwendung Nummer 1 blos dadurch unterscheiden, daß jene in ihrer Verdammniß beharrte, diese aber auf halbem Wege stillstände, sich bekehrte und fortan rechtschaffen und ehrbar lebte.

Meine Beschwerden gegen Ihre eigene Begründung des Naturrechts hängen genau damit zusammen. Sie nehmen den Gang, der dem ganzen thetischen Theil von Kant's Philosophie (wenigstens wie es scheint, denn über das was Kant's Meinung ist, ist es bekanntlich sehr gefährlich geworden zu sprechen) eigen ist; Sie gehen aus von Müssen, Sollen, Nothwendigkeit, Gesetz, — Vernunft, also von Begriffen und Sätzen, deren willkürliche Annahme sich so wenig verhehlt, daß auch Sie wieder sich ohne Bedenken auf das Bewußtsein berufen, in dem man nur nachzusehen habe, um alle diese Sachen sogleich zu finden. Ich werde nie vergessen, wie sehr ich bei meiner allerersten Bekanntschaft bekümmert war, das Sittengesetz in meinem Bewußtsein —

nicht zu finden; der Kummer ist von mir gewichen, und es ist noch die Einsicht hinzugekommen, daß die Sache da gar nicht zu suchen sei. Ich bitte Sie, sagen Sie mir, ob es wirklich Ihr Ernst ist, daß die Philosophie so und nicht anders anfangen müsse? so willkürlich sollte sie sich selbst beschränken? so gleichgültig sollte sie ihrem Recht auf Unendlichkeit entsagen? — . Freilich wenn man auf diese Art hat anfangen müssen, so verliert man den Muth, ähnliches Verfahren, das nur so auf dem Wege vorkommt, in Anspruch zu nehmen; so z. B. die Begriffe von Vertrag und Eigenthum, von denen man hier wie bei Kant auch nicht so recht sieht wo sie hereingekommen sind. — . Vielleicht zeigt sich durch Ihre Antwort, daß unsere ganze Divergenz tiefer geht, vielleicht gar bis auf unsere Ansicht von Wissenschaft überhaupt und unsere Forderung an sie; wir hätten beide Ehre davon, wenn wir es zu einer reinen Antithese brächten, die wahrhaftig keine Kleinigkeit ist.

Zum Schluß noch eins. Sie sind Mathematiker: wie helfen Sie sich über den berühmten bösen Fleck in der Parallelenlehre hinüber, den Euklid durch das berüchtigte Axiom (es ist, glaube ich, das elfte) ausfüllen wollte? „Wenn $o + n < 2\ R$, so müssen sich die fortgesetzten Linie $\underline{/_{o} \quad \backslash_{n}}$ schneiden." Unser Professor Hauff, ein Freund von mir, hat schon seit mehrern Jahren daran gearbeitet, und jetzt einen ganz neuen Weg entdeckt: er geht aus von der Tangente des Kreises, beweist, daß die 3 Winkel jedes $\triangle = 2\ R$, schließt *davon* auf die bekannten Sätze von den Parallelen, und demonstrirt aus *diesen* das sogenannte Axiom, kehrt also den Weg, den man gewöhnlich geht, gerade um. Leben Sie wohl. Ihr Savigny.

3.

Marburg, 9. Mai 1802. Was mir Wrangel von Ihnen geschrieben, halte ich für sehr wahr; es wäre besser uns eine Stunde zu sprechen als ein Dutzend Briefe zu schreiben.

Der Vorwurf, den Sie Reinhold und Fichte machen, ist gerade derselbe, den ich Ihnen schon neulich machte, nämlich daß Sie *ausgehen* von Dingen, zu denen Sie erst vor unsern Augen gekommen sind, oder, wie Sie es nennen, daß Sie philosophiren, ohne dieses durch Kritik möglich gemacht zu haben. Sie fragen was ich mit dem „ausgehen" meine? Ich meine den Anfangspunkt, den Haken, an dem das übrige hängt, mit einem Wort das wovon ausgegangen wird. Ist dieses eine innere Erfahrung — wohl, dann ist eine weitere Begründung, ein Entstehenlassen vor unsern Augen ebenso wenig mög-

lich als nöthig. Aber der Begriff der Vernunft z. B. ist weit entfernt in der Erfahrung zu liegen, er ist also durch ein künstliches Verfahren erzeugt und dieses muß mit Bewußtsein vollständig wiederholt werden, wenn es auf Zutrauen Anspruch machen will. Das alles ist weder kantisch, noch antikantisch, noch fichtisch, sondern ganz natürlich, und es wäre vielleicht besser in Gesprächen über Philosophie so wenig als möglich von bestehenden Philosophien und ihren Namen Notiz zu nehmen.

Ueberhaupt ist es mit dem Sprechen über Philosophie eine kitzliche Sache; man müßte schon eine ziemliche Strecke zusammen gegangen sein, wenn auch zufällig und ohne von einander zu wissen, um damit etwas auszurichten.

Da lobe ich mir die Mathematik. Die Winkelflächen von Schulz widersprechen seinem eigenen und jedem möglichen Begriff von Fläche und sind darum falsch. Versuchen Sie es nur sie mit dem Begriff der Fläche zu vereinigen, wie ihn Schulz selbst entwickelt. Wegen Hauff's etwas weitläufiger Demonstration muß ich Sie auf sein Lehrbuch der Mathematik verweisen, das diesen Sommer erscheint. — Auf Wiedersehen.

Ganz Ihr Savigny.

III. Briefe von K. B. Hase.

1801—5.

Karl Benedict Hase, geboren 1780, war damals noch im Anfang der Laufbahn, welche ihm in Paris vom Herbst 1801 an, wo er einundzwanzigjährig dorthin kam, bis an seinen Tod im Jahre 1864 zu Theil werden sollte. Mittheilungen über diese seine Anfänge in Paris vom Verfasser dieser Schrift in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1864, Beilage Nr. 96 und 97. S. auch oben S. 72, 88 fg.

1.

Frisio meo philosophorum per Germaniam principi S. Abii sane a te, nec vel solenne illud Vale dixi. Nec meum silentium accusabis, si audies me itineris laboribus penitus fuisse capotatum (daß ich kapot gegangen war); iam vero capotatum aliquem ne ad

colloquendum quidem (odiosa sunt exempla) nedum ad acute scribendum satis habilem nos duos (nonne?) experientia docuit. Utcunque est, ego hic in summa felicitate, Nemesis non audiat; vivimus atque herculice vigemus; multis innotui qui claritatem habent ab ingenio vel scriptis; floremus amicis et amicabus, omnibusque rebus quibus ille quem nosti animus delectari possit. Quanta huic genti comitas, quam incredibilis in peregrinos favor! Quid tu, si decretum mihi esset non commovere ex nova hac patria? nisi ipsa fluctu aliquo novo nos expellat, quod non semel nobis timendum videtur in hac tanta populi mutabilitate. Vos turbas tandem finisse putatis? Ain' tu? Nescio, mi care; illud certe scio, odia occulta in animis multorum ex plebe gigni, ex causis, de quibus ne latine quidem satis tutum. Satis hic sunto inter fratres ipsos discordiae; erga praefectorum celeberrimum quemque ingens Cos. suspicio; magistratus, honores, utinam semper ex dignitate collati! Sentit populus et fremit. Accedunt subita omnium pretia post panem, ita ut panis IV. libras, quae ante has XXX. dies duodecim solidis veniebant nunc duodeviginti emamus; hoc larga querelae materies. Nondum tamen, si iudicio utare, hoc momento metuenda seditio aut seditionis simile, nam annona, etsi cara, tamen sufficiens. Et ingens in milite Coss. fulcrum. Quae sola huic popello illata vulnera sanare potest, mercatura, iacet adhuc; quia cunctantur negotiatores se in periculum dare, bene gnari merces, quae ex coloniis iamiam adventitant, bene magnam mutationem in ceterarum pretio facturas, tum quia pecunia numerata a multis nondum promitur metu novarum rerum, denique quia officinarum multitudo nondum penitus torporem excussit. Et sibi officiunt, quia tam multae. Nonne et te tristes nuntii percusserunt de Aegypto dedita? Eheu, tam certa res est, ut vel editor der Allgemeinen Zeitung sit crediturus. Innotui hic cuidam senatori Thurot, cui inter intimos Geoffroy chemicus, quem per famam nosti, exercitus per Orientem comes. Hic nunc redux Massiliae dedit ad Thurotum literas bene longas de provinciae statu et belli. Monstra tibi facta in hac regione. Omnes praefecti ingentem pecuniam incolis extorserant, sed alii hanc in zona servare, alii Kahirae, Thamiati, Alexandriae palatia, balnea, suburbana, agros emere; hi «generaux fondataires», illi «generaux mobiliaires» ioco vocabantur. Inde, cum immineret Anglus, turpis dissensio; illi urgere ad abeundum, hi ad manendum et resistendum. Menou, cum confectis signis in hostem iret, quae certe unica via erat mittendi in compendium belli Regnier et Belliard, quorum hic

gynaeceum plus triginta puellis secum transfretat, ille ducenta millia francorum, quos dicunt, octodecim mensibus corrasit, se subtrahere, imperium spernere. Sic miles in partes tractus, sic disciplina sublata, sic illud primum vulnus acceptum, post quod statim res in Oriente collapsae. Satis heroice Menou Alexandriae; aiunt, plures iam fame interiisse et tum demum compositione nostros egressos, honeste et sub signis, sed egressos! Ipse audii Thibaudeau oratorem in senatu disserentem, duodetriginta M. Gallorum in Aegyptum transiisse, nec plura; viginti tria nunc redire, non computatis barbarorum cohortibus, ita pugnas et luem per tres et quod excurrit annos plura quam V. millia non absumsisse. Credat Judaeus Apella, nec ego. Ingens Graecorum et Coptarum luctus, quorum ad III. millia Turcae, Cahiram ingressi, contra pacta iugulaverant, pluribus imminere fatum putabatur. Sed haec anxie hic celantur, ob turpitudinem. Nos hic in magna exspectatione pacis; tamen Cobentzl, Lucchesini, Markoff, Cornwallis adhuc Lutetiae. Splendide agunt, familia maxima, crebris conviviis. Caeteri satis modesti, ut regulorum servi in re publica (noli ridere, iuvat magnifice loqui); solus Cornwallis satis βρεττανικῶς, h. e. tam arroganter, ut vix ferri possit. Nuperrime ut fertur ingens ei iurgium cum Cos. XL. M. militum Dominicam (Domingo) traiectura erant, ad Toussaintii conatus utcunque opprimendos. Cornwallis, bene edoctus tantam Gallorum vim satis superque esse vel ad totam Americam sibi vindicandam, vehementer contra niti; tandem cum iam classis in eo esset ut solveret Cos. annuntiare, Anglos eam alto prohibituros usque ad consummatam pacem. Longa de hac re altercatio in qua Cos. ita incaluisse ferunt, ut se arma resumturum minaretur, ni suo milite ad voluntatem uti liceret. Tandem dilata navigatio. Vagus de his per urbem rumor, similiter de Luciani inimicitiis in Cos. Tu quid ad religionem Papicolarum hic undique restauratam? Deus bone, huccine tandem erupisse tot annorum insanos labores! Credebam olim (non nego hoc, somnia erant, sed beatorum) tempus fore, imo iam adesse, quo princeps populus, expers monacalis furoris et insulsi tyranni, sincerum profiteretur pietatis dogma, abactis nugis. Nam hoc, mea lux, etsi iam persuasum habebam, tamen rerum conditio per Galliam mihi confirmavit, si quidem aliquando cunctas gentes humanitate, amore, caritate amplecti, si et infimo cuique iura debita illaesa linquere, si his quos ad deterius sors detrusit lucem aliquam literarum porrigere, si fratrum instar in unum quasi grande contubernium coire volumus, proculcandum est nobis illud

monstrum infame, quod genuit Roma, Vienna nobis aluit, Europa tulit, ex quo vel nostra Reformatorum superstitio quasdam maculas traxit. Prosternere potuerunt novissima tria saecula, suffocare non potuerunt. O factum a nostro Consule sane Romanum, sed Romano-Catholicum. Eiusne fraus sive error? Neutrum puto, sed coegit caecus vulgi furor. Quidvis enim ego potius, quam ut nova haec macula inuratur laudatissimae olim indoli. Hic dies dominica sanctissime observari, sperni decima et libertatis aera; nobilissimus quisque et omnes castrorum Condaeorum reliquiae rhedis rapi in ecclesias, tripudiare, perniciem in capita haereticorum deprecari (vera narro et quae ex parte ipse audivi et vidi), istos qui theophilanthropis nomen dederant persequi; sacerdotes exilio reduces calumnias publice et privatim in remp. eiusque defensores fautoresque, in Coss., in aliter de religione sentientes, in illos ex ipsis spargere, qui iuraverunt se reip. et officio fidos fore. Et omnia ut serviant Deo. Bene.

Sed abeamus a publicis. Tua in re quid? Quid ius tuum naturae, quid auditores, quid contubernales et commensales? O quae penna me tibi sistat, ut una saltem matutina tuis narrationibus condita compotatiuncula tecum frui possem, qua mihi ut scis nihil erat iucundius. Tu quem unice diligo, vale; Schützium illum (quem nunc tandem doctorem esse puto) si convenis salutem illi a me dicito, Kohlero item et si qui alii ex eo numero adhuc apud vos degunt. Quid meus Drosus agitat? Scribe, scribe, usque ad capotismum, grandi aliqua epistola, longa, lata, historico-philosophica, ut soles. Veneror te, mea lux, et adoro, amoris enim certe verbum leve est in eum, quem omnes non ut hominem sed ut daemonem quendam (überirdisches Wesen) contemplabantur. Vale. Parisiis XV. Kal. mens. Nivos. anni reip. X [8. Dec. 1801]. Carolus Hase.

P. S. Bene cohibe quaeso Drosum nostrum. A mea velut manu est et disciplina; quae ego incoepi, tu consummato.

2.

Verbirg den Dolch, der dem Tyrannen drohet,
In Myrtenzweige, wie Harmodius,
Als er mit seinem Freund Aristogiton
Durch eignen Tod das Vaterland befreite.

In diese Skolie eines athenienfischen Jakobiners, Terroristen oder Anarchisten möchte mancher einstimmen, wenn er in einigen Monaten einen Empereur des Gaules proclamiren hören wird und wenn er nicht, wie das gerade bei mir Fall ist, durch die Liebe zu Deinem

unbegreiflichen Dämonium mit siebenfachen Banden an das Leben gefesselt wäre. Ich wage es, lieber Fries, noch einmal an Dich zu schreiben; auf Antworten habe ich Verzicht zu thun gelernt; jetzt verlange ich nichts weiter, als daß Du mich liesest und auf ein Mittel sinnst, mir, da Du doch nun einmal keine Briefe mit deutschen Cursivlettern abfassen kannst, durch Hieroglyphen, durch persepolitanische Keilschrift oder wie Du sonst willst, einige Nachrichten über Jena zukommen zu lassen. Glaubst Du denn nicht, daß ich von Begierde geplagt bin, zu wissen, ob Du viele Küchlein unter Deine Flügel bekommen hast, ob Rehbein noch immer Zoten macht, ob das Kränzchen auf der Rose noch besteht, ob R. noch immer langweilige Geschichten von seinen Liebschaften mit Actuariustöchtern in Barby erzählt u. s. w.? ob es vorzüglich noch Leute gibt, die den Genuß Kaffee bei Dir zu trinken, diese Wonne, die, wie die Griechen sagen „— süßer als Gold und Aeltern ist und als der süße Schlaf", gehörig zu würdigen wissen. Ich befinde mich wohl und wahrscheinlich hat Dir Erdmann über meine Lebensweise, die sich seit seiner Abreise wenig verändert hat, schon so viel erzählt, daß alles was ich darüber beifügen könnte unnütz würde. Ich habe den unglücklichen Gedanken gehabt mich mit der Herausgabe zweier byzantinischen Autoren zu befassen, die ich im Manuscript auf der Nationalbibliothek vorfand, und bei dieser Gelegenheit habe ich mich in den Sündenabgrund der orientalischen Kaisergeschichte verlieren müssen, sodaß ich fast von nichts mehr träume, als von abgeschnittenen Nasen. Die Arbeit wird mir unglaublich lästig und widersteht mir fast; ich bin indessen schon zu weit gegangen, und werde nun wohl endigen müssen. Von dem einen der obenberührten Herren und dem seltsamen Copiren desselben in Millin's Bibliothek, wo alle Augenblick schöne Weiber passirten und repassirten, weiß Erdmann ein Lied zu singen.

Schlegel ist hier und liest in der Rue Traversière à coté de celle de la Loi Collegia über Aesthetik und über den neuesten Zustand der deutschen Literatur; da gehe ich alle Sonntage hin, setze mich neben Schlegel's Frau an das lodernde Kaminfeuer, und bilde mir ein ich sei noch Student und die Rue Traversière sei die Saalgasse. Ferner ist noch da eine von ihrem Manne geschiedene Berlinerin, die ein dickes Heft nachschreibt, ordentlich wie Reichel; ferner der junge Schweighäuser, ein enragirter Republikaner, der aber durch ein fünfjähriges Umhertreiben in den feinsten Cirkeln von Paris so polirt und so beschliffen worden ist, daß auf seiner glatten Oberfläche schlechterdings kein häusliches Glück mehr haften will, und er oft in Klagen gegen

mich ausbricht, er sei so verwöhnt und habe alles, was das Leben Reizendes haben mag, schon so durchgekostet, daß er gar nicht einsehe, wie er irgendeinmal so recht honnet glücklich werden könne. Uebrigens scheint Schlegel in keinen sonderlich opulenten Umständen, lernt persisch, irrt ohne Plan in der Stadt herum und hat einen durchlöcherten Hut, wie eine Sperlingsscheuche.

Wenn ich nach Deutschland zurückkomme, hoffe ich Dich von Verehrern, von Zuhörern und vorzüglich von Kindern umringt zu finden; dann feiern wir das Andenken Erdmann's, der uns zusammengeführt hat, und Du erzählst mir von der Revolution in Bern. Leb' wohl, lieber Fries, grüße alle, die mich gekannt haben, und vergiß wenigstens nicht, Erdmann einen Gruß an mich aufzutragen. Ich bin auf ewig der Deine. Hase.

Paris, 7. Nivose XI. [28. Dec. 1802].

3.

Paris, 3. Nivose XIV. [24. Dec. 1805]. Es kommt mit uns zum Durchbruch, lieber Fries; Du thronst in Bräutigamsglorie im heidelberger akademischen Senat, und ich habe mich erstens zur Würde eines Employé an der kaiserlichen Bibliothek in Paris emporgeschwungen, und bin zweitens sogar Exspectant des französischen Bürgerrechts, das mir nach der huldreichen Zusicherung des Ministers, der dem Kaiser meine Petition nach Braunau nachgesendet hat, nach einem glücklich überstandenen Probejahr zutheil werden soll.

O Du dreimal Glücklicher! Frage Deine junge Braut, ob sie sich noch eines hagern demokratischen Philologen erinnert, der vor sieben Jahren, in vorhistorischen Zeiten, beim Eislauf auf dem gefrorenen Schwansee vor Weimar athemlos ihren Schlitten schob, und thut sie das, so küsse sie in meinem Namen dreimal auf ihre schöne Stirn. Sind die Kataloge der Handschriften gedruckt, an deren Fertigung ich seit Jahren sisyphisch wälze, und bin ich in der Bahn, die mir meine Gewalthaber zeichnen, mechanisch etwas höher hinangerückt, so behalte ich mir die Freude vor, Euch beide in Paris zu sehen; jedoch nicht in dem hohen Taubenhause Rue de la Loi, in welchem Du mich einmal unter Kirchenvätern und seraphischen Scholastikern sitzend fandest, sondern in einer der Majestät eines akademischen Senators mehr angemessenen Behausung. Sollte ich noch so aristippisch frei sein wie jetzt, wer bürgt dafür, daß ich nicht nachfrage, ob der Areopag in Allstedt Bedenken tragen wird, die niedliche Amalie von mir als einem zweiten Tereus in das Thracien der kaiserlichen Bücherei entführen, und ein

germanisches Mädchen neben den Schätzen der wiener Bibliothek aufstellen zu lassen, die wir hier von denselben sieggewohnten Adlern erwarten, die des Utschitals (?) Herrn und Meister in den Ebenen von Austerlitz so unsanft heimgeschickt haben?

Acht bis zehntausend Handschriften, die geschichtet, geordnet und beschrieben werden sollen, halten mich so in Athem, daß ich bis jetzt kaum daran habe denken können, durch gedruckte Wortübungen der deutschen Lesewelt als Sonne aufzugehen, und, wie Du, von den zarten Händen der Frau von Humboldt eingepackt und aus Paris nach Rom mitgenommen zu werden, ja sogar in das Boudoir von Madam Degerando, einer heftigen Philosophin, deren Protection ich meine Stelle zum Theil verdanke, als Kant, Fichte und Schelling siegend einzudringen. Nobis inglorius labor. Möchtest Du nur auch die germanischen Stämme von den Kuttenmystikern erretten; alle Leute, die zu uns kommen, reden so viel von kurzen und langen Linien, Dantischen Teufeln und heiligen Jungfrauen, daß die Franzosen meinen, die Nation berausche sich im Gefühl ihrer nahen Auflösung, so wie hier die Verurtheilten Punsch tranken, ehe sie ihren Nacken unter die Guillotine beugten.

Vater Zeus,
Schaff uns Heitre des Tags, und gib mit den Augen zu schauen,
Nur im Lichte verderb' uns, da dirs nun also geliebet —

sagt ein homerischer Held, und das sollte auch das Stoßgebet der deutschen Mystiker sein. Cabanis, Sieyès, selbst Degerando, wollen nichts mehr von der deutschen Literatur wissen, nur Villers hält noch.

Wenn der gute alte Bitaubé wüßte, daß ich an den herrlichen Voß schriebe „an des Alterthums, des schönen, Wiederbringer", er würde mir Grüße auftragen. Aber ich schreibe in großer Eile, in meinem Bureau auf der Bibliothek; Herr du Theil ist krank; ich muß an seiner Stelle auszahlen, und siehe, es dringen Buchbinder herein, mit neugebundenen Codicibus, ich will mit ihnen rechnen. Leb' wohl.

Hase.

IV. Briefe von Clemens Brentano.

1805.

Ueber Clemens Brentano, geb. 1778, gest. 1842, s. oben S. 96. 104 fg.

1.

Lieber Fries, ohnlängst ist schon durch Savigny's Empfehlung und Ihren schriftstellerischen Ruhm der Gedanke in Anregung gebracht worden, die Lehrstelle der Philosophie bei der neuen Organisation der Universität durch Sie zu besetzen. Jetzt ist, so viel ich weiß, wo nicht der Ruf, doch wenigstens eine Anmuthung an Sie von dem Curator Hofer an Sie ergangen; ob Sie den Vorschlag selbst mit Vergnügen erhalten, ob Sie Ihre Bedingungen gemacht, wissen wir hier noch nicht, das heißt der Cirkel meiner Freunde, der insofern er aus den neuen herrschenden Professoren besteht, sich lebhaft für den Gedanken Sie hier zu besitzen interessirt. Creuzer, Heise und Pätz, der Sie wie Heise Ihrer philosophischen Rechtslehre wegen sehr verehrt, haben bei der trägen und unendlich unwissenden Curatel die jetzt entscheidendsten Stimmen; sie sind alle für Sie, sie wünschen Ihre Nähe, Ihren Umgang. Aber einen leidigen Feind haben Sie an Sich selbst; Ihr unglücklicher Ruf, einen sogenannten schlechten Vortrag zu haben, macht diesen Männern selbst Angst, da es hauptsächlich hier jetzt darauf ankommt, eine in jedem Betracht eindringende philosophische Stimme hierher zu erhalten, weil der Universität so sehr an Erweckung des Jugendmuthes gelegen ist, der sich noch kaum in einigen Lümmeleien äußert. Zugleich ist das Unglück, daß die Universität schon an einigen total todten Personen pensionirt, welchen man aus Unwissenheit, ehe noch die neuen Professoren hier erschienen, das Philosophiren zugemuthet. Deswegen möchten wir gern wissen, lieber Fries, ob Ihre innere göttliche Stimme etwas äußerlicher geworden ist; haben Sie in der letzten Zeit Zuhörer gehabt? der Lage Jenas nach viele? oder genug, scheint Ihnen Ihr äußerlicher Beruf zum Lehrer selbst durch Uebung und Ermuthigung gewonnen zu haben? So viel ich weiß hat man von Karlsruhe aus vor wenigen Tagen noch bei einem hiesigen Professor gefragt, da von Ihrem Vortrage so wenig Versprechendes zu erwarten sein solle, ob man nicht etwa mit einem andern jungen Philosophen, der dermalen in Göttingen viel Beifall haben soll, von dessen Schriften aber noch nichts bekannt ist, dessen Vortrag aber

sehr viel Lärm macht (Herbart), eine Unterhandlung eröffnen solle; dieser wird, da er ganz lose in Göttingen hängt, gewiß zugreifen. Wir alle wünschen aber, daß Sie, der anerkannte würdige Denker, der stille bescheidene Freund hier in diesem Paradiese lebe, lehre und belohnt werde. Sie glauben nicht, was diese Universität, wenn der gute Wille durchdringt, gegen die vielleicht nirgends so biegsame Dummheit der Direction für einen einfachen wissenschaftlichen Charakter erhalten wird. Alle die neuen Lehrer, die meistens aus einer Ansicht berufen werden, würden einen Cirkel gelehrter Freunde bilden. Unendlich viel ist hier zu thun und wird leicht gethan, wie zu genießen und wird leicht genossen. Auch für Ihre schriftstellerischen Arbeiten würden Sie in einer neuen hier entstehenden reichen Buchhandlung, welche ganz unter dem Einfluß der neuen Professoren sich bilden wird, ein gutes belohnendes Verbreitungsmittel finden, und eine ganze neue Jugend, die von aller Philosophie nichts weiß, bietet Ihnen ein Ohr so groß daß es hinreicht. Doch Scherz bei Seite, wir hoffen, Sie kommen wenn nur die Leute allen Vortrag verlieren müssen, welche Ihren Vortrag verleumdeten. Creuzer hat mich nebst andern gebeten Ihnen zu schreiben und Sie selbst um eine Erklärung über Ihren Vortrag zu bitten; wie naiv muß ich sein, daß man mir so etwas zumuthen kann; wie groß muß der Ruf Ihrer Wahrheit sein, daß man Ihnen so treues Urtheil über sich selbst zutraut. Doch setzen Sie die Bescheidenheit bei Seite, um sich selbst eine wirklich freudige Carriere und geistvollen Freunden Ihre Mittheilung zu verschaffen. Schreiben Sie mir schnell wieder auf diesen Brief, inwiefern Sie auf den karlsruher Ruf (sollte er ergangen sein; ich las es wenigstens in einem Brief des Curators, der aber auch für die dringende Aufforderung der Professoren eine Nothlüge hätte schreiben können) sich eingelassen haben und was Sie sich von Ihrem Vortrage versprechen können, damit Creuzer Sie unterstützen kann. Sie könnten doch immer auf eine Einnahme von 900 bis 1000 Gulden rechnen, ohne die Colleggelder, welches hier für Uneheliche ein Kapital ist. Sollten Sie etwa auf die karlsruher Aufforderung sich noch nicht erklärt haben und sollten Sie wirklich in einer hiesigen Professur für sich eine erwünschte Aussicht erfüllt sehen können, so könnte es Ihnen sehr dienlich sein, entweder in Ihrer Antwort nach Karlsruhe etwas über Ihren Vortrag einfließen zu lassen, oder sich mit einem Briefe an den Professor Heise zu wenden. Wenn es mit der hiesigen Universität glückt, wozu es viel Anschein hat, so hat es für die neuen Lehrer sehr viel Vorzüge gegen andere Universitäten, da noch keine wissenschaftliche Autorität im Staate ist und keine Partei.

Was hier in dem vernachlässigten unschuldigen Eß- und Trink-, Küß- und Tanzlande Gutes geschieht wird durch die neuen Lehrer geschehen; was bisjetzt da ist, ist jung, emsig, für das Vortreffliche enthusiasmirt und was das vortrefflichste ist, einig. Ich hoffe sehr, daß Sie sich hierher bemühen, und dann wird es mir eine Freude, alle vorläufig nöthigen Einrichtungen für Ihr Hiersein nach Ihren Aufträgen zu übernehmen. Leben Sie wohl, Lieber, ich sehe einer so schnell als möglich schnellen Antwort von Ihnen entgegen und bin mit aufrichtiger Verehrung Ihr Clemens Brentano.

Heidelberg, 14. Januar 1805.

2.

Lieber Fries, da ich Ihren Brief erhielt, gerieth ich in eine kleine Bestürzung; es war damals wenig Hoffnung, daß wir Sie erhalten sollten, Herbart in Göttingen hatte den Ruf. Ihr Brief war sehr spät zu mir gelangt, und von Jena selbst war zwischen meinem Brief an Sie und Ihrer Antwort gegen Sie gesprochen worden. Da ich Ihnen schrieb hatte ich selbst den Zweck durch Ihre eigene Erklärung, wo nicht die Sache gänzlich zu Ihrem Besten zu wenden, doch das gesunkene Interesse für Sie wieder in Anregung zu bringen, oder zum allerwenigsten Ihrer Rechtlichkeit die Genugthuung verschafft zu haben über sich selbst ein Urtheil sprechen zu dürfen, was wenigen Menschen geziemt. Da Sie lange nicht schrieben und man auch nicht von Karlsruhe von Ihnen hörte, glaubten wir das Ganze sei von Ihnen abgelehnt. Sie wissen nicht wie mich der lebendige Wunsch in Ihrem Briefe rührte; ich habe alles mit demselben gethan was sich von einem warmen Freunde durch diesen Brief ausrichten ließ; ich habe ihn in einem tauglichen Auszuge durch meine Freunde für Sie so sehr benutzen lassen als es damals möglich war. Einen besonders guten Freund haben Sie an Pätz, der alles für Sie anwendete, und ich hoffe seine persönliche Bekanntschaft wird Ihnen beiden ein Gewinn sein. Man tröstete mich nun, daß Herbart keine weitern Bedingungen zugestanden werden sollten, und jedermann hoffte, daß er sich gewiß etwas zieren werde. In der Erwartung auf Herbart's Antwort nun verzögerte ich Ihren lieben Brief sogleich zu beantworten. Vorgestern ging ich nach Mannheim, wo ich zwei Tage verweilte; bei meiner Rückkunft heute bewillkommnete mich meine Frau mit der freudigen Nachricht, Herbart hat abgeschrieben; er war nur entrirt um den Ruf dort in Göttingen zu benutzen; Pätz hatte mich mit derselben Nachricht

aus Freude noch spät in der Nacht aufgesucht, und sogleich hat Ihnen Heise quasi officiell geschrieben und Pätz nebenbei, und jetzt ich hinterdrein. Pätz wünscht, daß ich Ihnen nochmals recht ans Herz reden soll uns um Gotteswillen nicht sitzen zu lassen, denn Ihre Erklärung in Ihrem Briefe an mich hat er soviel als möglich für Sie benutzt, um Ihnen im Fall der Weigerung Herbart's wenigstens die Nebenbuhlerei mit einem gewissen leipziger Philosophen Pölitz zu ersparen. Die große Angst, die man hier vor schlechtem Vortrag hat, herrscht eigentlich bloß bei der philosophischen Facultät, und dies wegen einer wirklichen Erfahrung.

Als der Curator Hofer noch Bürgermeister im Reichsstädtchen Rottweil war, hatte er einen Freund in Tübingen, einen dicken Advocaten mit Frau und Kind, den er als einen guten Logicus kannte. Dieser ward als der Bürgermeister Curator wurde zum Professor der Philosophie geavancirt, weil er nur 700 Gulden für seine beste Sorte begehrte. Der gute Mann kam her, seine Frau war noch mit dem Seinigen zurück; das leichte und freie und üppige Leben hier im Sommer machte ihn ganz überselig; er kaufte sich gleich ein Haus für 10000 Gulden, das nur 7000 werth war, und ließ ein eigenes Auditorium hinten dran bauen, wo er doch bis auf 12 Stuben übrig hatte. Er borgte Summen dazu, schaffte sich einen alten Schimmel an, der wie ein gewisser in Jena, nur Galop gehen konnte, ritt alle Wochen etliche mal nach Mannheim, Speier, Durlach, tractirte die Leute mit Malaga, und wenn man fragte, wozu der Gaul, sagte er, er muß meine Besoldung fressen. Alles wunderte sich über den begeisterten alten Philister. Auf einmal kam seine Frau mit den Kindern; diese, eine treue gescheidte Hausfrau gerieth in nicht kleinere Verwunderung über den seltsamen Raptus ihres alten Herrn; der Schimmel ward abgeschafft; die Frau erschrak über die Schuldenmasse, das Haus, das Bauen: wir haben ein sehr kleines Vermögen gehabt und nun haben wir keins mehr, der Schimmel hat mehr als die Besoldung gefressen, hieß es; viele Schulden waren der Frau noch verborgen. Weisse fing an im neuen Collegium zu lesen, er wußte kein Wort, keinen zusammenhängenden Satz hervorzubringen; er las drei Stunden, dann schlug er Unpäßlichkeit an, er ward ein Gelächter der Studenten. Jetzt kam ich hierher, da war schon seine höchste Ausschweifung, bei einigen alten Damen stumm und dumm zu sitzen wenn sie Bohnen schnitten; man gerieth in die höchste Angst, wenn man den Armen sah; der Rausch war vorüber; er war der Verzweiflung näher als dem Skepticismus; er sank in eine Melancholie, die der Verrücktheit

nahe ist; seine brave Frau thut Wunder an ihm; es geht so weit, daß sie ihm Bücher zusammenträgt, und ihm sagt wie er im Collegium arbeiten soll, aber es ist alles umsonst; er sieht keinen Menschen mehr, und Scham und Gram sind seine Auditoren, Opponenten und Repetenten; die 700 Gulden hat er weg. Und dieses ist die Geschichte des schlechten Vortrags, also schaffen Sie sich keinen Schimmel an; Sie können leicht hieraus begreifen, wie natürlich es einer so unwissenden Curatel sein muß als ein gebranntes Kind das Feuer des schlechten Vortrags zu fürchten.

Man wünscht nun, daß Sie in Ihrem nächsten Schreiben an Heise gleich so bestimmt antworten, daß der nächste Bericht an Sie nicht sowol erst den officiellen Ruf als vielmehr sogleich die Bestallung des ordentlichen Professors der Philosophie enthalten könne, und ich glaube mein Brief soll mit dahin wirken Sie dazu zu bestimmen durch eine billige Forderung von Ihrer Seite das Ganze zu beschleunigen. Nun ist die Frage, haben Sie schon an Hofer gefordert, dann freilich wäre es unschmeichelhaft für Sie sich zu einem geringern zu entschließen; sollte dies aber nicht der Fall sein, so fordern Sie 900 Gulden und freie Wohnung, oder 1000 Gulden; wenn Sie bloß 900 Gulden fordern, können Sie ohne Anstand versichert sein sogleich die Bestallung zu erhalten, auch können Sie nach Ihrer einfachen Lebensart bequem davon leben; da Sie keinen philosophischen Nebenbuhler haben, können Sie, wenn Sie mit einer etwas mercantilischen Auswahl mehrere Collegia lesen, immer ein paar hundert Gulden verdienen. Dieses wären nun 1100, dann eins ins andere gerechnet 150 Gulden für literarische Arbeiten, so hätten Sie eine Einnahme fix von 1250 bis 1300 Gulden. Nun will ich Ihnen bestimmt berechnen, wie viel Sie brauchen, um zu leben, und zwar nach meiner Lebensart, die ganz mäßig ist und die Ihnen gänzlich conveniren mag, da ich und Sophie unser Leben in Jena gelernt und hier nach Landessitte verbessert haben. (Folgen heitere aber zu ausführliche Rathschläge über Wohnung, Beköstigung, Auskommen u. dgl.) Noch etwas wegen der Vorlesung; alles kommt darauf an, daß sie im ersten halben Jahre die Zuhörer gewinnen; Sie wissen, auch der unwissendste Student ist für Schelling portirt, wenn Sie daher auch so etwas Naturphilosophisches oder so was Piquantes, etwa ein Publicum außer Naturrecht, und Transscendentalität lesen würden! besonders könnte mit einem Kunstcollegium entsetzlich viel hier gethan werden; meine vielen hineinschlagenden Bücher sind die Ihrigen. Ich hoffe meine Weitläufigkeit ist Ihnen nützlich, leben Sie wohl, antworten Sie auf alles

zu was ich mich erbot, Ihr ergebener Clemens Brentano. Alles was ich Ihnen hier von höheren Instanzen und dem guten Weisse gesagt, bleibt unter uns; was ich Ihnen im vorigen Brief geschrieben, bestätige ich Ihnen von Neuem und hoffe, daß Sie sich mit Weimar in keine weitern Unterhandlungen einlassen, denn es ist besser hier Pedell als in Jena Eichstädt sein.

V. Briefe von F. H. Jacobi.

1807—16.

Friedrich Heinrich Jacobi, geboren 1743, war seit 1804 in München und jetzt Präsident der in dem neuen Königreiche im Jahre 1807 durch ihn eröffneten Akademie der Wissenschaften. Diesen Briefen war die erste persönliche Bekanntschaft mit Fries erst im Jahre 1805 vorhergegangen, s. oben S. 106 fg.; sie lassen das oft unrichtig dargestellte Verhältniß zwischen Fries und Jacobi erst genauer erkennen, und mußten daher hier, nur mit Auslassung zu wortreicher oder weniger bedeutender Stellen, beinahe vollständig mitgetheilt werden.

1.

München, 26. Nov. 1807. Jacobi an seinen Freund Fries. Vor ungefähr drei Wochen ließ ich mir aus dem dritten Bande der Studien Ihre, nach meinem Urtheil, meisterhafte Abhandlung über Atomistik und Dynamik zweimal nacheinander vorlesen, und nun habe ich auch wieder zum dritten Male, jetzt mit meinen eigenen kranken Augen, Ihre Schrift über Fichte's und Schelling's neueste Lehre von Gott und der Welt gelesen und ganz eingenommen. Ich unterschreibe alles was in diesem köstlichen Büchlein steht, und finde höchstens dies einzige zu tadeln, daß nicht in demselben auch wider Kant erinnert wird, was aus denselben Gesichtspunkten wider ihn zu erinnern sein möchte. Meine alte Ueberzeugung, daß die consequent durchgeführte Kantische Lehre die Fichte'sche, die consequent durchgeführte Fichte'sche Lehre die Schelling'sche werden mußte, habe ich nicht nur behalten, sondern sie hat seitdem noch bei mir zugenommen. Eben fiel mir ein, daß ich im vorigen Jahr, nachdem ich die drei neuen Fichte'schen Schriften gelesen, einige Gedanken darüber an Köppen hingeworfen hatte; ich will

sie diesem Briefe vertraulich beilegen, Sie werden ein paar Stellen darin finden, die, blos mit etwas anderen Worten, auch in Ihrem Büchlein stehen. *)

*) Aus dieser zu langen Beilage vom 16. Sept. 1806 hier nur einiges. Jacobi erwähnt zuerst, Fichte habe ihm die Anweisung zum seligen Leben, die Grundzüge und die Vorlesung über das Wesen des Gelehrten „geschickt und sehr freundschaftlich dazu geschrieben" (der Brief in J. Fichte's Leben Fichte's, II, 177). „Jetzt habe ich einen Brief an Fichte selbst angefangen, der aber wahrscheinlich Fragment bleiben wird. Meine Einsicht in das Seichte und Verkehrte der neuesten Philosophien, der Fichte'schen wie der Schelling'schen, wird mit jedem Tage vollkommener und tiefer. Eine Schrift von Schelling wider Fichte muß in diesen Tagen erscheinen, die bitter und heftig genug sein wird. Diese zwei Philosophen lassen einander gewiß kein Haar im Barte; ich hatte längst gewünscht, daß sie einmal auf die Weise an einander kommen möchten. Die Schelling'sche Recension über Fichte's Wesen des Gelehrten ist allerdings, wie Sie sagen, gut in ihrer Art, aber doch auch empörend wegen des Grimmes, den sie zumal am Schlusse äußert, und wegen der Richtung dieses Grimmes wider das, was bisher unter den Menschen für Religion und Tugend galt. Schelling besucht mich von Zeit zu Zeit; er ist mir sehr entgegen gegangen, und ich glaube, daß er aufrichtig gewünscht hat meine Freundschaft zu gewinnen. Mein Genius aber warnte mich auf die bestimmteste Weise, daß ich zurückhaltend blieb und mich nicht einließ. Fichte sagt von den sinnlichen Menschen: «es ist nicht ihre Einsicht, sondern ihre Liebe, die ihre Meinung bestimmt». So herrscht in Schelling ausschließend die Liebe der Natur; in mir überwiegend die Liebe des Uebernatürlichen. Die ältern Denker insgesammt, bis auf Anaxagoras und Platon, hielten das Gebildete für vollkommener als das Bildende, die Wirkung für besser als die Ursache, sie konnten die Voraussetzung eines Chaos, woraus allmählich eine geordnete Welt mechanisch hervorgegangen sei, nicht entbehren. Fichte und Schelling lassen nun das «allmählich» weg, und setzen dafür «zugleich sein» und Indifferenz. Sie haben auf die alte Frage, ob die Henne vor dem Ei oder das Ei vor der Henne gewesen, oder wie ich lieber fragen möchte, ob die Wurzel vor der samentragenden Blume und Frucht oder die Blume und Frucht vor der Wurzel gewesen sei, eine Antwort gefunden, diese nämlich: es gebe in Wahrheit überall kein vor und nach, welche Antwort aber auch nicht mehr neu ist. Wider die Folge ihrer Constructionen ließe sich leicht der Einwurf passend machen, welchen Aristoteles den Pythagoreern entgegensetzte, wie aus bloßen Zahlen Ausdehnung, Schwere, Bewegung könne erklärt werden". „Wir können überall nur messen und rechnen, und durch unser Messen und Rechnen nur Größenverhältnisse herausbringen, durchaus keinen Inhalt, gar nichts Qualitatives. Wir legen, überlegen und setzen zusammen, und alles was wir legen, überlegen und zusammensetzen sind nichts als Größen. Größen allein können wir so an- und gegeneinander halten, daß eine Vergleichung daraus entsteht, daß ein mehr oder weniger, oder ein weder mehr noch weniger, das sich selbst gleiche, in uns zum Vorschein kommt. Nur zählend können wir vergleichen, d. h. messen. Eine dunkle Erkenntniß hiervon haben alle Philosophen von jeher gehabt, alle haben gesucht das Qualitative in ein Quantitatives aufzulösen, die Wesen zu verwandeln in Begriffe, das unterste zu oberst zu kehren, die Vernunft zu Verstande zu bringen." „Ich

Gegenwärtig bin ich mit einer neuen Erörterung der Schelling'schen Lehre beschäftigt, wozu mich die akademische Abhandlung dieses Meisters „über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur" unwiderstehlich angetrieben hat. Die darin angewendete berückende Methode, der Betrug, welcher darin durchaus mit der Sprache getrieben wird, haben mich empört. Ich denke es zu der größten Klarheit zu bringen, daß der Schelling'sche Weltschöpfer von Ewigkeit zu Ewigkeit nichts anderes erschafft, als die Zeit. Das Eine unzeitliche Leben (Sein ohne Bewußtsein, oder wie Sie sich ausdrücken: ein dem Wissen selbst verborgenes Sein des Wissens, in Schelling's Sprache: blos werkthätige Wissenschaft, blinde, unvorsetzliche u. s. w.) verwandelt sich in ein unendlich vielfaches Zeitliches (Sein mit Bewußtsein), damit das Leben gelebt werde. Es gibt nur eine Qualität, das Leben als solches. Alle andere Qualitäten oder Eigenschaften sind nur verschiedene Quantitäten oder Einschränkungen dieser Einen Qualität, welche zugleich die Substanz selbst und das ganze Wesen ist. Der Mensch hat mehr davon als der Mistkäfer, hat aber in sich nichts Besseres und Höheres. Alles was lebt, lebt nur eines und dasselbe Leben. Die Totalität aber, das All, die Natur, käuet, wie ein altes Weib, von Ewigkeit zu Ewigkeit nur mit leerem Maule, macht und vertreibt sich die Zeit. Dies zu erkennen ist das reine Gold der Wahrheit und des Lebens, die Herrlichkeit des Menschen.

Fichte ist, wie ich höre, wieder in Berlin, und will nun nach beinahe zehn Jahren noch meinen gedruckten Brief an ihn öffentlich beantworten. So hat er sich wenigstens zu Königsberg gegen den Consistorialrath Nicolovius geäußert. Da Nicolovius Brief noch mehr Interessantes über Fichte enthält, will ich die betreffende Stelle daraus für Sie abschreiben lassen. *)

---

finde in der Welt nichts unbegreiflicher als das Fichte'sche aus Sein und Gespalten sein bestehende ἓν καὶ πᾶν, oder das ähnliche nicht minder abgeschmackte von Schelling. Daß kein Gott sei, ist die Nothwendigkeit, welche den Menschen unserer Zeit alle diese Narrheiten annehmlich und vernünftig macht."

*) An Charlotte Jacobi: „Unter der Menge von Fremden, die der Sturm der Zeit an unsere ferne Küste geworfen hat, ist mir Fichte einer der merkwürdigsten geworden und oft habe ich den Onkel zu uns zaubern wollen. Er ist total anders, als ich nach allen Schilderungen ihn mir gedacht habe; ich war sehr gegen ihn eingenommen, ich bemäntelte dies nicht, aber dennoch entstand zwischen uns ein Band woran ich Freude hatte. Sein kräftiger Kopf steht gleich ganz da, aber sein ebenso kräftiges Herz ist versteckt. Immer schade, daß diese kraftvolle gewaltige Natur in ihrem Wachsthum gehemmt ist und einen Krebsschaden in sich trägt, der

Ihre Schrift „Wissen, Glaube und Ahndung" hatte ich auf meiner Reise hierher zu Dresden gekauft, unterwegs darin gelesen, und zu Weimar mit Goethe, der sie gerade damals erhielt und großes Wohlgefallen daran hatte, mancherlei gesprochen. Das mich selbst betreffende darin war mir gerade nicht unter die Augen gekommen und wurde mir zuerst durch die Recension von Köppen, dem ich in dem was er dabei erinnert recht geben muß, bekannt. Er hätte eine für mich klar entscheidende Stelle aus dem Briefe an Fichte anführen können, die ihm aber wahrscheinlich nicht beifiel. Was Sie in Ihrem Buche über Schönheit, Erhabenheit, Ahndung und Andacht, Religion und Begeisterung, Schwärmerei und Erkenntniß u. s. w. sagen, spricht mir durchaus zu. Durchstudirt habe ich dieses Ihr Buch (dessen Druck meinen Augen schrecklich weh thut) noch nicht, wohl aber Ihre philosophische Rechtslehre, die mir große Freude und Belehrung gegeben hat.

Von Ihrer neuen Kritik der Vernunft habe ich mit großem Wohlgefallen die Einleitung dreimal, weiter aber noch nichts gelesen, aus Mangel an Augen und Kopf, an Gesundheit und Muße. Seit dem December des vorigen Jahres hat mich die neue Einrichtung der Akademie fast ausschließlich beschäftigt. Jetzt bin ich so weit, daß ich wieder auf mehr Muße hoffen darf, und da werde ich dann auch Ihre neue Kritik mit erstem vornehmen. Die Begierde, womit ich danach aussah, ist noch immer eben lebendig.

---

immer mehr ihre edelsten Theile verzehrt. Fichte der Philosoph ist in meinen Augen ein Heuchler, ein Betrüger seiner selbst und der Welt. Jacobi und Schelling haben ihn geschlagen, seine alte Wahrheit ihm genommen, und er will dies nicht wissen, nicht gestehen und wird täglich mehr ein Deutler und Heuchler, und muß auf diesem Wege vor sich und der Welt zu Schanden werden. Könnte dieser energische Mensch sich dies klar machen und aufhören philosophischer Schriftsteller zu sein, er würde in neuer Kraft, in ganz neuem Glanze auftreten und ganz neue Ehre erlangen. Wollte er politischer Autor werden für unsere Zeit, er würde groß sein. In ein hiesiges Journal hat er einen Aufsatz über Macchiavel, begeistert durch diesen großen Schriftsteller, den er hier erst recht kennen lernte, und was die Form anlangt durch Goethe's Winkelmann, drucken lassen, und ich nenne es ein Meisterstück. Alle wahrhaft energischen Schriftsteller ziehen ihn an; so arbeitete er hier auch fleißig am Dante. Hobbes habe ich ihm als einen verwandten Geist empfohlen; er kennt ihn gar nicht. Daß er Jacobi nicht kennt, nennt er eine Lücke seines Lebens. Er ging eben damit um ein «Fichte an Jacobi» zu Widerlegung des «Jacobi an Fichte» zu schreiben (besser spät als niemals, sagte er) als ein neuer Sturm ihn von uns riß. Sein Abschied war mir rührend und sein Brief aus Kopenhagen ist es mir auch. Jetzt ist er wieder in Berlin, das er sehr liebt. Sein Aeußeres ist komisch, klein, putzig und dabei voll Ausdruck eines heftigen Charakters." S. Fichte's Leben Fichte's, I, 310.

Von Daub habe ich überhaupt noch gar nichts gelesen, also auch nicht seine Abhandlung im zweiten Bande der Studien, von der ich gehört habe. Zum Lesen von Hegel's dickem Werke komme ich schwerlich. Niethammer hat mir mit Interesse davon gesprochen. Wahrscheinlich wird es Köppen für die Hallische Literaturzeitung recensiren, da werde ich denn doch einigen Begriff vom Ganzen, von Zweck und Mitteln erhalten. Daß Köppen in Landshut zu lehren angefangen und gleich großen Zulauf erhalten hat, wird Ihnen gewiß eine angenehme Nachricht sein.

Vorigen Sonnabend sandte ich unserm Voß ein nicht unmerkwürdiges Product von einem Jünglinge aus Ast's Schule. Sagen Sie Voß, ich hätte seitdem erfahren daß Eichstädt in Jena Ast's großer Gönner sei. Jener wird doch nicht auch, wie dieser, das griechische Alphabet aus naturphilosophischen Principien deduciren. Daß ein anderer Professor in Landshut, Zimmer, die Lehre von der Jungfrau Maria unbefleckter Empfängniß, den sieben Sacramenten, überhaupt alle Dogmen des Papstthums aus denselben Principien deducirt, muß Ihnen bekannt sein, da ja auch in Heidelberg nach Zimmer's Lehrbuch katholische Dogmatik gelesen wird.

Sie sehen, mein Freund, daß wenn ich einmal zu einem Briefe angesetzt habe, ich nicht leicht wieder zum Stillstande komme. Wenn mein Geschwätz Sie nicht ermüdet hat, so beweisen Sie mir es dadurch, daß Sie mir bald, wenn es auch nur mit wenigen Zeilen sein kann, antworten. Von ganzem Herzen der Ihrige F. Jacobi.

27. Nov. 1807.

2.

München, 29. Juli 1808. Ich kann es nicht länger aufschieben, lieber vortrefflicher Freund, Ihnen für Ihr Buch und Ihre zwei Briefe zu danken. Könnte ich Ihnen diesen Dank nur so darstellen, wie er in meiner Seele lebt. Den dritten Theil Ihrer Kritik habe ich mir sogleich vorlesen lassen, und wo Sie darin auf Abschnitte der zwei vorhergehenden Theile zurückweisen auch diese. So ist's geschehen, daß ich so ziemlich mit dem ganzen Buche bekannt geworden bin, und vor jedermann bekennen darf, daß ich es vortrefflich finde. Ich habe seitdem auch angefangen es von vorn an zu studiren, bin aber nicht weit gekommen, weil seit mehreren Wochen meine Augen wieder außerordentlich krank sind. Erst nach diesem zweiten Lesen werde ich Ihnen ganz bestimmt sagen können, wie und worin sich unsere Resultate noch

von einander unterscheiden. Ich bin neugierig zu erleben, was Schelling thun wird, ob ganz schweigen oder widerlegen. Ich vermuthe das erste. Er verläßt sich auf die Schaar seiner naturphilosophischen Anhänger, die denn auch wol noch eine Zeit lang das große Wort behalten werden. Seit er Director der Akademie der Künste geworden ist besucht er vollends mein Haus nicht mehr, und wir treffen uns nur zufällig am dritten Ort, welches sich auch nur äußerst selten zuträgt. Was Fr. Schlegel in seiner India über die Philosophie des Einen und Allen gesagt hat, wurmte ihn, und ich hingegen bin eben deswegen dem Buche fast gut geworden, sowie den Schlegel'schen Recensionen über Fichte und Goethe. Den letztern hat Schlegel unlängst in Weimar besucht und Goethe hat sich über den Mann und seine Bekehrung in einem Briefe an einen Freund mit der ihm eigenthümlichen Laune herausgelassen. „Meine Einsicht", schreibt er, „ward vollkommen als ich Seite 97 des indischen Büchleins den leidigen Teufel und seine Großmutter mit allem ewigen Gestanks-Gefolge auf eine sehr geschickte Weise wieder in den Kreis der guten Gesellschaft herein geschwärzt sah. Wir werden nun sehen, wie ein Mann dieser Art nach und nach immer derber auftritt. Ja was sag ich nach und nach? Er hat alles schon so vorbereitet, daß er nächstens in seinem Apostolat vor der Welt, die ohnehin niemals weiß was sie sieht und was sie will, ganz ungescheut auftreten darf. Man schreibt mir von Mainz, daß er dorthin kommen werde. Ich wünsche, daß er dort einigen zeitlichen Vortheil finde. In den österreichischen Staaten ist jetzt ein Proselyt wenig geachtet; die Verstandesgährung, welche Joseph II. hervorgebracht, wirkt noch immer im Stillen fort. Sich dem Protestantismus zu nähern ist die Tendenz aller derer, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen; ja ich habe bemerkt, daß, wenn man sich auf die protestantisch-poetische Weise über die katholische Religion und Mythologie ausdrücken will, man sich lächerlich, ja in gewissem Sinne verhaßt machen kann. Und so gibt es dann, wie bei großen Festen, ein Gedränge an den Kirchthüren, wo die Einen hinein und die Andern hinaus wollen." Gehen Sie mit dieser Mittheilung vorsichtig um; Voß darf wol darum wissen. Bis zu welcher Stufe der neumodische poetisch-philosophische Unsinn noch steigen wird, muß man erwarten, und unterdessen nur darauf bedacht sein daß man selbst bei Verstande bleibe, welches in Wahrheit nicht leicht ist. Wenn der Wahnsinn epidemisch wird, sagt in einer seiner Schriften Hamann, so gilt er für gesunde Vernunft. In dieser Gefahr bin ich vor andern, da die neuen Leute vielfältig fast meine eigenen Reden in ihren unreinen Mund nehmen, so-

daß ich beim Anhören kaum noch weiß, wo der Lügner steckt, außer mir oder in mir. Eben dies treibt mich an, noch einmal in einer öffentlichen Schrift recht klar und deutlich zu sagen, was ich von jeher gemeint habe und wie ich es noch meine. Ich habe nicht nur wirklich Hand daran gelegt, sondern bin auch nicht weit mehr vom Ende. Sie soll den Titel führen: über Offenbarung, innere und äußere.

Mit diesem Briefe erhalten Sie ein Diplom von unserer Akademie; mögen Sie es wohlgefällig aufnehmen. Wer mag der alberne Mensch sein, der in der Leipziger Literaturzeitung Ihre neue Kritik und andere philosophische Werke mit demselben Unvermögen und verkehrtem Willen recensirt hat? Mich verlangt zu sehen, wie das Jenaische Institut sich über Ihr Buch erklären wird. Ich denke daran, weil es mir ein wahres Anliegen ist, daß Ihr treffliches Werk bald recht viele Leser bekomme. Es muß alle, die es lesen, wenn sie nicht ganz verstockt sind, zur bessern Einsicht bringen. Mit innigster Verehrung und Liebe Ihr Jacobi.

3.

München, 24. Dec. 1808. Mein verehrtester und sehr lieber Freund, ich theile Ihnen einen Brief mit, den ich heute von Köppen aus Landshut erhalten habe.*) Ich hatte gezögert ihm den Ihrigen an mich zu senden, weil ich täglich ein Schreiben von ihm erwartete und nicht zweifelte, es würde darin der Recension in den Heidelberger Jahrbüchern erwähnt sein. Auf Ehre und Gewissen kann ich Ihnen versichern, daß Ihnen Köppen mit Geist und Herz so aufrichtig zugethan ist wie ich selbst. Um dies nicht ganz ohne Beweis zu lassen will ich Ihnen eine Stelle aus einem Briefe von ihm, den ich am 5. dieses Monats erhielt, mittheilen. „In der Fries'schen Kritik bin ich sehr erfreut gewesen über den Abschnitt der philosophischen Tugendlehre. Es herrscht darin eine Freiheit und Kraft des Philosophirens, welche besonders dem praktischen Theile der Weisheit so wohl ansteht. Nur kann ich mich immer des Gedankens nicht erwehren, was alles

---

*) In dem beiliegenden Briefe Köppen's vom 21. Dec. 1808 heißt es unter anderm: „Mein Grundriß des Naturrechts soll und kann nichts anderes sein, als eine zu meinen Vorlesungen bequeme Uebersicht der Hauptgegenstände. Nach wem hätte sich diese besser und meiner Ueberzeugung gemäß einrichten lassen als nach Fries? Meinen Fehler will ich gern bekennen, daß ich glaubte es sei genug in den paar vorangeschickten Worten seinen Namen anzuführen und auf die Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung der paar Bogen mit seiner Rechtslehre hinzudeuten. Ist er darüber aufgebracht, so bitte ich ihn deshalb um Verzeihung", u. s. w.

Schreiben und Philosophiren helfen solle, wenn Werke dieser Art keinen Eindruck beim Publicum machen und jeder doch in seiner Verrenktheit und Verkehrtheit bleibt. Der Narrenkönig, dem die Welt gehört, ist so feuer- und schußfest, daß die besten Scharfschützen ihn nicht erlegen. Er kann freilich, seiner Gespenstrigkeit wegen, den Schützen nichts anhaben, aber die Schützen sind nicht die Welt."

— Die Beantwortung Ihres Briefes vom 25. Aug. muß ich auf nächstens verschieben, weil ich heute zu heftige Kopfschmerzen habe, um irgend etwas Gedachtes von mir zu geben. Dies einzige muß ich doch bemerken, daß ich nicht begreife, wie Sie nur zweifeln können, ob meine Lehre von der Offenbarung mit der positiven Religion zu theilen habe. Meine Lehre hat damit ganz und gar nichts zu theilen, und ich glaube dies wiederholt auf das bestimmteste erklärt zu haben.

Melden Sie mir auch, ob das ehemalige gute Vernehmen zwischen Ihnen und Voß noch besteht, oder ob sich darin eine Veränderung zugetragen hat.

Ich grüße und umarme Sie von Herzen der Ihrige Jacobi.

4.

München, 17. Nov. 1810. Mein verehrtester Freund, ich habe Ihrem Verlangen gemäß sogleich an den Staatsrath Nicolovius geschrieben, und zweifle nicht, daß meine Empfehlung Eingang finden wird. Uebrigens ist es mir leid, daß Sie nicht mit Zufriedenheit in Heidelberg bleiben können; Sie sind mir dort ohne alle Vergleichung näher als in Berlin, wohin ich schwerlich in meinem Leben mehr kommen werde, wohl aber nach Heidelberg, das ich im nächsten Frühjahr wiederzusehen zuversichtlich hoffe.

Sie schreiben mir nicht, welche schriftstellerische Arbeit Sie jetzt beschäftigt, und vertrocknen werden Sie in Ihrem Köcher die Dinte doch nicht lassen. Ich arbeite jetzt wieder an meinem alten Werke über Offenbarung, und hoffe es soll auf Ostern endlich einmal erscheinen, wenn nicht der Erzbösewicht, der mich so nahe um ein volles Jahr meines Lebens gebracht hat, mir neue Störungen ersinnt.

— Unsern alten Streit über Freiheit werden wir wol mit ins Grab nehmen, ohne darum im Himmel sowie auf Erden weniger Freunde zu sein. Gleichwohl beruht meine ganze Philosophie auf dieser Lehre von der Freiheit, und ich begreife nicht welchen Werth sie für jemand haben kann, der diese ihre Grundlage verwirft. Alles beruht bei mir auf dem unbegreiflichen Dualismus des Natürlichen und Uebernatürlichen, des Erschaffenden und Erschaffenen, der Freiheit und

Nothwendigkeit. Ich bin von ganzem Herzen, der ich sein werde, Ihr aufrichtiger Verehrer und Freund Jacobi.

5.

München, 5. März 1811. Mein werthester Freund, Nicolovius hat mich lange warten lassen, ich sende Ihnen nun die betreffende Stelle aus seinem Briefe, mit der Bitte, das Blatt, wenn Sie es gelesen, zu vertilgen. Soll ich noch einmal schreiben, so geben Sie mir an die Hand, auf welche Weise.

Das Gerücht von der Gräuelthat, die hier vor acht Tagen an dem wackern Professor Thiersch verübt wurde, ist gewiß schon zu Ihnen gekommen. Er ist außer Gefahr; der Bube aber, der ihm nicht 25 Schritte weit von der Wache den Dolchstich beibrachte, ist noch nicht entdeckt. *) Der Mörder hatte darauf gerechnet, daß Thiersch sich etwas bücken sollte um die Hausthür aufzuschließen. Wäre dies geschehen, so ging der Stich durch das Genick in den Hals und der junge Mann blieb auf der Stelle. Zum Glück hatte ein anderer Professor eben die Hausthür aufgeschlossen und Thiersch rief ihm zu: lassen Sie offen. Der Mörder, der nun eilig zustieß, traf zu hoch und der Dolch glitt von dem Hirnknochen herab in das Halsfleisch, wo er stecken blieb. Der Stoß war so heftig, daß er den Verwundeten zu Boden warf, er sprang aber augenblicklich wieder auf, und sah noch den Bösewicht entfliehen. Den Dolch ließ er in der Wunde sitzen, bis der Wundarzt erschien. Die Scheide der Wunde ist 2½ Zoll lang. Nach welcher Seite man hinsehen müsse, um den Thäter zu finden, darüber ist man einig genug, auch ist die Zahl der Verdächtigen nicht groß; dennoch wird es äußerst schwer halten den Schuldigen zu greifen. Thiersch war vor einigen Wochen zum Adjunct der Akademie und zum Beisitzer der Bibliotheksadministration ernannt worden. —

6.

München, 6. Mai 1811. — Mit meiner Schrift über innere und äußere Offenbarung, der ich den passendern Titel „Philosophie und Christenthum" nun zu geben gedenke, bin ich endlich fertig geworden. Ich habe sie etwas gewaltsam geschlossen, aber besser so als gar nicht. Auf Ihre Logik bin ich begierig, und freue mich, daß Werke der Art noch Verleger, folglich auch Käufer und Leser finden. Ich möchte wissen, ob es Zimmern gelungen ist, Ihre neue Kritik der Vernunft

*) Vgl. H. Thiersch' Leben von Fr. Thiersch, I, 74 fg., 90 fg.

noch einigermaßen unter die Leute zu bringen, d. h. ich wünsche zu hören, daß sie gelesen werde.

Schelling sehe ich außer den akademischen Sitzungen fast gar nicht mehr; wir besuchen einander nicht und treffen uns äußerst selten. Aus den Zeitungen wissen Sie, daß Aretin nach Neuburg befördert, d. i. exilirt ist. Seine Stelle ist eigentlich nur zum Schein wiederbesetzt durch einen echten Baier, der ein sehr schätzbarer Mann und mein besonderer Freund ist. Thiersch ist ganz hergestellt und wird bei uns bleiben. Ich hoffe auch Niethammer, obgleich er einen sehr vortheilhaften Ruf nach Greifswald erhalten hat.

Fahren Sie fort meiner im Besten zu gedenken Ihres Verehrers und Freundes Jacobi.

7.

München, 26. Mai 1811. — — Ich fand in den Göttinger Anzeigen, daß der 6. Band der Studien eine Abhandlung von Ihnen über Tradition, Mysticismus und gesunde Logik enthalte, und verschaffte mir das Heft so schnell wie möglich. Schon dreimal habe ich diese Abhandlung gelesen, und ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mit welchem Wohlgefallen. Ihre Philosophie harmonirt mit der meinigen auf eine Weise, die mich ohne alle Vergleichung mehr entzückt, als wenn beide so miteinander übereinstimmten, daß sie einander deckten. Unser Einklang ist ein wahrhaft musikalischer. Ich hoffe, es soll auch Sie erfreuen, wenn Sie aus meiner neuen Schrift sehen werden, wie ich Sie begleite und Sie mich. Nach Berlin habe ich geschrieben und meinem Freunde Nicolovius lebhaft empfohlen, die Abhandlung im 6. Bande der Studien zu lesen. Aber wie ist es geschehen, daß die Hn. Herausgeber sich diesen Aufsatz gefallen ließen? Mit der aufrichtigsten Freundschaft der Ihrige Jacobi.

8.

München, 7. Nov. 1811. Endlich, mein verehrtester Freund, ist mein altes Kind jung geworden und die Hebamme wird es Ihnen schon vor die Thür gelegt haben. Mit Sehnsucht erwarte ich Ihr Urtheil über dieses Product. Schreiben Sie es mir freimüthig und recht bestimmt. Die Naturphilosophen werden mich hart darüber vornehmen. Ein Vorschmack der Behandlung, die ich zu erfahren habe, ist mir in der Vorrede zu der Geschichte und Beurtheilung aller Systeme in der Zoologie von D. J. Spix S. XI und XII schon gegeben worden. Genannt bin ich als derjenige, auf den vornehmlich diese Stelle gehen

soll, in der Oberd. Literaturzeitung Nr. 206, mit dem Zusatz: „es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn Gelehrte ihren Werken das Bekenntniß vorsetzen müssen, daß sie nicht zu einer solchen Partei von — Gelehrten gehören." Den Zorn dieses Jüngers, Haus- und Tischgenossen Schelling's habe ich mir hauptsächlich dadurch zugezogen, daß ich von Ihrer Abhandlung über Tradition, Mysticismus u. s. w. mit Beifall gesprochen und das Heft der Studien, welches sie enthält, zweien oder dreien meiner Freunde geliehen habe. Bis dahin hatte sich Schelling immer anständig gegen mich betragen, nun aber wurde er plötzlich ungezogen und erlaubte sich Anzüglichkeiten sogar in akademischen Vorträgen. Kräftigere Herzenserleichterungen finden wir wahrscheinlich in seinem Buche von den drei Weltaltern, an dem er aber, wie ich höre, noch bis zur Jubilate-Messe feilen will.

Für das Geschenk Ihres Systems der Logik sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Ich habe viel in dem Buche gelesen, und was ich las fand ich vortrefflich. Dürfen wir einem Heft der Studien und darin der Fortsetzung Ihrer Abhandlung über Tradition, Mysticismus u. s. w. bald entgegensehen?

Bleiben Sie ferner hold Ihrem aufrichtigen Verehrer und Freunde

Jacobi.

9.

München, 23. Febr. 1812. Ihr Brief vom 3., mein verehrter Freund, war mir eine sehr angenehme Erscheinung. Ich konnte mir Ihr langes Stillschweigen nicht erklären und machte mir allerlei Gedanken. Ihre Recension brach so kurz ab, und erwähnte gerade der Stellen nicht, die mir die wichtigsten schienen. Auch über die Beilagen fand sich kein Wort darin. Nun bin ich berechtigt und erwarte von der Zeit, daß sie weiter entwickeln werde was gut ist. Schelling's grimmigen Ausfall gegen mich *) haben Sie nun gewiß gelesen, und auch den Nachtrag dazu im Morgenblatt. Man sieht nun schon, daß er mit seinem Anhange nach einem förmlichen Plane arbeitet und alle Scheu und Scham weggeworfen hat. Es ist mir bei dieser Gelegenheit auffallend geworden, daß ich Schellingen verschiedene Male habe bleich werden sehen, nie aber roth. Ich werde dem Nichtswürdigen nichts

---

*) Schelling's Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen u. s. w. des Herrn F. H. Jacobi u. s. f. (Tübingen 1812). Wieder abgedruckt in Schelling's Werken Bd. 8 (1861), wo aber der hier erwähnte „Nachtrag" nicht beigefügt ist, welcher auch vielleicht nicht von Schelling war.

antworten; alle meine hiesigen Freunde sind der Meinung, daß ich es ohne Verletzung meiner Würde nicht könne. Daß die Jenenser, Hallenser und Göttinger so lange mit ihrer Beurtheilung meiner Schrift säumen, verdrießt mich. Ich hatte Eichstädten durch Thiersch sagen lassen, daß ich wünschte der Recensent der Schleiermacher'schen Reden in der Jen. Allg. Literaturzeitung 1807 Nr. 131 möchte auch der meinige werden; wer aber dieser Recensent ist weiß ich nicht, folglich auch nicht, ob ich ihn zu meinen Freunden rechnen darf. Sollte ich durch die Aeußerung dieses Wunsches verhindert haben, daß Sie, mein Theuerster, auch in der Jen. Literaturzeitung mein Recensent würden, so hätte ich mir selbst sehr im Lichte gestanden. Ich rechne aber überall auf Sie, daß Sie sich durch den Schelling'schen Terrorismus nicht erschrecken lassen, sondern die Wespen schwefeln werden, wie es sich gehört. Von dem Professor Klein in Regensburg soll auch eine Schrift wider Köppen erschienen sein, ganz ähnlich in Ton und Manier wie die Schelling'sche wider mich. — Ich bitte, lesen Sie Schelling's Recension der Fichte'schen Schrift „Ueber das Wesen des Gelehrten" (Jen. Literaturzeitung 1806 Nr. 50. 51) jetzt einmal wieder, und wundern Sie sich mit mir, wie man so trotzig thun darf, wenn man solche Glaubensbekenntnisse niedergelegt hat, wie diese Recension enthält. Aber sein im Denkmal selbst niedergelegtes neuestes Glaubensbekenntniß ist ja noch viel unbegreiflicher. In dieser Beziehung ist mir die Erscheinung des Aufsatzes von Krause im Königsberger Archiv sehr willkommen gewesen. — Sehr begierig bin ich zu erleben, wie sich Fr. Schlegel in meiner Sache mit Schelling weiter nehmen wird. Seine Recension meiner Schrift im ersten Heft des Deutschen Museums werden Sie gelesen haben. — Von Schelling ist es ein wahrhaft satanischer Pfiff und Kniff, daß er seine Leser zu überreden sucht, ich hätte ihm persönlich schaden wollen; er hat offenbar nur für Menschen geschrieben, die nicht wissen; diesen will er die Lust nehmen, das Buch von den göttlichen Dingen zu lesen. Ich lege Ihnen einen Goethe'schen Gruß an mich in Abschrift bei, er wird Ihnen gefallen. *)

---

*) Die Beilage lautet: Aus einem Briefe von Goethe an Schlichtegroll. Weimar, 31. Jan. 1812. Grüßen Sie meinen Freund Jacobi auf das allerbeste. Ich habe sein Werk mit vielem Antheil, ja wiederholt gelesen. Er setzt die Ueberzeugung und das Interesse der Seite, auf der er steht, mit so großer Einsicht als Liebe und Wärme auseinander, und dies muß ja auch demjenigen höchst erwünscht sein, der sich, von der andern Seite her, in einem so treuen, tief und wohldenkenden Freunde bespiegelt. Freilich tritt er mir der lieben Natur, wie man zu sagen pflegt, etwas zu nahe; allein das verarg ich ihm nicht. Nach seiner Natur und

Senden Sie mir so schnell wie möglich Ihre Abhandlung zur Philosophie der Mathematik. Die Akademie wird sie mit Dank annehmen und in ihre Denkschriften einrücken. Von ganzem Herzen Ihr

Jacobi.

10.

München, 2. April 1812. Innig verehrter und geliebter Freund, vorgestern erhielt ich Ihr erfreuliches Schreiben vom 25. März. Daß Sie etwas für mich thun würden, hatte ich erwartet, gehofft; daß Sie aber so viel für mich thun würden, und so schnell, durfte ich nicht hoffen, nicht erwarten. Dieser neue Beweis Ihrer Freundschaft hat mich tief gerührt, ich weiß nicht wie ich Ihnen genug danken soll. Die Anzeige in den Heidelberger Jahrbüchern habe ich leider noch nicht und schmachte vor Ungeduld sie zu erhalten. Sie hätten mir eine zweite große Wohlthat erzeigt, wenn Sie ein halb Dutzend der Nummer, welche diese Anzeige enthält hätten nehmen lassen. Ich wünsche auch ein Exemplar des Heftes, welches Ihre Recension der Schrift von den göttlichen Dingen enthält. Unzufrieden mit dieser Recension bin ich nicht gewesen; sie machte mich nur besorgt, weil Sie mir so viel zu verschweigen schienen, und ich hinter diesem Schweigen lauter Tadel vermuthete. Ihre Schrift „von deutscher Philosophie, Art und Kunst" wird mich über alles ins Klare setzen. Ersuchen Sie Ihren Verleger mir auf das schnellste zwei Exemplare zukommen zu lassen. Er soll auch die Buchhändler im Baierlande mit Exemplaren hinlänglich versorgen. Der Zusatz „ein Votum für F. H. Jacobi" wird ihm guten Absatz verschaffen bei Freunden und Feinden. Machen Sie sich keine Sorge darüber, daß Sie mir darin widersprechen; Widerspruch und selbst scharfen Tadel ertrage ich sehr gut; mich verdrießt nur, wenn ich gelesen werde wie z. B. die leipziger Recensenten mich gelesen haben. Daß Eichstädt nicht Wort halten würde hatte ich vermuthet. Ich bin neugierig die Recension, die er aufgenommen hat zu sehen. Wenn Sie an Herrn de Wette schreiben so grüßen Sie ihn recht sehr von mir.

Ich gehe damit um, eine Reise nach Heidelberg zu machen, und

---

dem Wege, den er von jeher genommen, muß sein Gott sich immer mehr von der Welt absondern, da der meinige sich immer mehr in sie verschlingt. Beides ist auch ganz recht; denn gerade dadurch wird es eine Menschheit, daß, wie so manches andere sich entgegensteht, es auch Antinomien der Ueberzeugung gibt. Diese zu studiren macht mir das größte Vergnügen seitdem ich mich zur Wissenschaft und ihrer Geschichte gewandt habe. Grüßen Sie mir den Freund wiederholt zum allerschönsten.

zwar so, daß ich zu Ende des Mai bei Ihnen zu sein hoffe. Ich werde Sie dann um allerlei Rath für die Herausgabe meiner Werke zu bitten haben. Der erste Theil erscheint zur Ostermesse. Er enthält den Allwill, die zufälligen Ergießungen eines Denkers, ziemlich umgearbeitet und mit einem noch ungedruckten Briefe vermehrt; dann noch Briefe an Verschiedene. Der zweite soll das Werk über die Lehre des Spinoza und Jacobi wider Mendelssohn's Beschuldigung enthalten. Der dritte das Gespräch über Idealismus und Realismus, das Sendschreiben an Fichte und mancherlei noch ungedrucktes. Wegen des Gespräches über Idealismus und Realismus bin ich sehr verlegen, wie ich es damit halten und wie ich es bevorreden soll. Diese Schrift ist besonders wichtig wegen der Wirkung, die sie gehabt hat. Sie hat Fichte und Schelling die Eier gelegt, die sie nachher ausgebrütet haben. Ich möchte darum ungern viel daran verändern. Sie gehört auch als ein wesentliches Glied in die Geschichte meiner eigenen philosophischen Bildung. Indessen geht es doch auch nicht an, daß ich sie ohne weiteres so herausgebe, als könnte ich sie auch jetzt noch so geschrieben haben, wie damals vor 25 Jahren. Setzen Sie sich an meine Stelle, erwägen Sie was zu erwägen ist und ertheilen Sie mir Ihren freundschaftlichen Rath. Je ausführlicher Sie mir über diesen Gegenstand schreiben, desto mehr werden Sie mich verbinden. Ich umarme Sie mit der wahrsten wärmsten Freundschaft Jacobi.

11.

München, 29. Oct. 1812. Ich muß durchaus dazu thun, mein liebster Fries, daß ich etwas von Ihnen erfahre. Sie schweben mir so beständig und so lebhaft vor Augen, Sie und Ihre liebenswürdige treffliche Gattin und Ihre Kinder, daß mir oft zu Muthe wird wie der Zemire in dem Singspiel von Gretri, da sie ihren Vater und ihre Geschwister im Zauberspiegel sah und sie nicht erreichen konnte. Ich möchte Ihnen sagen können, wie so ganz mit Herz und Seele ich jüngst in Heidelberg Ihr Freund geworden bin. Ernestine Voß meldet uns, daß Sie seit unserer Trennung viel gekränkelt haben, das beunruhigt mich. Ich hoffe aber es wird so arg nicht gewesen sein, da Sie Ihre Vorlesungen über Astronomie haben zur Messe bringen können. Melden Sie mir was für eine Arbeit Sie gegenwärtig beschäftigt. Ich mühe mich an der Vorrede zu dem Gespräche über Idealismus und Realismus, ohne damit fertig werden zu können. Der Zustand meiner Augen ist erbärmlich, ich mag ihn nicht beschreiben, nicht erzählen, wie diese traurige Krankheit meinen ganzen Kopf zer-

rüttet. Daß ich meine Präsidentenstelle niedergelegt habe, wissen Sie aus den Zeitungen. Lene hat über dies Ereigniß ausführlich an Ernestine geschrieben, die Ihnen den Brief mitgetheilt haben wird oder noch mittheilen kann. Ich fühle täglich mehr, wie wohl ich gethan habe, und segne die Standhaftigkeit, womit ich meinen Entschluß ausführte.

Nach der Zurückkunft von der Reise habe ich wiederholt versucht Reinhold's Synonymik zu lesen, aber jedesmal ablassen müssen; der Mann macht es mir zu sauer. Ich hoffe auf eine Beurtheilung des Buchs von Ihnen in den Heidelberger Jahrbüchern. Nicht besser ist es mir mit Hegel's Wissenschaft der Logik gegangen, an die ich aber nur einmal angesetzt und sie dann auf immer bei Seite gelegt habe. Ich zweifle nicht, daß Sie dem Buche und dem Verfasser widerfahren lassen werden was recht ist. — Wenn in den Heidelberger Jahrbüchern oder andern literarischen Blättern Beurtheilungen von Ihnen erscheinen, so sorgen Sie doch, daß ich jedesmal einen besondern Abdruck davon erhalte. Mein Gedächtniß ist ein Sieb, was ich nicht eigen besitze nützt mir nichts. Ihr Votum habe ich in diesen Tagen zweimal wieder gelesen mit mancherlei Gewinn und im Ganzen mit größerm Wohlgefallen als zuvor, aber mit Ihnen einig werden kann ich noch immer nicht, wie auch mit keinem andern. Mir deucht ich wollte meinen philosophischen, oder, wie Ihr Kathederkönige behauptet, unphilosophischen Eigensinn wohl rechtfertigen und Euch viel zu schaffen machen, wenn ich nur körperlich noch so wäre, wie vor 20, oder auch nur wie vor 10 Jahren. — In der vorigen Woche erhielt ich den fünften Band von Kraus' nachgelassenen Schriften mit einer Vorrede und einem Anhange von Herbart. Für die Philosophie dieses Herbart ist mein Kopf ganz vernagelt. Ich habe es mit seinen Büchern und Büchlein, mit seinen Aufsätzen im Archiv und jetzt wieder mit den Zugaben zu Kraus versucht, und finde nirgend, weder von wo er bestimmt ausgeht, noch wo er bestimmt hin will. Einzelne Gedanken und Gedankenreihen, die mir zusprechen, finde ich genug; aber im Ganzen begreife ich durchaus nicht was er hat und was er sucht, und wie er sich zu älteren und neueren Denkern bestimmt verhält. — Schelling bleibt lange zurück mit seinen schon so lange verheißenen neuen Werken und seinem Journal; unterdessen ist einer seiner Jünger, Dr. Schaffroth, aufgetreten und hat, wie mir mein Bruder meldet, ein dem Schelling'schen Denkmal ziemlich ähnliches Werk zu Tage gefördert. Ich habe es nicht gelesen und bin auch nicht Willens es zu lesen. Daß ich unschuldig bin an dem Aufsatze in dem Freyburger Wochenblatt,

der den Dr. Schaffroth so sehr erzürnt hat, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. „Wer kann dafür“, schrieb mir Goethe einmal, „daß es die Leute gut meinen.“ Ich wünschte meinem Briefe noch etwas anhängen zu können, das geschickt wäre, Sie zu einer recht schnellen Antwort zu bewegen; es will mir aber nichts einfallen und ich muß mich daher bloß aufs Bitten legen. Lassen Sie meine Bitte in Ihrem Herzen Eingang finden. Meine Schwestern grüßen mit mir Sie und Ihre vortreffliche Gattin aus vollem Herzen. Ihr eigenster Jacobi.

12.

München, 20. April 1813. Innig verehrter Freund, ich habe Ihr freundschaftliches Schreiben vom 7. und das angenehme Geschenk, welches es begleitete, erhalten. Mein Verlangen Ihnen für beides, den Brief und das Buch zu danken ist zu groß, als daß ich verschieben könnte, ihm Genüge zu thun, bis ich das ganze Werk gelesen habe. *) Die erste und siebente Vorlesung habe ich sogleich genossen, weil das Sehen mit eigenen Augen dabei entbehrlich war. Diese zwei Vorlesungen habe ich mir am folgenden Tage noch einmal und gestern zum dritten male vorlesen lassen. Ich möchte Ihnen sagen können, welcher Genuß es für mich war und wie ich Ihrer mich dabei gefreut habe. Desto ungeduldiger bin ich nun „die manchen Stellen zu entdecken mit denen Sie sich rechte Mühe gegeben haben und die mir ein ironisches Lächeln abnöthigen werden“. In den erwähnten zwei Vorlesungen habe ich keine solche Stelle gefunden und zweifle aufrichtig, daß ich dergleichen in den übrigen finden werde. Döderlein sagte mir, es würden nächstens Zugaben zu Ihrer neuen Kritik der Vernunft erscheinen; nach diesen lüstet mich sehr. Vielleicht werden diese Zugaben die specielle Bearbeitung der Ethik und Religionslehre enthalten, womit Sie nach Ihrem Briefe vom 25. Nov. damals beschäftigt waren. — Ich bin vorigen Monat zufällig dazu gekommen, Herbart's Beilage zu den philosophischen Schriften von Kraus noch einmal und aufmerksamer zu lesen. Dies führte mich zum Wiederlesen seiner Abhandlung über die ästhetische Darstellung der Welt, und dieses wieder zur Recapitulation seiner Schrift über das Studium der Philosophie. Ich glaube nun den Mann doch etwas besser zu verstehen, und die Zeit und Mühe, die ich darauf verwendet, reuen mich nicht. Von Weiß habe ich lange nichts vernommen. In ein paar Briefen habe ich

---

*) Fries' populäre Vorlesungen über die Sternkunde. S. oben S. 141.

mich bemüht ihm die Punkte, wo wir uns scheiden, näher vor das Auge zu rücken, eigentlich aber ihn doch nur vertröstet auf die neue Vorrede zu dem David Hume, welche bald fertig werden sollte. Ihre Ermahnung am Schlusse Ihrer Recension seines Buchs von dem lebendigen Gott war mir sehr angenehm.

Was Sie angeht, mein liebster Freund, so kommt es mir oft auch so vor, als ob uns größtentheils nur Sprache trennte. Wie es sich in Wahrheit damit verhält, soll, wie ich hoffe, Ihnen und mir selbst vollkommen klar werden, wenn der Himmel es mir vergönnt, meine neue Vorrede noch zu vollenden. Zugleich schmeichle ich mir, daß diese Abhandlung Sie mit dem Philosophen Jacobi zufriedener machen wird als Sie es bisher sein konnten.

Ueber die zwei ersten Hefte des lange bebrüteten Schelling'schen Journals urtheilen alle Menschen, die ich davon bisher habe reden hören, wie Sie. Niemand begreift, wie er so gar armselig auftreten mochte. Es scheint Schelling hat nur an sein noch viel länger bebrütetes Buch „Die drei Weltalter" denken können, das nun endlich doch erscheinen soll und von dem Dr. Spix sagt, es würden zehn Jahre nöthig sein, ehe die Welt sich zu der wirklichen Fassung dieses herrlichen Werkes würde erheben können. Martini hat mir noch andere ungeheuere Prahlereien dieses Schelling'schen Palliazzo erzählt, unter andern in Beziehung auf die Schrift von Süskind, die ihre derbe Abfertigung wol im dritten Heft des Journals erhalten wird. Das Schlegel'sche Museum wird auch mit jedem Monat schlechter. Der mit E—r unterzeichnete Aufsatz über das Unvermögen der Philosophie ist von einem hiesigen Geistlichen, Namens Ellinger; derselbe hat einen Aufsatz ohne Ende wider meine Schrift von den göttlichen Dingen in die Literaturzeitung für katholische Religionslehre von Felder gegeben. Solche Mitarbeiter! Aber Schlegel selbst, welche Zusammenstellung, die von Lessing mit Lavater und Hamann! läßt sich wol etwas abgeschmackteres und durchaus erlogeneres denken? Man sollte diesen eifrigen Bekehrten von der Philosophie zur alleinseligmachenden Kirche doch einmal ernstlich fragen, warum er die kräftigen Bekehrungsmittel, die ihm selbst geholfen haben, nicht in klaren Worten und vollendeter Rede bekannt macht, damit auch andere sie ergreifen könnten. —

13.

München, 1. Juni 1814. Mein innigst geliebter und verehrter Freund, meine alten Leiden haben seit dem vorigen Spätjahr in einem solchen Maße und so ununterbrochen zugenommen, daß mir eine

große Traurigkeit über meinen Zustand wohl zu verzeihen ist. Diese Traurigkeit hat mich verhindert, auf Ihren Brief vom 22. Febr. zu antworten und Ihnen für das mir sehr angenehme Geschenk, das er begleitete, zu danken. Wie viel hätte ich Ihnen zu sagen, mein liebster Fries, über die großen Dinge, die wir erlebten, und über das Was, was diese großen Dinge that und nicht that. Möge nur nicht das Ende des Anfangs gar zu unwürdig ausfallen. Das beste haben wir wahrscheinlich schon genossen.

— Nach Ihrem neuen Product verlangt mich sehr. Mit dem ironischen Lächeln, wovon Sie schreiben, haben Sie mich nur zum Besten; das ist mir erst jüngst wieder recht klar geworden, da ich mich von neuem an Ihrem herrlichen Buch über die Sternkunde erlabte und Wasser daraus auf meine Mühle leitete, wie Sie in der neuen Vorrede zu meinem alten Gespräch über Idealismus und Realismus sehn werden, wenn es damit noch zum Drucke kommen sollte, woran ich wirklich verzweifle. Diese Vorrede hat sich mir unvermerkt zu einer Einleitung in meine sämmtlichen philosophischen Schriften ausgedehnt — leider. Ich umarme Sie aus Herzensgrunde als der, der ich sein werde der Ihrige Jacobi.

14.

München, 10. April 1815. Sie müssen es mir auf mein Wort glauben, lieber Fries, daß ich nicht früher auf Ihr freundschaftliches Brieflein vom vorigen October habe antworten und für das Geschenk, das er begleitete, danken können. Ich konnte nicht, weil ich durchaus der Arbeit am zweiten Theil meiner Werke ein Ende machen wollte und so wollen mußte. Um zu diesem Ziele zu gelangen mußte ich mir jede andere Verwendung meines armen Selbsts untersagen, sinnend und sorgend und mich abquälend nur für dies Eine. Endlich krieche ich aus meiner einsamen Höhle wieder ans Tageslicht hervor, und mein erstes ist, daß ich mich nach Ihnen, theurer innigst geliebter Freund, umsehe, Sie herzlich begrüße. Von der Einleitung in meinen sämmtlichen philosophischen Werken, die etwas über sechs gedruckte Bogen anfüllen wird, sende ich Ihnen die Aushängebogen vorab, weil ich unaussprechlich begierig bin von Ihnen zu erfahren was ich in Wahrheit selbst nicht weiß, ob ich mit dieser Arbeit meine Sache verbessert oder verböſert habe, ob der Gang und Ton der Rede in dieser meiner jüngsten Schrift noch ist wie eines Mannes, oder wie eines halb verkindischten Greises. In dem Gespräch über Idealismus und Realismus habe ich viel ausgestrichen, manches besser gefügt, passender

ausgedrückt; Ihre Anmerkungen sind mir dabei sehr nützlich gewesen und ich danke Ihnen nochmals herzlich dafür.

In Ihrem Julius und Evagoras hat mir der Abschnitt S. 25—80*) über alle Maaßen gefallen und bei jedem Wiederlesen immer mehr. Außer diesem habe ich noch viele andere treffliche Blätter gefunden; von dem Ganzen aber, soweit es der erste Theil gibt, muß ich gestehen, daß es mir nicht recht zusagen will.

Vorigen Herbst war Professor Tralles hier und besuchte mich öfter. Ich machte ihn mit Ihrer Astronomie bekannt. Außer daß Sie ihm Keplern, der seine höchste Bewunderung hat, nicht in demselben Maße zu verehren scheinen, lobte er das Buch durchaus und gab mir dadurch Gelegenheit ausführlicher von Ihnen zu sprechen und ihm meinen Wunsch, daß Sie an Fichte's Stelle nach Berlin berufen werden möchten, zu entdecken. Er billigte meinen Wunsch, bestätigte aber auch meinen Verdacht, daß die mystische Partei in Berlin Ihre Anstellung dort zu verhindern suchen würde. Ueberhaupt, glaubte er, würde man nicht eilen den erledigten Lehrstuhl zu besetzen, weil man Schleiermacher hätte und Solger, die ja so viel Philosophie als Noth thäte denen gäben, die danach verlangten. Ich empfahl ihm wiederholt die Sache und er versprach mir das seinige zu thun, worauf ich glaube mich verlassen zu können.

Betrachtungen über das neue große Ereigniß erwarten Sie nicht von mir. Welch eine Reihe von herrlichen Caricaturen ließen sich machen unter dem Titel „Elba und Wien". Möchten die Herren durch die große Brille, die ihnen Bonaparte aufgesetzt hat, endlich sehen was ihnen zu sehen Noth thäte. —

15.

München, 7. Aug. 1815. Ohne Zweifel haben Sie, theuerster Freund, meinen Brief vom 10. April erhalten. Daß die darin angemeldeten Aushängebogen meiner Einleitung nicht so bald nachgekommen sind als ich versprochen, ist nicht meine Schuld. Die acht Bogen gehen morgen früh an Sie ab. Ich bitte Sie, niemand etwas von dieser vorläufigen Mittheilung erfahren zu lassen, weil man Sie sonst befragen würde, was die neue Schrift enthalte und was nicht. Mir ist aber sehr daran gelegen, daß besonders von der Stelle S. 84—93,

*) In der zweiten Auflage ist es S. 101—168, der Abschnitt, welcher die Hauptvoraussetzungen der Erkenntnißlehre gemeinverständlich machen soll. S. oben S. 143.

dann S. 114—119 nichts vor der Zeit verlaute. Welchen Fleiß ich auf diese Schrift verwendet, mit welcher Sorgfalt ich sie von der ersten bis zur letzten Zeile ausgearbeitet habe, werden Sie ohne mein Zuthun bemerken, zumal bei einem zweiten aufmerksamern Lesen. Manche werden gleichwol finden, Leute wie z. B. Bachmann in Jena, daß ich abermals nur eine Rhapsodie, kein echt philosophisches Kunstwerk zu Tage gefördert habe. Darin mögen die Bachmänner denn auch gewissermaßen Recht haben. Räumt doch Gentz in seiner Einleitung zu Burke's Betrachtungen über die französische Revolution auch den Gegnern dieses Werks ein, daß es nur eine Rhapsodie sei, aber aus der sich das vollständigste und regelmäßigste System entwickeln läßt. So viel darf ich von meiner philosophischen Rhapsodie nicht rühmen, wie ich mich denn auch wol bescheide bei weitem kein Burke zu sein; um desto mehr aber muß ich wünschen, daß mein Opusculum einen Freund finde, der ihm ein Schema nachtrage, ähnlich dem von Gentz dem Burke'schen nachgetragenen. Thun Sie, bester Freund, in dieser Absicht in den Heidelberger Jahrbüchern, was Ihnen wohlgethan zu sein scheinen wird. Daß Herr v. Meyer, weil er den ersten Theil meiner Werke berochen hat, den zweiten auch bep— müsse, scheint mir keine nothwendige Folge.*) Mein erstes großes Verlangen ist von Ihnen zu erfahren, was mein letztes Wort Ihnen selbst ist, in wie weit Sie es in sich aufnehmen können, in wie weit nicht. Schreiben Sie mir hierüber, wenn auch nur weniges, so bald wie möglich.

Die Darstellung der Schelling'schen Religionsphilosophie S. 84—93 ist wörtlich mit der gewissenhaftesten Treue aus der Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit genommen und zwar einzig und allein aus ihr. Diese Darstellung hat mir darum Mühe gemacht,

---

*) Joh. Fr. v. Meyer in Frankfurt beurtheilte den ersten Band von Jacobi's Werken in Nr. 50 der Heidelberger Jahrbücher von 1813, und so anerkennungsvoll, daß der Tadel in den obigen wegwerfenden Worten doch ein wenig unverdient erscheint; das ist die Recension, welche durch ein Versehen in dem Bd. 16 der Werke Hegel's S. 203—218 aufgenommen ist, und aus welcher demnach bereits von Andern Worte citirt sind, als wären sie von Hegel, mit dessen ganzer Geistesart sie gar nicht zusammenpassen. S. Steitz, in Herzog's Realencyklopädie f. prot. Theol., IX, 510. Auch den zweiten Band der Werke Jacobi's hat gegen dessen Wunsch wieder J. Fr. v. Meyer in den Heidelberger Jahrbüchern von 1816 Nr. 1 beurtheilt und Fries hat dieser Anzeige noch eine Zugabe S. 8—15 beigefügt, welche Jacobi auch wol nicht befriedigt haben wird. Erst den dritten Band der Werke des letztern hat dann wirklich Hegel mit Unterschrift seines Namens in Nr. 1 und 2 der Heidelberger Jahrbücher von 1817 recensirt, und diese Beurtheilung ist mit mehr Recht in Hegel's Werke Bd. 17, S. 3—37 aufgenommen.

weil ich durchaus nicht weder den Mann nennen, noch ein besonderes Werk von ihm ausdrücklich anführen wollte. Bitter hatte Schelling im Denkmal darüber sich beschwert, daß ich in meiner Schrift von göttlichen Dingen von seinem jüngsten und reifsten Werke, der Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit, gar keine Notiz genommen, welches in Wahrheit von mir aus bloßer Schonung, und weil ich nicht ohne Noth diesen Menschen reizen wollte, geschehen war. Nun ich Notiz davon genommen habe, wird er von neuem und nur noch ärger schelten und heulen und die Krallen ausstrecken. Ich durfte dies aber nicht verhüten wollen, weil Schelling im Denkmal mir so hart gedroht hatte im Fall ich mir beigehen ließe ihn noch einmal anzurühren, weissagend zugleich, daß ich es nicht wagen werde, nachdem es mir diesmal schon so übel ergangen sei. Ich rechne bei künftiger Gefahr auf den Beistand meiner Freunde.

Mit ganz ungemeinem Vergnügen habe ich in den diesjährigen Heidelberger Jahrbüchern Nr. 27 Ihre Beurtheilung der Lehrbücher von Bouterwek und Herbart und der Encyklopädie von Schulze gelesen und Ihre Milde gegen Herbart wahrhaft bewundert und mich daran erbaut. Ich habe in meiner Einleitung, ohne ihn zu nennen, aber seiner eigenen Worte mich bedienend auf ihn Bezug genommen S. 49—52. Trefflich ist auch Nr. 25 Ihre Beurtheilung der Wissenschaft der Logik von Hegel, und ich habe hier abermals Ihre großmüthige Schonung gegen Grobianismus bewundern müssen.

— Dem Verfasser des so frech lügenhaften Aufsatzes über die Universitäten gebürt das digito monstrari et dicier hic est ebenso, wie es vor sechs Jahren dem Verfasser der Plane Napoleon's und seiner Gegner gebürte und wurde. Dieselbigen Wichte, die sich damals wider die rechtschaffensten und stillsten Männer im Lande verschworen hatten, um sie um Gut, Ehre und Leben zu bringen und wider sie verschworen geblieben sind, die Aretine, die Hörmanne, die Schultesse treten jetzt von neuem hervor und hoffen besseres Glück. Wunderbar, auf Universitäten sollen durchaus keine Landsmannschaften geduldet werden, im deutschen Reich aber nur Landsmannschaften. Wo du dich einen Deutschen nennst, sprechen sie, bist du des Königs Freund nicht, denn nur der ist des Königs Freund, der nach ihm allein sich nennt, und von nichts wissen will, als nur von seinem Namen. Es verschlingt aber die größere Landsmannschaft die kleineren, auch wohl umgekehrt, wie z. B. der Altbaier den Franken und Pfälzer und einen großen Theil der Schwaben. Diese insgesammt, und was noch hinzukommen mag, müssen nach den Umständen flugs ihre Namen wandeln,

zumal aber Herz, Sinn und Geist; so wird, predigen sie, Nationalgeist, wahrhafter Volkscharakter u. s. w. Wohl verdienen solche arge Narren keine Widerlegung, aber gezeichnet müssen sie werden auf Stirn und Schultern mit ihrem eigenen Namen, auf daß er ein Schandfleck werde und stinkend von nun an bei allem Volk. —

16.

München, 9. Jan. 1816. — In eine wahrhafte Bestürzung hat mich das versetzt, was Sie von unserm Freunde Martin melden. Es wäre abscheulich, wenn der biedere Martin seine Stelle verlöre, und doch scheint es so, da Sie schreiben, seine Stelle sei durch Gensler aus Jena besetzt worden. Von Thibaut mußte man alles Schlimme erwarten, seitdem er sich zu einem Gonnerischen machte wider Savigny. Grüßen Sie Martin auf das herzlichste von mir, und lassen Sie mich umständlich erfahren was weiter geschehen ist, und welche Maßregeln der Verfolgte ergriffen hat oder zu ergreifen gesonnen ist.

In der heutigen Eile kann ich Ihnen für Ihr freundschaftliches Schreiben vom 1. Oct. nicht danken wie ich sollte und möchte. Ich bedarf es so sehr, daß man mir Muth mache, und wirklich haben Sie den meinen durch das gute Zeugniß, das Sie meiner Einleitung geben, sehr gestärkt. Schmerzlich verlangt mich etwas von Ihnen über den ganzen zweiten Theil zu hören. De Wette's Dogmatik und sein neues Werk über Religion und Theologie sind mir nicht zu Gesicht gekommen, wohl aber seine neue Kirche. Diese habe ich weit hinein und durchaus, dem größten Theile nach, mit Wohlgefallen und herzlichem Beifall gelesen (d. h. mir vorlesen lassen, denn selbst lesen kann ich fast gar nicht mehr, welches mich schrecklich hemmt und einschränkt); über seine Vorschläge aber stießen mir mehrere Zweifel auf. Um den Kirchen wirklich aufzuhelfen müßte man wieder historisch glauben lernen, wie man zu Luther's Zeiten historisch glaubte. Mir ist das von neuem bei dem Durchlesen eines andern Werkes „über den christlichen Cultus" von Gaß recht auffallend geworden.

Sie erwähnen der Schelling'schen Abhandlung über die Gottheiten von Samothrake in Ihrem Briefe nicht; sollten Sie diese Schrift noch nicht gelesen haben? O so nehmen Sie doch gleich sie vor, und sagen mir bald darüber etwas.

Meinen und meiner Schwestern herzlichsten Glückwunsch zum zweiten Sohne. Der Himmel mehre Ihre Freuden wie Ihre Tage. Von meinem Befinden kann ich Ihnen nur trauriges melden, und

schweige darum lieber ganz davon. Leben Sie wohl und bleiben Sie dem alten viel leidenden Manne hold, Ihrem Freunde Jacobi.

17.

München, 29. Juli 1816. Es geht gewaltig zu Ende mit Ihrem Freunde Jacobi, mein liebster Fries, und dies gewaltige zu Ende gehen allein ist schuld, daß ich auf Ihren Brief vom 24. Mai noch nicht geantwortet habe. Ich würde wol auch heute noch nicht antworten, hätte mir nicht gestern Professor Kopp gesagt, Sie wären im Begriff Ihre Collegien zu schließen und sich nach Jena auf den Weg zu machen. Wenn dem so ist, so muß ich Fleischern melden, daß er Ihnen meinen dritten Band nicht nach Heidelberg sondern nach Jena sende. Ich begreife aber, daß in alle Wege dieser dritte Band dem J. M. O.*) allein in die Hände fallen muß, und er wird ihn noch ganz anders zausen als die zwei vorhergegangenen, da es sich in diesem an mehreren Stellen gar zu deutlich offenbart, daß ich zu denen gehöre, welche damit umgehen wieder herbeizuführen was er „die mahomedanische Nacht zehnmal schlimmer als die Finsternisse des Papstthums unter den Gregoren und Innocenzen" nennt (Heidelberger Jahrbücher Nr. 29 S. 458). Diesen Einfall aber, den untrinitarischen Theismus einen mohamedanischen zu schelten, hat er aus Schellings Abhandlung über die Kabiren S. 29. 87. gestohlen.

Ihr Gedanke, Köppen an Ihre Stelle nach Heidelberg zu versetzen hat meinen ganzen Beifall. Ich habe Köppen davon geschrieben, und der Vorschlag, vornehmlich von Ihrer Seite kommend, hat ihn sehr gefreut. Melden Sie mir, ob sich dort seit dem 24. Mai wirklich eine Aussicht für Köppen eröffnet habe; die Sache wird schwer gelingen, wenn Daub und Creuzer darüber gehört werden. Die Nachricht von Martin's und auch Ihrem Ruf nach Jena ist mir ein wahrer Triumph gewesen, obgleich ein schmerzhafter, weil ich nun nicht mehr hoffen darf, Sie noch einmal vor meinem Scheiden zu sehen.

Von Ihrem Angriffe auf die Juden, so Gott will, in meinem nächsten Briefe. Meine Freunde Roth und Niethammer sind mit Ihnen durchaus einverstanden. Ich behalte über dies und jenes Zweifel und Bedenken, und dann mildert bei mir anderer und größerer Haß den Haß wider das Judengeschmeiß. Wo bleibt die politische Schrift, die Sie mir anmeldeten?

---

*) Unterschrift von Joh. Fr. v. Meyer in den Heidelb. Jahrbüchern. S. vorher S. 329.

Ich habe nur um zwei Zeilen Antwort gebeten mit umlaufender Post. Werden mir drei, vier oder fünf, so werde ich bei jeder sagen: Gott vergelt's! Von ganzem Herzen der Ihrige F. H. Jacobi.

VI. Briefe von K. L. Reinhold.

Karl Leonhard Reinhold, geb. 1758, gest. 1823, also 15 Jahre älter als Fries, war zu der Zeit, wo mit dem oben S. 107 erwähnten Briefe sein Briefwechsel mit Fries anfängt, schon seit zwölf Jahren von Jena nach Kiel versetzt, und damals 48 Jahre alt. Die folgenden Briefe sind auch nur eine Auswahl und zum Theil Auszüge aus den vorhandenen.

1.

(Kiel) 28. Mai 1806. Daß die Abhandlung über das logische Grundverhältniß, welche den Titel „Noch zwei Worte" ohne mein Wissen und Zuthun erhalten hat, und von welcher Ihnen, verehrter Herr Professor, der Student Stinzing aus Holstein ein Exemplar überbracht haben wird, in der Hauptsache, nämlich in der Darstellung des Hauptgedankens mir nicht weniger mislungen sei, als was ich sonst bisher auf Veranlassung der bardilischen ersten Logik geschrieben habe, sehe und gestehe ich mit verdienter Beschämung ein, seitdem mir bei der Bearbeitung des gegenwärtigen Versuchs ungesucht und überraschend der Gesichtspunkt sich angeboten hat, aus welchem allein die Kritik der Logik möglich und unvermeidlich wird. Je neuer mir nun dieser Gesichtspunkt ist, desto mehr bedarf ich über die Verständlichkeit meines Vorstellens aus demselben für Andere der Belehrung durch Andere. Der bisher noch unversuchte Versuch ist nothwendig nur Schülerarbeit, und meine Kritik kann nur dadurch mit der Zeit etwas Brauchbares werden, wenn dieselbe von mehreren denkenden Köpfen einer strengen Kritik gewürdigt worden ist.

Sie haben in Ihrem „Reinhold, Fichte und Schelling" meine frühere Ansicht Ihrer Beurtheilung nicht ganz unwürdig befunden. Dies und die Kürze des gegenwärtigen Versuchs läßt mich hoffen, daß Sie sich durch die Unverständlichkeit meiner spätern Ansicht nicht werden abhalten lassen folgende angelegentliche Bitte zu erfüllen: 1) einstweilen nur die Vorrede und die drei ersten Bogen zu lesen; 2) so zu lesen,

als ob Sie von dem Verfasser noch nie etwas gehört hätten; 3) haben Sie bei diesem ersten Lesen die Abhandlung der Mühe des Weiterlesens nicht unwerth gefunden, dann die Vorrede und die drei ersten Bogen noch einmal zu lesen, bevor Sie zum vierten und fünften Bogen übergehen; 4) diejenigen Stellen, welche Sie beim zweiten Lesen dunkel und überhaupt eines besondern Tadels fähig und bedürftig gefunden haben, anzustreichen und mir ein Verzeichniß derselben zukommen zu lassen.

Daß Sie mit der herkömmlichen und gewöhnlichen Vorstellung und Darstellung der ersten Denkgesetze der bisherigen Logik nicht zufrieden sind, und selber eine verbesserte Anordnung und Ableitung derselben versucht haben, habe ich in Ihrem geistvollen Lehrbuche mit Vergnügen wahrgenommen. Es hat Ihnen schon damals eingeleuchtet, daß im Denken der Unterschied dem Zusammenhang vorhergehen müsse, wenn Uebereinstimmung stattfinden soll. Mein ganzer Versuch ist Ergründung und Ausführung dieses Gedankens durch die Befreiung der Worte Unterschied, Zusammenhang, Uebereinstimmung, Identität, Nichtidentität, Widerspruch — von ihrer bisherigen Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit. Ich bin nicht wenig bei dieser Arbeit von dem reichen Vorrath unserer durch die natürliche Logik des deutschen Nationalgeistes bearbeiteten Sprache überrascht worden, aus welchem mir die passendsten Ausdrücke wie von selbst entgegenkamen, nachdem ich sie von der Verwirrung des Sinnverwandten mit dem Gleichbedeutenden (des etwas Aehnliches ausdrückenden mit dem dasselbe ausdrücken sollenden) befreite. Von dieser Seite, edler Freund der Wahrheit, ist Hülfe zu hoffen, öffnet sich ein weites noch unbetretenes Feld, eine unermeßliche Erndte für künftige Arbeiter, die einander ohne Verabredung in die Hände arbeiten müssen, wie sie bisher mit bestem Willen (und wie selten war auch nur dieser ein guter!) einander entgegenarbeiten mußten. Es gibt nicht nur Eine Identität, sondern auch nur Eine Anwendung derselben, nur Ein Denken, und ebenso auch nur ein Vorstellen, soweit dasselbe ein dem Denken unterworfenes, ein denkendes Vorstellen ist, bei aller seiner unendlichen Manchfaltigkeit im sinnlichen Wahrnehmen, d. i. Anschauen, Empfinden und Fühlen, welches nur dann mit dem Denken im Widerspruch steht, wenn es mit demselben vermengt und demselben gleichgesetzt wird. Doch ich will dem Versuche nicht zur Unzeit in die Rede fallen.

2.

(Kiel) 6. Juli 1806. Allerdings glaube ich Ihnen auf Ihre Einwendungen antworten zu können, und will es mit Freuden und Dank dafür, daß Sie sich mit mir über meine Kritik der Logik einlassen. Sie sind der erste und vielleicht der einzige, der diesen Versuch einer solchen Aufmerksamkeit nicht unwürdig findet. Anmaßung habe ich auch sogar in Ihren Worten nicht gefunden, wohl aber diejenige Ansicht, welche ich nach meiner eben nicht oberflächlichen Bekanntschaft mit Ihrem Lehrgebäude und von Ihrem Scharfsinn hätte erwarten müssen, wenn ich mir die Frage, wie sich meine Kritik in Ihrem individuellen Bewußtsein abspiegeln müsse, mit mehr Muße als mir zu Gebote steht, hätte vorlegen und beantworten können.

— Sie thun mir sehr Unrecht, wenn Sie meiner Kritik der Logik die geheime Absicht, die Metaphysik wiederherzustellen oder eine neue Metaphysik zu erfinden unterlegen. Meine Absicht ist, erstens darzuthun, daß unsere allgemein geltende Logik ganz und gar mit Widersprüchen behaftet und durchaus keine Logik ist, zweitens die wirklich allgemeingültige Logik, die Wissenschaft des Denkens im eigentlichsten Verstande zu veranlassen, in der ich selber noch sehr weit zurück zu sein erkenne. Uebrigens weiß ich jetzt wenigstens so viel, daß eine Metaphysik überhaupt unmöglich ist, weil und inwiefern diese eine von der Logik verschiedene Wissenschaft sein soll, wohl aber daß die Logik als Vernunftlehre und als Verstandeslehre unterschieden werden wird, und nur als letztere sich auf die Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten, der Begriffe, Urtheile und Schlüsse einlassen kann, nachdem sie vorher als Vernunftlehre das Denken als solches in seiner Anwendung durch erschöpfende Analysis enthüllt hat, und dadurch in den Stand gesetzt hat, auch die Anwendung des Denkens als solchen im Vorstellen als solchen in der Verstandeslehre zu enthüllen.

Ich sehe jetzt ein, daß ich besser gethan hätte die Ausführung der Analysis für jetzt noch ungedruckt zu lassen, dagegen den Abschnitt, welcher Kritik der logischen Grundlehre heißt, mit mehreren Proben der Widersprüche, fehlerhaften Cirkel, nichtssagenden Wiederholungen und Zweideutigkeiten zu bereichern, womit unsere Logik durchaus in jedem ihrer Lehrstücke behaftet ist. Dann hätte ich auch den Unterschied und Zusammenhang des Unterschieds zwischen Denken und Sprechen nicht blos andeuten sondern umständlicher zeigen müssen. Dies soll, so mir Gott Leben und Gesundheit fristet, mit der ersten Muße geschehen. Sie, theurer Fries, haben mir durch Ihre Einwendungen

zu meiner neuen Umarbeitung meiner Kritik schon wichtige Beiträge geliefert und ich bitte Sie ferner Ihre Hand nicht von mir abzuziehen. Ich weiß wohl, daß ich eine geraume Zeit fast nichts als Unverständliches und insofern auch unverständiges Zeug geschrieben habe. Ex fumo dare lucem cogito. Aber zu diesem Behuf muß ich nicht so ganz von aller Hülfe, von aller lebendigen Belehrung, von aller Mittheilung verlassen bleiben, als ich's seit einigen Jahren gewesen bin. Da Sie auch mit einer Kritik der Logik beschäftigt sind, da Sie selbst einsehen, daß unsere Logik nicht wisse was Denken sei, so lassen Sie uns einander mittheilen was jeder findet, und ich sollte glauben, daß keiner ohne allen Vortheil für seinen Zweck der Erkenntniß der Wahrheit näher zu kommen zuweilen eine Stunde an diese Mittheilung wenden dürfte.

3.

(Kiel) 30. Sept. 1807. Sie hofften wohl schon auf mein Stillschweigen nach Ihrem Schreiben vom October vorigen Jahres der ferneren Zumuthungen des zudringlichen, sein altes Spiel mit leeren Abstractionen bei jeder neuen Erscheinung in der philosophischen Welt, aus der er längst verabschiedet ist, wieder erneuernden, unbelehrbaren und unkritischen Grüblers überhoben zu sein, et ecce iterum Crispinus.

Aber was soll ich thun? Ich habe nichts anderes gelernt und seit 30 Jahren getrieben, als was mir das Streben nach der Erkenntniß der Wahrheit heißt, und das Mittheilen dieses Strebens durch Worte. Ich habe keinen Einzigen in der Nähe, dem ich mich mündlich mittheilen könnte, und unter den Wenigen in der Ferne, denen ich mich mittheilen möchte und mich mitzutheilen angefangen habe, ist kaum noch Einer zu dem ich so viel Vertrauen hätte. Sie haben sich auch wirklich mit mir eingelassen.

Geschäfte und Krankheit haben mich abgehalten Ihr letztes Schreiben zu erwiedern. Ich hatte dasselbe oft und viel studirt, und glaube es bei jedem Lesen verstanden und immer besser verstanden zu haben. Aber ich fand durchaus keine Antwort auf mein letztes und auch nicht die entfernteste Rücksicht auf den Ihnen mitgetheilten Versuch einer Kritik der Logik darin. Ich mußte glauben, daß Sie diesen Versuch entweder gar nicht oder nur schnell gelesen haben. Da Sie volles Recht haben vorauszusetzen, daß ich im Philosophiren nichts weiter mehr, was einer zeitkostenden Prüfung werth wäre zu leisten vermöge, so finde ich jenes Nichtlesen oder Schnelllesen nicht nur völlig begreiflich sondern auch ganz verständig und billig. Aber haben Sie den Versuch wirklich und wiederholte Male und mit Aufmerksamkeit gelesen,

so glaube ich unbedenklich, daß derselbe nichts taugt, und daß mir die Darstellung des Hauptgedankens durchaus mislungen sei, in welchem Falle dieser Versuch denn auch wirklich nichts als unverständliches und unverständiges Zeug enthält. Ich habe denselben nur noch einem oder dem andern außer Ihnen mitgetheilt, z. B. Hrn. Professor Bouterwek, der eine Recension in den Göttinger Anzeigen darüber lieferte, die mich aber so wie Ihr Brief zu urtheilen nöthigte. Ich habe daher die ganze Auflage jenes Versuchs, bevor ich sie dem Verleger übergab, auf meiner Bodenkammer beiseite gelegt.

Im Mai erhielt ich Ihre neue Kritik der Vernunft Bd. 1 und „Fichte's und Schelling's neueste Lehren" u. s. w. Mit großem Interesse las, studirte ich beides, fand in beiden und vorzüglich im ersten reiche, wichtige, fruchtbare Belehrung und meine Achtung für Ihren Geist, meine Hochschätzung Ihres Kopfes und mein Vertrauen zu Ihrer Wahrheitsliebe wurden nicht nur bestätigt, sondern verdoppelt. Ihr Brief erhielt nun durch Ihr Buch neuen und tiefen Sinn für mich. Ich las und studirte ihn wieder und schrieb eine Antwort von 16 Seiten, die ich Ihnen hier im Original beilege. — Jenes Sendschreiben war geschrieben, als ich beim Ueberlesen desselben wahrnahm, daß manches darin nur angedeutet sei, was durchaus ausführlich entwickelt werden muß. Ich setzte mich gleich an diese Arbeit. Dadurch entstand eine Reihe kleiner Abhandlungen, von denen ich die beiden ersten beizulegen die Erlaubniß nehme. Es wurde mir bald genug bei dieser Arbeit einleuchtend, daß das Haltbare, was etwa meine Kritik der Logik enthalten möchte, nun erst in einer Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens und durch dieselbe geltend gemacht werden könne und müsse. Ich sah nun alle meine zu dieser Kritik vorgenommenen Vorarbeiten als bloße Federproben an, arbeitete um, und aus den angefangenen Aufsätzen wurden „Beiträge zu einer neuen Untersuchung des menschlichen Erkenntnißvermögens". Neues enthalten diese Beiträge nicht weniges, und was von diesem Neuen nicht wahr sein dürfte ist es doch wenigstens auf eine solche Art, daß dadurch wahre Aufschlüsse veranlaßt werden müssen, denn es trifft den Unterschied und Zusammenhang des Bestrittenen und des Unbestrittenen, was in den merkwürdigsten neueren Ansichten des Erkenntnißvermögens, nämlich der Kantischen, der Fichte'schen, der Schelling'schen und der Ihrigen vorausgesetzt wird, und besonders die Frage, ob, was und wie beim Philosophiren, und vornehmlich beim Untersuchen des Erkenntnißvermögens, vorausgesetzt werden könne und müsse, vorzüglich was unter dem Selbst, und zwar dem denkenden und dem

sinnlich wahrnehmenden und insofern nichtdenkenden Selbst zu verstehen sei.

Im Selbst liegt die Bedingung sowohl des Irrthums als der wahren Erkenntniß, und die Selbste haben bisher mehr von dem einen als von dem andern hervorgebracht. Keine Kenntniß ist so sehr der Täuschung unterworfen und der Künstelei als die Selbstkenntniß. Das Ich will dabei geltend machen was es nicht hat und nicht haben kann, außer in einem wahren und gelungenen Denken und einem durch ein solches Denken geregelten Wollen, Selbständigkeit und Selbstthätigkeit. Nie und nimmer ist das Ich als Ich selbstthätig, obschon es sich, sobald es das Denken sich unterwirft anstatt sich dem Denken zu unterwerfen, immer als das Selbst sich thätig zu sein scheinen muß. Das Denken allein ist selbstthätig, d. h. hat und erkennt keinen Grund seiner Thätigkeit außer sich. Je mehr Selbst in unserm Selbstdenken, desto weniger wahres Denken darin. —

4.

(Kiel) 11. Aug. 1808. Mit dem besten Dank für Ihren letzten interessanten lehrreichen gütigen Brief, den ich am 30. Jan. erhalten habe, sende ich Ihnen meinen neuesten von jedem vorigen wesentlich verschiedenen und letzten Versuch über die wissenschaftliche Erkenntniß der Wahrheit, in den gegenwärtigen Anfangsgründen für diese Erkenntniß, als Antwort auf den wissenschaftlichen Inhalt dieses Briefes. Habe ich Sie nicht gänzlich misverstanden, so sind wir über das Verhältniß der reinen und der empirischen Erkenntniß nicht weit auseinander, und unterscheiden uns vornehmlich dadurch von einander, daß ich mit der Entwickelung der reinen, Sie mit der Entwickelung der empirischen anfangen zu müssen glauben. Die Gründe meines Verfahrens, sowie meiner Ueberzeugung, daß die empirische Erkenntniß sich nicht aus der reinen ableiten, demonstriren, deduciren, construiren läßt, wohl aber ohne die reine nicht als das was sie ist, als empirische erkannt werden kann, — meine Achtung für diese letztere Erkenntniß, die durch meine reine Erkenntniß nur zunimmt, wird aus der Schrift von selbst hervorgehen, bei der Sie, wie ich zu hoffen Ursache habe, weniger Geduld nöthig haben werden, als bei den vorhergegangenen mislungenen und voreiligen Versuchen meiner Schriftstellerei. Herzlich umarmt Sie Ihr Freund und Bruder in der Wahrheit Reinhold.

VII. Brief von A. Heise.

Arnold Heise, geb. 1778, gestorben als Präsident des Oberappellationsgerichts zu Lübeck, war damals, nach zehnjährigem Aufenthalt in Heidelberg, seit 1814 Professor in Göttingen. Vgl. oben S. 96 fg., 105 fg., 153.

Göttingen, 4. Dec. 1815. Mein bester Fries, wie alles Böse in der Welt doch etwas Gutes mit sich führt, so hat freilich auch der traurige Vorfall in Heidelberg das Gute gehabt, mir zu einem Briefe von Ihnen zu verhelfen. Aber ich wollte doch den Brief gern entbehrt haben, wenn ich damit jenen Vorfall ungeschehen machen könnte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief ich dadurch bekümmert bin. Die Sache selbst scheint mir zwar kein so großes Uebel, da Martin offenbar mit allen Ehren aus der Sache scheidet, und hingegen die Regierung der Vorwurf einer höchst unbedachten Uebereilung trifft. Aber daß Martin dadurch so plötzlich von dort weggetrieben wird, wo seine Lage doch vortheilhafter war als er sie so leicht anderswo wiederfinden wird, und daß nun eine so bittere Feindschaft zwischen Collegen ausgebrochen ist, die sonst untereinander und mit mir die genauesten Freunde waren, das kränkt mich ungemein. — Noch ehe ich Ihren Brief erhielt hatte ich gleich auf die erste durch Cropp erhaltene Nachricht von der Sache recht lebhaft daran gedacht, wie höchst unangenehm diese offene Fehde auch Sie ergreifen müsse, und mein alter Wunsch, Sie in eine andere Lage versetzt zu sehen, war aufs neue in Bewegung gekommen. Aber leider, mein bester Freund, weiß ich bis jetzt noch keine Mittel und Wege dazu. Denn Sie auf einen leidlichen Fuß hierher zu ziehen, wird nicht eher thunlich sein, bis entweder Mayer oder Schulze oder Bouterwek einmal abgeht. Auch ist ein Platz für Sie in Göttingen eher ein Wunsch den ich zu meinem als zu Ihrem Besten thue. Mich würde es unbeschreiblich freuen Sie hier zu haben; aber Ihnen würde es schwerlich hier gefallen, wie denn auch mir Göttingen wenig zusagt, und es ein Glück für mich ist, daß ich mir gleich anfangs nicht viel davon versprochen habe. Was für Sie meines Bedünkens das Beste sein würde, wäre eine Stelle bei der Akademie der Wissenschaften in Berlin, wo Sie nach eigenem Gefallen Collegia lesen könnten, ohne fortwährend dazu verbunden zu sein. Es scheint nun zwar nicht, daß man in Berlin jetzt viel für die Akademie

und Universität zu thun geneigt sei; das literarische Fieber ist dort schon vorbei. Indessen wäre es doch einer Erkundigung werth, und ich würde deshalb schon an Savigny geschrieben haben, wenn ich nicht zweifelhaft wäre, ob es Ihnen auch recht sein werde, wenn ich so geradezu Ihretwegen anfrage und Sie quasi ausbiete. Ist Ihnen dies nicht zuwider, so schreiben Sie mir sofort. Es würde mir große Freude machen, wenn ich Ihnen einen Dienst dabei leisten könnte, wiewohl es mir auch wieder sehr leid thun wird, wenn ich Sie an einen Ort gehen sähe, wo wenig Aussicht übrig bleibt, daß wir einmal wieder zusammenkommen könnten.

Ueber den Streit zwischen Thibaut und Martin enthalte ich mich alles Urtheils. Wer auch Recht oder Unrecht haben möge, mir muß es immer höchst schmerzlich sein, zwei Männer, mit denen ich so genau befreundet bin und die so viele achtungswerthe Eigenschaften haben, in einem so unglücklichen Verhältniß zu einander zu wissen und dies Verhältniß zum Verderben einer Universität ausschlagen zu sehen, an der ich fortwährend mit ganzem Herzen hänge, und die auf einem so guten Wege war.

7. Dec. So weit hatte ich am vorigen Montag geschrieben und mir vorgenommen eine warme Vertheidigung Thibaut's gegen den schweren Verdacht den auch Sie gegen ihn zu hegen schienen, hinzuzufügen, als ich unterbrochen ward. Seitdem habe ich heute einen Brief von Cropp erhalten, woraus sich ergibt, daß man ihn jetzt wenigstens von dem Verdacht einer anonymen Denunciation freispricht, wiewohl ihm nun Schuld gegeben wird, daß er die Sache unter seinem Namen an Hrn. v. Berkheim in einem sehr nachtheiligen Lichte einberichtet habe. Das ist eine der unglücklichen Folgen solcher Spaltungen, daß man sich durch Parteieifer verleiten läßt, den Gegnern alles zuzutrauen, und daß diese sich nicht rechtfertigen können, weil sie nicht einmal ahnden was man ihnen Schuld gibt. — Ich kann Sie wohl mit Bestimmtheit versichern, daß Thibaut auch jenen Brief an Hrn. v. Berkheim nicht geschrieben habe. Denn auch er hat mir über den Vorgang zwar mit gewohnter Heftigkeit, aber auch deswegen um so gewisser mit voller Offenheit geschrieben, und alles erzählt was er gethan hat, und er hat, weit entfernt die Sache in Carlsruhe ins Schwarze zu malen, sich per indirectum für das Gegentheil bemüht, selbst aber gar nicht hingeschrieben. Ich bitte Sie daher recht dringend, mein bester Fries, sich um seine Rechtfertigung in dieser Sache zu bemühen. Sie sind das, deucht mir, der Gerechtigkeit schuldig, da er selbst gar nicht einmal ahnt daß man ihm solche Anklagen Schuld gebe. Auch über die Toll-

heit der Regierung ihm den Hrn. v. Weiller zuzuordnen (propria verba) ist er äußerst unwillig.

Ueberhaupt, mein bester Fries, glaube ich (wenn Sie mir mit voller Offenheit zu reden gestatten) nicht, daß Sie Ursache haben, alle Verhältnisse mit Thibaut so geradezu abzubrechen. Daß er, wenn ihn eine Ansicht lebhaft ergreift, sich einer sehr einseitigen Heftigkeit hingibt, haben wir längst gewußt. So mag es ihm wol auch in dieser Sache gegangen sein, wiewohl es doch auch noch die Frage ist, ob er alles was man ihm nachredet, wirklich so gesagt hat wie es erzählt wird. Aber sicher hat er nur aus redlichem Eifer sich gegen eine Sache erklärt, die er nach seiner jetzigen Ansicht für verderblich ansieht. Er lebt jetzt ganz in der Besorgniß, daß in Deutschland eine allgemeine Revolution ausbrechen möge, die er als das größte Unglück betrachtet was uns zustoßen könnte. Er glaubt also, daß man jetzt alles vermeiden müsse, was dahin führt, die Gemüther noch mehr aufzuregen, und hält es für die Schuldigkeit aller Vaterlandsfreunde solchen Schritten mit Nachdruck entgegenzutreten. — Nun theile ich zwar die Ueberzeugung keineswegs, und glaube sogar, daß wenn wirklich eine allgemeine Revolution zu fürchten wäre ein so heftiges Entgegenwirken nur Oel ins Feuer gießen würde, weil es nur die Erbitterung der Parteien vermehrt. Allein nach seiner Ueberzeugung hat er recht gehandelt, und ich muß ihn insofern loben, daß er dieser Ueberzeugung folgt, obgleich es ihm nicht entgehen kann, daß er sich dadurch die allgemeine Feindschaft zuzieht und sich namentlich bei den Studenten in ein schlechtes Licht setzen wird. Wenn Sie also auch sein Betragen nicht billigen können, so glaube ich doch nicht, daß Sie Grund haben, ihm deswegen Ihre Achtung zu entziehen und allen Umgang mit ihm abzubrechen.

Verzeihen Sie mir diese unberufene Defension. Es thut mir gar zu leid meine alten Freunde in solcher Feindschaft zu einander zu sehen und ich möchte gar zu gern etwas beitragen sie wieder auszugleichen. Fahren Sie fort meiner in Gutem zu gedenken, und wenn es auch nur halb so viel ist, als wie ich Ihrer. Ganz Ihr A. Heise.

VIII. Brief von L. v. Mühlenfels.

Ludwig v. Mühlenfels, geb. 1792, gest. 1861 als Oberappellationsrath zu Greifswald. Seine Lage zur Zeit des nachfolgenden Briefes läßt dieser selbst erkennen. Er erhielt die Professur in London und bekleidete sie bis zu seiner Freisprechung in Deutschland im Jahre 1830. S. oben S. 157. 195.

London, 27. Nov. 1827. Theurer Freund und Lehrer! Als wir uns zuletzt im Spätsommer des Jahres 1818, wenn ich nicht irre, sahen, so glaubte wol keiner von uns, daß der Abschied auf so lange Zeit gelten sollte. Glücklich ich, wenn mein Andenken nicht gänzlich bei meinem Freund und ehemaligen Lehrer erloschen ist. Von den Freunden, die doch wol dann und wann bei Dir vorübergeflogen sein werden, wirst Du ohne Zweifel Nachricht über mein Thun und Treiben erhalten haben. Ich habe treu und rechtschaffen den Weg verfolgt, den Du beim Schlusse Deines philosophischen Collegiums zu Heidelberg Deinen Zuhörern und Freunden als den wahren zu einem hohen und schönen Ziele vorzeichnetest. Deine Worte sind meinem Herzen unauslöschlich eingegraben, das sei Dir ein Zeichen, daß nicht alle der hohen Lehre abtrünnig geworden sind; es gibt noch viele unter den Freunden, welche ihre Knie nicht vor dem Baal gebeugt haben. Sechs Jahre sind mir in dem herrlichen kräftigen Schweden unter literarischen und pädagogischen Beschäftigungen heiter und ruhig dahin gegangen, einzig nur durch den Blick auf das seufzende Vaterland getrübt. Aber die Liebe für dieses ist in immergrüner Frische verblieben, ist gewachsen in der freien Herz und Nerven stählenden Nordluft und macht eins der Elemente meines innern Lebens aus. Für meine Wissenschaft Jurisprudenz habe ich in Schweden wenig gethan, dagegen habe ich mich eifrig mit nordischer Geschichte, Literatur und Sprache beschäftigt und hoffe dereinst auch noch ein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes von der nicht kargen Ernte legen zu können. Deutscher Kunst und deutschem Leben bin ich fortan nahe geblieben und das Entbehren steigerte nur das Verlangen nach dem oft versagten Genusse. In Schweden konnte ich aber länger nicht bleiben, das Anathem des Hrn. v. Kamptz schnitt mir, wenn auch nicht den Zugang zur freien Luft, doch die Möglichkeit ab, in dieser im Norden doppelt zehrenden meinen Lebensunterhalt im Staatsdienst zu gewinnen. Die schwedische Regierung wagte es nicht mich anzustellen, um sich nicht einem verdrieß-

lichen Notenwechsel auszusetzen. So faßte ich denn den Entschluß zu meinen Freunden in Mexico zu gehen, welche mich gar freundlich dahin eingeladen hatten. Hier in London wollte ich nur einige Monate verweilen, um von den armen hungernden Spaniern ihre Sprache zu lernen. Das reiche freie Albion hat mir aber eine Aussicht eröffnet, die kraft Deiner und anderer Freunde Mitwirkung eine sehr erfreuliche werden kann. Es wird hier nämlich eine neue Universität errichtet, an welcher eine Professur der nordischen und deutschen Literatur und Sprache gegründet werden soll. Bald nach meiner Ankunft forderten mich hiesige Freunde auf, mich zu dieser Stelle zu melden. Ich habe dies gethan und dies hat den Erfolg gehabt, daß die Wahl, welche in der nächsten Woche stattfinden sollte, bis auf weiteres aufgeschoben ist, damit ich Zeit hätte von bedeutenden Männern in Deutschland, auf die ich mich berufen hatte, Empfehlungsbriefe oder Zeugnisse einzuholen. Dieser Aufschub war wol hauptsächlich durch den Einfluß Brougham's, der an der Spitze der Direction steht, betrieben worden, weil ihm ein Zeugniß eines schwedischen Gelehrten, welches sich sehr günstig über meine Kenntnisse in der nordischen Literatur und Sprache äußert, zu Gesichte gekommen war. Empfehlungsbriefe oder Zeugnisse über meine Kenntnisse in der deutschen Literatur hatte ich aber gar nicht beibringen können, weil ich nichts von ihrer Unentbehrlichkeit wußte. Brougham meinte, wenn ich nur ein ähnliches Zeugniß, wie das des schwedischen Bischofs Wingard, von einem tüchtigen deutschen Gelehrten über meine Kenntniß der deutschen Literatur und Sprache vorzulegen vermöchte, so würde ich aller Wahrscheinlichkeit nach den Sieg über meine zahlreichen Mitbewerber davon tragen, deren keiner hinlängliche Kenntnisse der nordischen Sprache besitzt.

So wende ich mich denn vorzugsweise an Dich meinen Freund und Lehrer, der mein ganzes Tichten und Trachten, mein Leben im Vaterlande, mein Glühen für alles was deutsch ist, kennt. Du wirst mir ja so viel Ernst und Selbstgefühl zutrauen, daß ich nicht eine Stelle suchen würde, der ich mich nicht gewachsen fühle, und in der letzten Zeit meines Aufenthalts in Schweden habe ich eben neben meinen pädagogischen Beschäftigungen mich besonders dem Studium der Geschichte und Literatur meines Vaterlandes gewidmet. Ich würde mir ja auch ein Verräther desselben erscheinen, wenn ich die Heimat über die Fremde vergessen hätte. Darum geht denn meine Bitte an Dich dahin. Glaubst Du daß ich Kraft und Fähigkeit genug habe, um die Professur der deutschen Literatur und Sprache an der neuen Universität hier übernehmen zu können, sodaß ich Deinem Zeugnisse

und dem Vaterlande keine Schande sondern Ehre machen werde, so bringe Deine Ueberzeugung in die Form eines Zeugnisses oder ostensibeln Empfehlungsschreibens in lateinischer Sprache; ich hoffe Geh. Justizrath Martin würde wol ein solches Document zu meinem Gunsten mitunterschreiben. Aber es ist periculum in mora; die Directoren, welche die Stelle zu besetzen haben, können die Wahl nicht wohl länger über drei höchstens vier Wochen hinausschieben, um nicht parteiisch für mich zu erscheinen; darum bitte ich Dich, erlaubt es Dir Deine Ueberzeugung, so sende ein solches Document mit umgehender Post über Hamburg, und erfreue mich mit einigen Zeilen, die mich über Deine äußern Verhältnisse ins Klare setzen. Du siehst, ich habe mehr als ein Freund, denn als ein Jünger an Dich geschrieben; darauf hast Du mir am Rhein bei unserm letzten Zusammensein ein Recht gegeben, und das benutze ich jetzt mit Freuden. Luden kennt mich nicht, sonst wäre seine Unterschrift auch wichtig, da er hier gekannt ist. Lebe wohl, theurer treuer Lehrer, grüße alle Freunde und bleibe mir hold und gewärtig. In treuer Liebe Dein Ludwig v. Mühlenfels.

IX. Briefe von W. M. L. de Wette.

Wilhelm Martin Leberecht de Wette, geb. 12. Jan. 1780, gest. 16. Juni 1849 zu Basel. Ueber ihn und sein Verhältniß zu Fries s. oben S. 126 fg., 197. 207 fg., 222. 251 fg. Aus den 56 Briefen an Fries, welche von De Wette aus den Jahren 1810—42 vorliegen, können hier nur einige solche Mittheilungen ausgewählt werden, welche für die Zeitgeschichte, besonders für die Anfänge der Universität Berlin, ein größeres Interesse haben.

1.

Berlin, 16. Oct. 1810. Die ersten Zeilen von Berlin aus schreibe ich an Sie, lieber Fries, mein unersetzlicher Freund! Vorigen Freitag als den 12. Oct. sind wir hier angekommen. Mein erster Gang war in die Realschulbuchhandlung, wohin meine Sachen adressirt waren. An Herrn Reimer, dem Inhaber der Realschulbuchhandlung, fand ich einen sehr liebenswürdigen feinen jungen Mann. Schleiermacher's Schwester war da. Mit ihr und Reimer ging ich zu Schleiermacher. Dieser hat etwas Vornehmthuendes an sich, was nicht erlauben wird,

mich eng an ihn zu schließen, doch wird sich auf einen güten Fuß mit ihm leben lassen. Mit seinen Frauen wird die meinige nicht großen Umgang pflegen. Den andern Tag war mein erstes ein Logis zu suchen. Ich hatte die Wahl zwischen zweien, wovon mir keins annehmlich war; ich wählte das wohlfeilere und miethete es auf ein halbes Jahr für 100 Thaler jährlich; es war unter den Linden, aber drei Treppen hoch. Montag wurde mir ein besseres Quartier zugewiesen, nun suchte ich vom ersten loszukommen, es gelang mir mit einem kleinen Verlust und ich zog noch den Abend ein. Dieses liegt in der Georgenstraße Nr. 13, hat die Morgen-, Mittags- und Abendsonne, schaut in einen sehr schönen Garten, wohin wir auch Zutritt haben können, besteht aus vier großen Zimmern, zwei Kammern, Küche, Speicher, Keller u. s. w. und kostet 120 Thaler jährlich. Damit, denk ich, kann man zufrieden sein. Nicolovius hat mich sehr artig empfangen; er ist ein einfacher humaner Mann. Uhden kennen Sie, er hat mich herzlich bewillkommnet; bei ihm lernte ich auch Süvern kennen; es ist eine Lust solche Männer an der Spitze zu sehen. Bei Buttmann's war ich mit meiner Frau den ganzen Sonntag Abend, und lernte da den Professor Heindorf kennen, der mich sehr angesprochen hat, ein Mann voll liebenswürdiger Grillen und Ideale; vielleicht kann ich mit ihm umgehen.

Daß es in Berlin in manchen Stücken theurer als in Heidelberg ist kann man nicht verkennen; die ersten Tage haben mich unendliches Geld gekostet. Doch wenn ich bedenke, daß ich monatlich 125 Thaler zu beherrschen habe so fürchte ich keine Theurung. Berlin hat einen herrlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich kam zum Brandenburger Thor herein, und stieg in einem Gasthofe unter den Linden ab. Noch denselben Abend ging ich nach Prinz Heinrich's Palais. Welch' ein herrliches Gebäude, von welchen herrlichen Gebäuden umgeben! es muß eine Lust sein da zu lesen. Das Geräusch der Hauptstadt kann schwerlich lange zerstreuen, es hat etwas zurückstoßendes, ins Innere treibendes. Niemand bekümmert sich um den andern, das macht daß man sich gern an wenige anschließt. Der Studententon muß sich bald vernichten. Einige Studenten mit langen Pluderhosen, die ich unter den Linden sah, nahmen sich sonderbar aus. Der Studenten zählt man schon ungefähr 100 und es werden leicht 200 zusammenkommen; die Mediciner überwiegen. Die Vorlesungen sind bis zum 29. ausgesetzt.

— Coll habe ich in Jena ziemlich lange gesprochen; sein Ruf nach Marburg ist ins Stocken gekommen. Für ihn und noch Einen

will ich alles thun, um sie herzubringen; die Leute lassen mit sich reden. Mit Ammon und Schleusner haben sich die Unterhandlungen zerschlagen. Vielleicht kommt Augusti in Vorschlag. Daß Marheineke und Böckh nicht kommen und doch ihre Vorlesungen eingesandt haben, sieht man hier nicht gern, besonders wundert man sich, daß ersterer nicht bestimmt geschrieben hat, daß er nicht komme. Sonderbar, die Universität wird ohne Pandekten und ohne Dogmatik eröffnet, ja auch ohne Logik. Einen Philosophen suchte man noch; nur unter der Bedingung, daß noch einer gerufen wird, will Schleiermacher philosophica lesen. Wollen Sie noch kommen? Zum Beweis, was man für die Universität thut: man wird den theologischen Theil der Nösselt'schen Bibliothek im Ganzen für 1000 bis 2000 Thaler kaufen. Was man für die Bibliothek verlangt, wird bewilligt. —

2.

Berlin, 12. Dec. 1810. Stellen Sie sich vor, lieber Fries, als mich letzthin Nicolovius besuchte fing ich von Ihnen an zu reden und wünschte Ihre Hierherberufung, da sagte er, er sei vor kurzem veranlaßt worden sehr ernstlich daran zu denken. Es ergab sich dann, daß Jacobi Ihretwegen an ihn geschrieben hatte. Nicolovius sagte, er hätte die Sache ruhen lassen wollen, nun aber, da er mit mir gesprochen, wolle er sie zur Sprache bringen. Sein lebhaftester Wunsch sei es, aber er werde großen Widerstand finden. Da hörte ich zu gleicher Zeit, daß Schleiermacher Steffens herzubringen sucht. Hinc illae lacrimae, nämlich illud silentium. Nun wäre alles gewonnen, wenn wir an den neuen Chef der Section, Herrn v. Schuckmann, kommen könnten. Süvern, Uhden sind die Echos von Schleiermacher. —

3.

Berlin, 25. Dec. 1810. Nun bin ich am Ende, obschon noch nicht am Ziel. Ich habe mit Herrn v. Schuckmann gesprochen. Er fing selbst von Ihnen an, als ich das Gespräch auf die Vocation eines Philosophen lenkte. Er schätzt Sie, er misbilligt die fichtisch-schellingische Philosophie. Er fürchtet nur, daß Sie neben Fichte kein Publicum erhalten würden; wirklich ist der Einfluß Fichte's hier ungeheuer. Ich sagte Ihr Vortrag sei nicht glänzend, ohne rhetorischen Schmuck, einfach, aber fließend, und Einfachheit sei gewiß die erste Anforderung an einen Vortrag. Er erwiederte, das sei nur allzuwahr; aber werden wol die Studenten hingehen? Setzen Sie zwei Häuser nebeneinander und illuminiren das eine, und das andere nicht; wohin wird die Jugend

sich angezogen fühlen? Ich sagte dagegen: allerdings wird die Menge hinströmen, aber die Bessern ziehen vielleicht das Einfache vor; und wenn auch von 100 nur 5 für eine vernünftige Philosophie gewonnen werden, so ist das ein ungeheurer Gewinn. In dieser Art führten wir das Gespräch eine Zeit lang fort. Ich verbreitete mich besonders über das Verderben der falschen mystischen Philosophie und über die Nothwendigkeit, daß gerade unsere Universität von dieser Seite wohlthätig auf das Zeitalter wirken müsse. Er versprach mir endlich, ferner über die Sache nachzudenken, sowie er es schon früher gethan habe. Die Sachen können schwerlich besser stehen. Nicolovius ist auch so gut als gewonnen. Was wollen nun die Steffensianer anfangen? Ich wäre ganz glücklich, wenn Sie hierher kämen. Der Umgang ist die Seite, wo mich's drückt, ich werde hier keinen wie ich ihn wünsche finden. Mit Heindorf kann ich gern plaudern, aber er arbeitet so viel daß man ihn gar nicht sieht. Sonst bin ich noch immer zufrieden. —

4.

Berlin, 19. April 1811. — Die Zahl der Studirenden ist schon gegen 400, die Theologen über 70; wir sind also schon besser als in Heidelberg. Wenn es Friede bleibt, so muß die Anstalt einzig werden. In diesem Falle wird die Frankfurter Universität nach Breslau verlegt, und dann können Sie vielleicht dahin einen Ruf erhalten, wo dann Schleiermacher nichts dagegen haben wird. Gingen Sie wohl hin? Indessen gebe ich für hier so lange die Hoffnung nicht auf, als kein anderer gerufen ist. Ihre Abhandlung in den Studien (1811) hat Marheineke, der wirklich für Sie zu sein scheint, Besorgnisse erweckt, weil Sie Schleiermacher angegriffen haben; ich fürchte davon nichts. Ich gebe sie auch Uhden zu lesen, sie kann Ihnen vielleicht eher nützlich sein, denn sie ist meisterhaft geschrieben, Sie haben sich darin selbst übertroffen. Sie haben, was Sie wollten, Ihr System in schneidenden Contrast mit den andern gestellt und in einer kräftigen, sogar zum Theil geschmückten Sprache.

Ihre Abhandlung hat mich an ein Anliegen erinnert, das ich Ihnen längst habe vortragen wollen, das ich Ihnen auch schon in Heidelberg eröffnet habe, nämlich daß Sie mich mit einem kurzen Aufsatz philosophisch orientiren möchten für eine christliche Dogmatik, die ich bald lesen und auch einmal schreiben möchte. Ihre neueste Abhandlung hilft mir viel, aber doch nicht genug. Zunächst möchte ich besonders einiges von Ihnen lesen über die Versöhnungslehre, ich will

nämlich ein gelehrtes Opus darüber schreiben. Sie wissen auch darüber historische Nachweisungen aus orientalischer Mythologie zu geben, die ich erst mühsam zusammensuchen müßte. Ihre Abhandlung in den Studien enthält einen Fingerzeig über diese Lehre, nicht wahr? — Ich bereue es oft, daß ich mich von Ihnen getrennt habe. Einen solchen Freund finde ich nie wieder. Wenn Sie nicht hierher kommen, so verwinde ich diesen Verlust nicht und ich bereue es denn doch hierher gegangen zu sein.

5.

Berlin, 26. Sept. 1811. — Lassen Sie sich den Weihrauch der Bewunderung streuen über Ihre Kritik. Als ich fertig war damit, habe ich sie mit wahrer Anbetung aus der Hand gelegt. Wie ist es möglich das Gebiet der menschlichen Thätigkeiten mit solcher Tiefe und Schärfe zu umfassen. Am meisten bewundere ich Ihren richtigen Geschmack. Die logische Virtuosität wollte ich Ihnen lassen, aber daß Sie sonst so gescheit sind kann mich vernichten. Ueberhaupt habe ich jetzt eine gar zu schlechte Meinung von mir: ich bin nicht gelehrt, kein Philosoph, so ein elendes Mittelding. Sie glauben wol, daß dies mein Ernst nicht ist? mein bitterer Ernst. Auch fühle ich mich hier so verlassen und isolirt; ich kann mit niemand Ideen tauschen, niemand versteht mich recht, an keinem kann ich mich in die Höhe heben. Ich kann es nicht verschmerzen, daß ich Sie verloren habe. Doch das ist ein altes Lied, das Sie schon genug gehört haben. Die Hypochondrie besitzt mich auch noch obendrein und die Ferien nähren sie. Es ist sogar so weit gekommen, daß ich das Heimweh gehabt habe, ein offenbar krankhafter Zustand. Während ich Ihre Kritik las, machten sich manche Ideenassociationen, ich versetzte mich auf unsere philosophischen Spaziergänge, ich hörte Sie sprechen, denn Sie sprechen, wie Sie schreiben, und sehnte mich nach Ihnen. Das ist nun fast lächerlich, doch ist es wahr. —

6.

Berlin, 11. Nov. 1811. — Mit unserer Universität geht es herrlich. Wir haben wahrscheinlich an 600 Studenten, worunter 130 Theologen. In der Exegese des Neuen Testaments habe ich 53 Zuhörer (mehr als Schleiermacher, was mich freut), in den übrigen Collegien 30 und darüber. Marheineke hatte vorigen Sommer in der Kirchengeschichte in die 40, diesmal aber nur in die 30. Man klagt über Schleiermacher's und Marheineke's Unverständlichkeit, da habe ich denn

den Vortheil. Die potsdamer Consistorialräthe haben mir auch ihre Zufriedenheit zu erkennen gegeben, dagegen sie von Schleiermacher und Marheineke nichts wissen wollen. So wäre ich also ganz wohl zufrieden, wenn ich nur — doch da kommt das alte Lied wieder. —

7.

Berlin, 22. Febr. 1812. — Hier ist politisch alles ruhig, während, wie ich höre, auswärts alles voll Kriegsaussichten ist. Man ist hier überzeugt, daß Preußen mit Frankreich alliirt ist und daß uns also nichts droht. Nächsten Sommer lese ich endlich meine biblische Dogmatik, da soll Ihre Philosophie erst brilliren. Fichte's Rectorat geht schlecht; er hat sich die Studenten zu Feinden gemacht; ja einer hat ausgesprengt, ihm eine Ohrfeige gegeben zu haben und ist entflohen, dasselbe sagen einige Pasquille; die Sache wird untersucht. Wegen eines Dissensus mit dem Senat hat er um seine Entlassung nachgesucht. O Philosophie!

8.

Berlin, 25. April 1812. — Wie gern auch in wissenschaftlicher Hinsicht spräch ich Sie! Ich lese meine biblische Dogmatik und gebe dazu eine anthropologische Einleitung nach Ihrer Kritik. Künftigen Winter will ich dann ein Compendium drucken lassen. Dazu möchte ich nun Ihre Hülfe haben. Wahrscheinlich werde ich Sie mit Uebersendung eines Theils meines Manuscripts belästigen. Ihre Kritik florirt jetzt mächtig, auch wird sie stark gekauft werden. Ich habe 30 Zuhörer; wenn die Hälfte sie kauft, so wird Zimmer schon ein freundlich Gesicht machen. Ihrem besten Schüler aber hätten Sie schon Ihre Logik schenken können. War ich vor einem halben Jahre Ihr bester Schüler, so bin ich jetzt Ihr allerbester, denn docendo discimus. Nur in der Logik und besonders in der Metaphysik bin ich noch unbeholfen. Kommen Sie hierher nach Berlin!

9.

Berlin, 15. Juni 1812. Auf Ihren letzten Brief hatte ich lange gewartet. Schon ziemliche Zeit vorher habe ich Ihre Streitschrift *) gelesen, über die ich mich königlich gefreut habe. Sonnabends Abends habe ich eine kleine Gesellschaft von Studenten bei mir (was mir in

---

*) Von deutscher Philosophie Art und Kunst. Ein Votum für F. H. Jacobi gegen F. W. J. Schelling. S. oben S. 137 fg.,

Heidelberg nie gelang jemand anzuziehen und für mich näher zu interessiren fängt mir an hier zu gelingen), in dieser habe ich sie vorgelesen und mich darüber expectorirt. Sie ist zum Theil schön, sehr schön, zum Theil etwas nachlässig geschrieben. Sie haben in stiller großer Einfachheit herrliches herrlich gesagt. Gebe Gott der guten Sache Eingang! Ihre Philosophie fängt an mich zu erwärmen und mir Eifer einzuflößen sie zu unterstützen und zu verarbeiten. Das macht meine biblische Dogmatik. Sie glauben nicht, wie gute Dienste mir Ihre Philosophie dabei thut, ich finde die Ideen über Religion überall anwendbar und überall verbreiten sie mir Licht. Ich bin dadurch außerordentlich vergnügt und was freue ich mich auf die Herausgabe meines Compendiums! Diesen Vortheil habe ich von meiner Trennung von Ihnen, daß ich habe selbständig Ihre Philosophie studiren müssen; denn in Heidelberg würde ich mich immer an Sie angehalten haben. Auch war es zu früh wenn ich im Winter 1810—11 in Heidelberg biblische Dogmatik gelesen hätte. Hier habe ich das Studium Ihrer Kritik vom vorigen Sommer zu Grundlagen. Auch würde ich in Heidelberg nicht so frei gesprochen haben wie hier, ohne doch verketzert zu werden. Ihre Ideen über den Mosaismus als Aufhebung aller Mythologie thut mir treffliche Dienste, ich komme überall damit durch; anfangs wollte sie mir nicht einleuchten. Sie werden sehen, wie schön das zusammenstimmt mit meinen übrigen Ansichten.

— Die Zeitumstände sind allerdings schlecht. Die Einquartierung ist nicht drückend, für mich wenigstens nicht, aber doch lästig; ich habe bis jetzt einen Mann etwa drei Wochen lang gehabt. Drückend sind dagegen die Abgaben; sie tragen jetzt für mich 10 Procent von meiner Besoldung; die neue Vermögens- und Einkommensteuer kostet mich künftigen Monat etliche und 30 Abzug. Erkauft der Staat mit diesen Aufopferungen seine Existenz, so wollte ich mit Freuden noch mehr geben. Die Universität hat nicht gelitten. Wie viel die Inscription im Ganzen beträgt, weiß ich nicht, aber die theologische beträgt über 40; ich habe in der Exegese 50, sonst 40 und 30 Zuhörer. Ist das Verfall der Universität? In diesem Augenblicke sind zwei Seminarien, ein theologisches und philologisches, jedes mit 500 Thaler dotirt, gestiftet worden. Dazu hat man den Dr. Tzschirner als vierten Theologen berufen, aber nicht erhalten. Das erzählen Sie doch den Herren, welche den Verfall der hiesigen Universität träumen.

10.

Berlin, 16. Febr. 1813. — Bei uns sieht es sonderbar aus: fast alle Auditorien sind leer, alles strömt zur Armee; kein Inländer der nicht jetzt die Feder mit der Büchse und die Mappe mit dem Büchsensack vertauscht. Ich lese zwar meine Collegia zu Ende, aber für sechs, welche Ausländer und Krüppel sind. Wir machen dazu die beste Miene und geben noch Geld obendrein, denn wir hoffen, daß das Beste daraus entsteht. Schon jetzt zeigt sich viel Gutes, die meisten gehen gern, die vornehmsten geben ihre Söhne her, wenn sie auch schon über die Jahre hinaus sind, wie z. B. der Consistorialrath Sack. Scharnhorst ist der Macher, und er scheint Bülow'sche Ideen zu haben. Gott gebe seinen Segen! Bedauern Sie uns nicht, theils weil wir uns nicht so unglücklich fühlen, theils weil es Ihnen bald auch so gehen wird. Wenigstens gehen die Studenten von Jena, Göttingen, Halle, wie man sagt, schon jetzt haufenweise weg.

— Ach, wann werden wir uns wiedersehen? Vielleicht eher hier als in Heidelberg. Denn hören Sie! Schuckmann ruft Sie sobald es Friede ist. Er hat, als ich letzthin nach einem Jahre wieder bei ihm war und vom Mysticismus, der hier herrsche, sprach, von freien Stücken gesagt, er habe immer gewünscht, daß Sie hierher kämen. Und da ich hinzusetzte: nun vielleicht nach dem Frieden, sagte er: ja wenn wir Frieden hätten!

— Mit Schleiermacher bin ich brouillirt, da er gegen die Abrede dieselben neutestamentlichen Bücher lesen wollte. Uebrigens gewinnt er ein Uebergewicht über mich, da die Studenten seine Gnosis lieber wollen als meine Kritik. Mag es sein! ich behalte doch immer mein Publicum.

11.

Berlin, 5. Nov. 1813. Trotz Ihrer Magnificenz bilde ich mir doch als Preuße mehr ein! Wir haben tapfer gelitten und gestritten und errungen, was Ihr jetzt als reife Frucht abschüttelt. Jetzt werdet Ihr auch Deutsche sein wollen, da es keine Noth mehr hat. Nein, im Ernst, sind unsere Preußen nicht Ehrenmänner? Und sie fechten nicht bloß mit der Faust; kann eine Armee besser, kühner geführt werden als die Blücher'sche? Welch ein kühner Uebergang über die Elbe bei Wartenburg! welch ein kühner Marsch an die Mulde und hinter die Saale! Und wie herrlich geschlagen am 16. October! Hätte die böhmische Armee auch so gefochten, so wäre kein 18. Oct. nöthig gewesen.

— Ein Exemplar der biblischen Dogmatik ist für Sie unterwegs. Ich lese jetzt darüber für acht Zuhörer. Ich trage Ihre philosophischen Sätze schon viel freier vor und hoffe schon mehr Eingang zu finden. Aber freilich einem Fichte und Schleiermacher gegenüber ist dieses sehr schwer. Letzterer machte, nachdem ich ihm ein Exemplar zugeschickt, ein sonderbares Gesicht; er wird denken: der ist mir auch umgeschlagen.

— Sagen Sie mir aber, wie nehmen Sie sich als Prorector Magnificus aus? Haben Sie sich auch ein anderes air angeschafft? Wir haben statt des Hofmanns Savigny den breiten derben Rudolphi zum Rector gemacht. Bei uns gibt es aber jetzt nichts zu regieren.

12.

Berlin, 17. Oct. 1814. — Meine Reise war mir von Frankfurt an sehr lästig. Die sächsische Philisterei war mir in den Tod zuwider. Ich fühlte lebhaft, daß ich nur am Rhein oder in Berlin leben könne. Der Anblick der märkischen Wüste war mir fast heimisch lieb, so sehr liebe ich die Preußen. Das einige, bestimmte, feste an ihnen thut mir besonders wohl, nachdem ich aus dem babylonischen Thurm des südlichen und westlichen Deutschlands heraus bin. Daß Sachsen unser werde, ist hier feste Ueberzeugung. Hardenberg soll gesagt haben bei seiner Abreise: auch nicht ein Dorf von Sachsen soll uns entgehen.

13.

Berlin, 31. Dec. 1814. — Ich kann mir jetzt gar nicht mehr verhehlen, daß Schleiermacher ein entschiedenes Uebergewicht über mich gewonnen, und daß ich durch herrschende Frömmelei und meine immer mehr offenbar gewordene Freidenkerei in Miscredit gekommen bin. Als ich Schleiermacher zuerst wieder sah, war er sehr tückisch auf mich, ich weiß nicht warum. Jetzt ist er seit einiger Zeit, ich weiß ebenfalls nicht warum, außerordentlich freundlich. Ich weissage mir daraus nichts Gutes. Glaubt er seines Sieges über mich in Ansehung des Beifalls oder vielleicht auch in Ansehung Ihrer Berufung gewiß zu sein? Oder ist es wirkliches Wohlwollen, da er endlich einsieht, daß er mit Marheineke einen Fehlgriff gethan hat. Gegen dessen Vorschlag eines protestantischen Oberbischofs hat er sich in seinem „Glückwünschungsschreiben" und auch mündlich erklärt, da er sonst sehr versteckt war. Mit Marheineke ist mein Bruch entschieden. Er polemisirt gegen meine biblische Dogmatik in Collegien; besonders untheologisch sei es, hat er gesagt, wenn man bei der biblischen Dogmatik die Philosophie eines Kant, Fichte, Schelling oder gar eines unter der Bank

hervorgeholten Philosophen zu Grunde lege. Ich nehme nun auch kein Blatt mehr vors Maul. Es wird jetzt eine kleine Schrift von mir anonym gedruckt „die neue Kirche oder Verstand und Glauben im Bunde", darin haue ich ihn gottserbärmlich. Ich will sehen was diese Schrift für einen Eindruck macht, auch auf Sie. Dem Katholicismus gebe ich auch sein Theil. Ich habe durch diese Schrift für mich selbst viel gewonnen und mir vieles klar gemacht, was ich bis dahin hatte bei Seite im Dunkeln liegen lassen.

14.

Berlin, 4. März 1815. — Ihre Vocation habe ich aufgegeben. Das Departement hat dem Senat angezeigt, daß es in Unterhandlung stehe wegen der Besetzung der Stellen von Fichte u. s. w. Nun hatte mir früher Nicolovius versprochen, sobald daran gedacht würde mir Nachricht zu geben. Er hat es nicht gethan, und ich setze also voraus, daß er uns entwandt ist. Er ist Mitglied der Bibelgesellschaft, zu welcher auch Marheineke gehört, und dieser soll öfter zu ihm gehen und gegen Sie und für Hegel sprechen. Es war einmal das Gerücht, daß Hegel gerufen werden solle. Ich erklärte mich sehr stark dagegen in Beisein Solger's, und dieser nahm ihn als einen sehr tiefsinnigen Kopf in Schutz. Was ist da zu machen? Seit ich Schuckmann Ihr Buch gegeben bin ich nicht bei ihm gewesen, weil mir Zudringlichkeit unmöglich ist. Unterdeß habe ich es durch Böckh, der sehr damit zufrieden ist, dem Staatsrath Süvern zukommen lassen, weiß aber nicht was er dazu sagt. Der Mysticismus herrscht hier ungeheuer, und wie tief man gesunken ist, zeigt der Gedanke an Hegel. Keinen verwirrtern Kopf kenne ich nicht! Hr. v. Savigny wird auch nicht für Sie sein, denn seine historische Ansicht der Jurisprudenz ist doch schrecklich einseitig; in der ganzen Schrift gegen Thibaut wird der Philosophie auch nicht mit einer Silbe gedacht. Noch mehr wird der Rabulist Schmalz gegen Sie sein. Ich fange an zwei Gleichdenkende zu gewinnen an Böckh und Rühs; letzterer schimpft wenigstens mit mir gegen die Katholiken und ersterer ist nicht dagegen. Die Intriguen Oesterreichs und Baierns gegen Preußen und das Schimpfen der baierischen Zeitungen gegen uns thut dem Katholikenhaß einigen Vorschub.

15.

Berlin, 28. April 1815. — Schuckmann hat gesagt, an Vocationen sei bis jetzt noch nicht zu denken. Also wäre die Thür noch offen; wenn nur nicht Leute wie Solger zu Thürhütern gemacht würden;

man sagt nämlich, er solle Staatsrath werden an Schleiermacher's Stelle. Diesen hat Schuckmann endlich aus dem Departement herausmanoeuvrirt bei Gelegenheit daß er zum Secretair der philosophischen Klasse der Akademie gewählt wurde unter dem Vorwande, daß er beiden Aemtern nicht vorstehen könne; er hat aber seinen großen Gehalt behalten und dieser ist auf die Universität gelegt. Schreiben Sie mir doch ein Urtheil über Solger's Erwin. Ich finde darin einen elenden Mysticismus in platonisch affectirter Form.

16.

Berlin, 20. Oct. 1815. — Schuckmann offenbart sich immer mehr als engherziger Royalist, und ich bin überzeugt, daß der Julius und Evagoras Ihnen bei ihm keinen Vorschub gethan habe. Die Schmalzische abscheuliche Schrift über politische Vereine, die Sie kennen werden, hat Schuckmann sehr gut aufgenommen; was habe ich dann für meine Neue Kirche und Ihren Julius und Evagoras von ihm zu erwarten? Rosa *) will Blücher bitten, Sie hierher zu schaffen; ich werde bei Humboldt, wenn er hierher kommt, einen Versuch machen und ihm Ihren Julius und Evagoras überreichen. Den Bouterwek, den Sie gerühmt haben, kann ich allerdings schätzen als Mitkämpfer gegen den Mysticismus, allein ich finde doch viel Falsches und Halbes bei ihm. Er hat ja die natürliche und ideale Ansicht gar nicht geschieden, was sich besonders bei der Idee der Freiheit sehr hart rächt. Und was soll das heißen, daß der Mensch Ihrer mit keinem Worte Erwähnung thut?

17.

(Berlin, Ende März 1816.) — Vor mehreren Wochen machte Böckh im Senate auf die Lücke in der philosophischen Facultät aufmerksam, und schlug vor, daß man beim Departement auf Wiederbesetzung der philosophischen Stelle antragen solle. Schleiermacher als Rector war dagegen, aber der Vorschlag ging durch. Schleiermacher

*) Rosa, Superintendent zu Spandau, ohne Fries persönlich zu kennen eifriger Verehrer seiner Schriften. In einem Briefe vom 17. Dec. 1816 erzählt er ihm, wie er nach früheren Studien der Philosophie Kant's noch 4 Jahre in Königsberg selbst gelebt „und manche mündliche Belehrung dem großen und einzigen Manne zu verdanken habe". Dann durch dessen Schüler verwirrt habe er sich „ganz von der Philosophie ab und zur Mathematik gewandt". Vor 11 Jahren aber durch Fries' Schriften angezogen „erkannte er bald den philosophischen Lehrer und Führer, welchen er suchte", erkennt Fries' System als „die Wahrheit" an, und dankt Fries, „daß er ihn begeistert, daß er die Ruhe seines Lebens gegründet habe".

hielt nur das Schreiben über 14 Tage zurück; endlich ging es ab, und sogleich erfolgte ein Rescript des Departemens, der Senat solle Vorschläge thun. Als Schleiermacher dasselbe im Senate vortrug, that er den Vorschlag, daß sich erst die einzelnen Facultäten darüber berathen sollten. Böckh und ich waren dagegen, und drangen darauf, daß darüber gestimmt werden sollte; Schleiermacher aber meinte, es komme ihm als Rector zu, das Verfahren einzuleiten; ich widersprach ihm, allein der Senat unterstützte mich nicht, Böckh sagte ganz richtig, das heiße Rotten stiften, allein es half nichts. Ich hatte große Lust keine Facultätssitzung zu halten, um aber keinen Aufenthalt zu machen that ich's. Ich machte beim Vortrage darauf aufmerksam, daß mir ein Logiker vorzüglich nothwendig scheine, Schleiermacher meinte, ein praktischer Philosoph sei ebenso nöthig, worin ich ihm Recht gab, und wir müßten auf zwei Philosophen antragen, worin ich ihm widersprach. Als es nun zum Stimmen kam, gab er für die speculative Philosophie Hegeln und für die praktische Philosophie Suabedissen seine Stimme. Die andern traten ihm bei und ich blieb mit Ihnen allein. Schleiermacher bemerkte gegen Sie, Sie hätten keine belebende Kraft, und Neander hielt Sie für gottlos, weil Sie im Evagoras den Glauben an die Vorsehung verwürfen. Ich zeigte ihm, daß Sie nur die Lehre von der Resignation geltend gemacht hätten, worauf er verstummte. Er hat das Buch nicht selbst gelesen; man sieht aber, daß es hier vielen nicht gefallen zu haben scheint, namentlich dem Staatsrath Süvern. Das Kecke und Frische darin widerstrebt diesen Frömmlern. Böckh hat mir versprochen in der philosophischen Facultät männlich für Sie zu streiten, es kam aber zu weiter nichts, als daß Schelling, Hegel und Sie vorgeschlagen wurden. Die medicinische Facultät hatte eine Menge Stimmen gegeben, eine auch für Sie. Die juristische hatte Hegel, Schubert und Delbrück, den Schwager von Göschen, vorgeschlagen, woraus man sieht, daß diese historische Schule eine ganz unphilosophische ist. Ich sprach nachher mit Savigny und rühmte Ihr mit Hugo gemeinschaftliches Verdienst um die philosophische Rechtslehre; er wußte aber nichts von Ihnen und entwickelte seine Unwissenheit in dem Ausspruch, es sei unbedeutend was Sie geleistet und die Hauptsache von Hugo geschehen. Er meinte auch, Sie hätten keine belebende Kraft; ich sagte aber, es sei ein Vorurtheil daß ein Lehrer der Philosophie die jungen Leute besoffen machen müsse, und mit großer Artigkeit gab er mir hierin sehr viel Recht und ging seiner Wege. Nun kam die Senatssitzung, in welcher die Sache ausgemacht werden sollte, worauf alle unsäglich gespannt waren.

Böckh und ich fürchteten von Schleiermacher irgendeine neue Hinterlist; er that aber nichts als daß er mit dem Vorschlage herausrückte, daß die Stelle Fichte's von keinem einzigen Philosophen besetzt werden könne und daß man auf die Berufung zweier antragen müsse. Böckh, ich und noch andere stritten mit den siegendsten Gründen, allein die Jaherren und Anhänger Schleiermacher's überstimmten uns. Der erste Sieg Schleiermacher's war erfochten, und er konnte seinen Triumph kaum verbergen. Nun wurden die Vorschläge der Facultäten vorgelesen und zum Stimmen geschritten. Man ward einig, für jede der beiden Stellen 3 vorzuschlagen, mithin im Ganzen 6, und zwar für jede Stelle einen primo loco, secundo loco u. s. w. Nun wurden die Stimmen gesammelt für den primo loco für die speculative Philosophie vorzuschlagenden. Drei Stimmen waren für Sie, 5 für Schelling und 8 für Hegel; also hatte Hegel primum locum. Nun wurde für secundo loco gestimmt; hier hatten Sie etwa 6 Stimmen und die Majorität war für Schelling. Die Verehrer Schelling's meinten zwar, es sei seiner unwürdig secundo loco zu stehen, es wurde aber darüber gelacht und es blieb dabei. Nun ging es an das Stimmen für tert. loc., hier hatten Sie 8 Stimmen und 8 erhielt Schubert, Schleiermacher aber stimmte für letztern, und so waren Sie herausgestimmt, der Rector hat nämlich das votum decisivum. Ihre Freunde und besonders ich waren sehr betreten, aber unerschüttert. Ich als erster Decan hatte dreimal zuerst Sie genannt, und es sah fast lächerlich aus, daß ich nun auch das vierte Mal Sie nannte. Durch die Stimme des Hrn. v. Savigny, also durch eine einzige, erhielten Sie die Majorität über Tennemann; Savigny that es entweder aus Artigkeit gegen Böckh und mich, oder weil er Tennemann nicht kennt; genug Sie erhielten primum locum für die praktische Stelle; Schleiermacher war in die von ihm selbst gegrabene Grube gefallen; sein zuerst erfochtener Sieg wurde seine gänzliche Niederlage, denn nun stehen Sie neben Hegel obenan. Noch wurden Delbrück und zu allerletzt Suabedissen vorgeschlagen. Gegen Schubert legten Böckh und Rühs und gegen Hegel, Schelling und Schubert legte ich Protestation ein. Noch war die Frage, wie diese Vorschläge im Bericht motivirt werden sollten; Savigny sagte, das sei Sache der Redaction des Rectors; ich aber sagte frei zu Schleiermacher, ich werde mich wohl hüten, als Decan Ihre Motive zu unterschreiben (nämlich die Decane unterzeichnen die Berichte an das Departement mit). Es wurde demnach beschlossen, einem Mitgliede des Senats die Redaction derjenigen Motive, welche jeder zu Gunsten der vorgeschlagenen einsenden könne, aufzutragen.

Solger schlug es ab, und Lichtenstein, einer Ihrer Freunde, erhielt den Auftrag. Ich habe nun das Motiv Ihres Vorschlags eingesandt, und Lichtenstein sagt mir, er habe ipsissima verba eingerückt, daran darf Schleiermacher nichts ändern. Sie werden also in der ersten Stelle mit einem schönen Elogium glänzen und Schleiermacher muß dieses Lob seines Widersachers in der praktischen Philosophie, des scharfen Kritikers seiner Kritik der Sittenlehre mit unterschreiben. Ist das nicht ein Werk der Nemesis? Noch darf ich nicht vergessen, daß er, überrascht Sie primo loco vorgeschlagen zu sehen, es dahin bringen wollte, daß Sie quarto loco angesetzt würden. Ich setzte mich aber fest dagegen, und da der Senatsbeschluß da war, konnte er nichts machen.

Die Sache steht nun so. An Schelling's und Schubert's Berufung ist nicht zu denken. Schuckmann haßt die Naturphilosophie; in meiner Protestation aber zeige ich, daß Hegel ebenfalls Schellingianer ist, und so hoffe ich auch diesen, gegen den Schleiermacher ohnehin eingenommen sein soll nach einer Aeußerung seines Freundes des Staatsrathes Süvern, herauszuwerfen. Delbrück ist neuerlich Regierungsrath in Koblenz geworden, der fiele also auch weg. Und so blieben Sie und Suabedissen übrig. Dieser ist Hofmeister des Erbprinzen von Hessen-Cassel, und kommt vielleicht nicht, oder er erscheint dem Minister zu unbedeutend. Man könnte sonach mit großer Wahrscheinlichkeit auf Ihre Berufung rechnen. Dennoch thue ich es nicht. Mir scheint Sch. [Schuckmann?] ein arger Obscurant zu sein und er fürchtet von Ihnen vielleicht revolutionäre Gesinnungen. Ich bereue ihm den Evagoras gegeben zu haben. Doch haben Sie freilich an Ehrenberg einen mächtigen Fürsprecher, wenn er nämlich sprechen will; ich hoffe ihn dazu zu vermögen, wenigstens dazu, daß er sich gegen Hegel erklärt. — Noch muß ich Böckh's Lob rühmen. Er steht mit Ihren Feinden in naher Verbindung; er ist Platonist, und doch hat er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit für Sie gesprochen. Er scheint auch von dem unphilosophischen Historicismus zurückgekommen zu sein, wenigstens äußerte er sich letzthin, man wage bald gar nicht mehr selbst zu denken, sondern nur alte Weisheit wiederzukäuen! Doch scheint er nachher etwas erschüttert worden zu sein, denn er hat seine Protestation gegen Schubert unter dem Vorwand, daß er seine Schriften nicht habe erhalten können, nicht eingegeben. Sein Betragen im Senate kam mir auch wunderbar vor, denn vorher hatte er erklärt, im Senat werde er nichts für Sie thun, sondern bloß in der Facultät, und nachher war er so standhaft. Mir macht es Freude mich Schleiermacher so offen entgegenzustellen bei aller sonstigen Unbefangenheit und Freundlichkeit.

18.

Berlin, 3. April 1816. — Ehrenberg schreibt an Rosa, bei Nicolovius schade Ihnen Ihr Rationalismus, der im Evagoras klar dargelegt sei. Schuckmann dagegen soll fest in seiner Aufklärung sein, und wenn er wüßte, daß Sie gegen die mystische Physik wären, so würde er Ihnen sehr hold sein. Gegen den Magnetismus hat er sich einmal öffentlich erklärt. Aber vielleicht kann er nur nicht wie er will. Ich bin sehr resignirt. Kommen Sie nicht hierher, so weiß ich daß ich über kurz oder lang von hier weggehe.

In der Facultätssitzung, von der ich Ihnen erzählt habe, ärgerte ich mich über Marheineke und Neander, daß sie dem Schleiermacher nachtraten, und erklärte mich offen über diesen Mangel an Selbständigkeit. Da sagte Marheineke: ich weiß nichts von Hegel, und muß wohl anderer Urtheil folgen; Sie wissen dagegen nichts als von Ihrem Fries. Ich erwiderte: so weiß ich doch etwas, Sie wissen aber gar nichts. Diese Feinde Ihrer Philosophie wollten doch den Kantianer Tennemann, wahrscheinlich weil sie ihn nicht so fürchten wie Sie. Die Unredlichkeit kommt bei ihnen der Unwissenschaftlichkeit gleich.

Soeben habe ich den Bericht unterschrieben. Er ist ganz nach Wunsch abgefaßt. Gott gebe sein Gedeihen.

19.

(Berlin, im Sommer 1816.) Viel Glück, lieber Fries, zu Ihrer Versetzung nach Jena. Es ist viel besser, daß Sie mich nach Jena ziehen, als daß ich Sie hierhergezogen hätte. Spannen Sie nur alle Segel auf und nehmen Sie Martin zu Hülfe. Der Großherzog von Weimar ist jetzt mein Mann, der König von Preußen hat es bei mir verdorben. Eichstädt will mir wohl, auch hat Goethe Recensionen von mir gelobt. Die Hauptsache ist freilich eine Vacanz, diese aber könnte sich bald ereignen, oder man gründet eine neue Stelle. Genug, ich habe Hoffnung mit Ihnen zusammen zu treffen und mein Sinn steht von Berlin weg. Wie könnten wir uns dort fern von Mystikern in die Hände arbeiten! wie könnten wir spatzierengehen und sprechen! Mit der Moral geht es besser als ich dachte; ich spinne denn doch so etwas heraus. Indessen hoffe ich, daß Ihre Hülfe unterwegs ist. Aus dem Meßkatalog sehe ich, daß Sie die praktische Philosophie herausgeben. Schön! lassen Sie sie nur bald sehen. Ihrer Frau wünsche ich zur Rückkehr ins Vaterland noch besonders Glück.

20.

Berlin, 2. Juli 1816. Also Du? lieber Fries! es wird mir etwas schwer, meinen so innig fast bis zur Ehrfurcht geachteten Lehrer wie meinen Bruder zu behandeln; doch es sei! Möge es uns inniger verbrüdern, wenn es möglich ist. Aber sonderbar kommt es mir vor, daß Du meine Verwendung im Senat für Dich so hoch aufnimmst. Kann es nicht auch Eigensinn und in jedem Fall Eigennutz gewesen sein?

In Deine Moral hoffe ich nun so ziemlich eingeweiht zu sein und ich thue mir darauf nicht wenig zu Gute. Nach meiner Art möchte ich damit gern bald herausfahren, ich werde aber noch warten bis Deine praktische Philosophie erschienen ist. Daß ich Dich in der Moral nicht weniger bewundere als in der Religionslehre versteht sich. Ich glaube auch unter den Studenten damit Glück zu machen. Meine strenge Zurechnungslehre leuchtet ihnen gegen den laxen Mysticismus Schleiermacher's besonders ein. Schleiermacher liest nämlich neben mir philosophische Ethik. Auch mit der Frequenz bin ich zufrieden, von circa 60—70 Studenten habe ich gegen 40 Zuhörer und sie sind ausnehmend fleißig.

Letzthin hätte sich beinahe eine Gelegenheit dargeboten nach Jena zu gehen. Man hat in Heidelberg Schott gerufen, er ist aber geblieben. Wäre er gegangen, so hätte es können Rath werden. Wir sollten zusammensein, um eine philosophisch-theologische Schule zu bilden.

21.

Berlin, 19. Juli 1817. — Von meinem Frieden mit Schleiermacher und dessen Dedication an mich wirst Du gehört haben. Wir wollen sogar eine kritische Zeitschrift für Theologie herausgeben. Indessen drückt mich dabei etwas was Du Dir wol selbst denken kannst; ich muß es aber unterdrücken, weil es für meine hiesige Wirksamkeit zu wichtig ist mit Schleiermacher in Frieden zu sein. Offenbar hat sich mein Wirkungskreis hier erweitert, und ich habe selbst Schleiermacherianer unter meinen Zuhörern in der Dogmatik.

— Deine glückliche Wirksamkeit in Jena läßt viel erwarten. Jena hat Schelling und Fichte berühmt gemacht, und wird es Dich hoffentlich auch machen. Gott, wenn die Wahrheit einmal in dieser menschlichen Gestalt einer Schulpartei aufträte! Hätte ich nur auch einen Mitarbeiter in der Theologie. Doch es wird sich noch alles machen.

22.

Berlin, 17. Dec. 1817. Schon längst, liebster Fries, hätte ich Dir gerne geschrieben, wenn ich nicht theils zu faul, theils zu verdrießlich gewesen wäre über die Wartburger Geschichte. Ich habe diese Sache von Deiner Rede bis zu Maßmann's Schrift u. s. w. mit unbefangener Liebe angesehen und habe meinen Sinnen nicht getraut, als ich fast von allen meines Kreises, meinen trefflichen Lücke (dem nichts fehlt als das Studium Deiner Lehre, da er deren Geist schon hat) ausgenommen, misbilligende Urtheile hörte. Doch muß ich auch Schleiermacher ausnehmen, der wenigstens die Handlung auf der Wartburg selbst vollkommen billigt. Dieser Mann wird mir überhaupt alle Tage liebenswerther, und ich halte ihn gar nicht für so entfernt von uns als es nach seiner Methode scheint. Ich brauche Dir keinen Trost zu sagen wegen Deines Criminalprocesses, der mir rein unbegreiflich scheint und von dessen Tendenz Du uns etwas hättest schreiben sollen; wenn Du ihn auch verlierst vor den Gerichten und vor der Menge, Du gewinnst ihn vor denen, die den wahren Geist kennen.

23.

Berlin, 22. April 1818. Deine Vertheidigung habe ich zur vollkommenen Befriedigung gelesen; gewissermaßen war sie freilich, zumal so spät, unnöthig; man hat die Wartburg so ziemlich vergessen. — Man sagt Görres habe sollen verhaftet und entsetzt werden, der Staatskanzler habe es aber durch die Drohung, seinen Abschied zu nehmen, verhindert. So hätte er die Cabinetsordre des Königs selbst sollen verhindern. Hegel kommt nun hierher. Ich fürchte ihn nicht, ich habe jetzt zu viel Einfluß unter den Studirenden meiner Facultät, und Schleiermacher verdunkelt ihn gewiß zu sehr. Aber welche Wuth haben die Leute auf eine solche Philosophie! Altenstein soll sehr für ihn sein.

24.

Berlin, 15. Dec. 1818. Mein lieber Freund, hier hast Du meine christliche Sittenlehre.*) Du wirst hoffentlich nicht irre an mir werden

---

*) Die Dedication (s. oben S. 197) ist vom 3. Dec. 1818 In dem frühern Briefe an Fries äußert sich De Wette über seine Zueignung seiner Dogmatik an Schleiermacher: „die Dedication, hoffe ich, wird Dir nicht misfallen. Die Moral will ich Dir widmen; da ich einmal angefangen habe zu dediciren, so mußt Du auch etwas erhalten, und zwar das beste.“

(ein Friesianer würde es), da ich die Sache auf die Spitze gestellt habe, und da anfange wo Du aufhörst. Aber ich bin fest überzeugt, daß ich es recht gemacht habe, und daß Du mich wieder findest wie ich immer bin, Dein Freund in Wissenschaft und Leben.

— An Hegeln will man nicht, doch zweifle ich nicht, daß er bald einige in sein Garn locken wird.

25.

Berlin, 20. Juli 1819. — Jung und Rödiger sind verhaftet, auch Wesselhöft und einige andere, und endlich Jahn. Was die Zeitungen sagen, und zwar officiell, wird Dir bekannt sein. Unter allen Biedermännern ist nur Eine Stimme über dieses Verfahren, durch welches Herr v. Kamptz triumphirt. Ich fürchte es läßt sich dies nie wieder gut machen und die gute Meinung ist für Preußen gänzlich verloren. Es wird dahin kommen, daß man die Collegienhefte der Studenten untersucht, um demagogische Grundsätze darin zu finden. Ich bin auch vernommen worden wegen einer Gesellschaft, die Plehwe montäglich hält, und die ich auch einmal besucht habe; man hält sie für einen politischen Verein. Es ekelt mich von dieser Sache weiter zu schreiben. Von Euch wünsche ich auch etwas zu wissen. Werden sie Dir nicht auch an den Kragen kommen? Ich muß erwarten, was sie mit mir vornehmen, ob ich nicht als Demagog verdächtig bin. O Jammer über unser armes Vaterland! Philister über die Riesen!

26.

Berlin, 5. Oct. 1819. Liebster Fries, an dem Tage, wo ich Deinen Brief erhielt, habe ich meine Dienstentlassung erhalten, nicht unerwartet. Mein Verbrechen ist jener Brief an die Mutter des Sand. Es thut mir leid für Dich denselben Schlag fürchten zu müssen. Was mich betrifft, so bin ich sehr ruhig im Vertrauen auf meine Unschuld, auf die Menschen und auf Gott. Was ich thun werde weiß ich noch nicht. Der Senat hat sich für mich verwandt, aber ich weiß sicher, daß es ohne Erfolg sein wird. Ich werde darauf denken, eine ganz neue Lebensordnung zu beginnen. Nächstens ein mehreres. Grüße meine Freunde und sprich zu meinem Besten. Dein treuer Freund

De Wette.

27.

Berlin, 19. Oct. 1819. Mein geliebter Freund, Deine Gelassenheit hat mir wohl gethan, und es war mir lieb zu hören, daß Dich dasselbe Schicksal noch nicht betroffen hat. Hier will man es schon wissen. Mein Verbrechen ist der Brief an Sand's Mutter, worin ich um sie zu trösten und das Andenken ihres Sohnes in seiner Familie vor Entehrung zu sichern, unter Misbilligung der That den Thäter entschuldigt habe, weil er, wie ich glaube, in Irrthum und aus redlicher Ueberzeugung und aus einer Leidenschaft gehandelt, welche in ihrem Ursprunge rein gewesen. Uebrigens habe ich wegen seines frühen Todes mit dem Gedanken getröstet, daß das Leben nicht nach seiner Dauer zu schätzen sei und daß diese That eben ein Zeichen dieser Lebensansicht und darum eine schöne Erscheinung sei. Genug, ich habe die Lichtseite der That herausgehoben *) und der Brief ist, wenn es nicht ein vertraulicher sein und bleiben konnte, der Misdeutung fähig. Meine summarische Vertheidigung, die ich dem Könige vorlegen lassen, hat die Misdeutung vollendet, und meine Bitte, mich vor sachkundigen Richtern vertheidigen zu dürfen, ist nicht gehört worden, sowie auch der Antrag des Senats, eine Untersuchung meiner Amtsführung anzuordnen. Ich habe nun unter Betheuerung meiner Unschuld vom König Abschied genommen, und erklärt, daß ich mich vor dem deutschen Publicum vertheidigen und die mir aufgelegte Strafe muthig tragen werde. Ob ich meinen Gehalt behalten werde, steht dahin; ich werde ihn nicht um den Preis auch nur der geringsten Erniedrigung annehmen. Du wirst dies alles vielleicht nicht billigen, aber ich hoffe Dich noch davon zu überzeugen.

Mein Plan ist nun, ich gehe von hier weg. Wo man mich so gemishandelt hat, kann ich nicht bleiben. Ich komme ins Weimarische; meine Familie schicke ich wahrscheinlich nach Heidelberg. Ich sehe Dich also bald. Die Actenstücke lasse ich drucken. Meine Muße widme ich der Ausgabe von Luther's Werken und einer großen Gesundheitsreise. Ich bin schon längst ein Leidensträger gewesen und der Zerfall meines Lebens verwundet mich darum weniger. Freunde habe ich längst gehabt und sie erproben sich schön; dies erhält mich.

---

*) Es verdient hier noch bemerkt zu werden, daß De Wette auf die erste Nachricht in einem frühern Briefe vom 29. März 1819 von Sand sagt: „schade daß ich ihn so wenig kennen gelernt."

28.

Basel, 16. März 1841.*) Mein lieber alter Freund, es ist einmal Zeit, daß ich Dir ein Lebenszeichen gebe und Dir für Deine Geschichte der Philosophie danke, mit der ich mich mit Unterbrechungen den ganzen Winter über beschäftigt habe. Während ich überall Deine Geschichtskenntniß bewundere, freue ich mich besonders über Deine Anerkennung des Christenthums in seinem wichtigen Einflusse auf die Entwickelung des menschlichen Geistes. Ebenso bedeutend und lichtvoll ist der Gedanke, daß die neuere Geschichte der Philosophie an die Fortschritte der Naturforschung geknüpft ist. Sehr tröstlich war mir die Zuversicht, mit der Du auf den künftigen Sieg der kantischen Philosophie hoffest, denn manchmal haben mich die Erfolge, welche die schelling-hegelsche Philosophie gehabt hat und die Verbreitung gewisser Ansichtsweisen in fast allen neuern Schriften wankend machen wollen, sodaß ich geneigt war anzunehmen, es sei doch manches Haltbare darin, während ich stets fest überzeugt bin, daß sowol Ausgangs- als Zielpunkt dieser ganzen Art zu philosophiren falsch sind. Dies hat wiederum die Straußische Dogmatik gelehrt, deren Resultate doch gänzlich trostlos sind. Um wieder auf Deine Geschichte der Philosophie zurückzukommen, so kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Du sehr oft unklar wirst, indem Du Dich zu rücksichtslos der abstractesten

---

*) In den 22 Jahren, welche zwischen diesem Briefe und dem vorhergehenden liegen, hatte De Wette zuerst die Jahre 1820 und 1821 in seiner Heimat Weimar in Fries' Nähe zugebracht und hatte dann Ostern 1821 den Ruf als Professor nach Basel angenommen. In seinen Briefen von dorther spricht er sich anfangs befriedigter aus, nachher folgen öfter Klagen über Einsamkeit und Gemeinschaftslosigkeit. In einem Briefe vom 6. Aug. 1839 heißt es: „Die Lehrerfreuden hat mir der Himmel sparsam zugemessen, und nicht selten die Demüthigung mir auferlegt, meine besten Schüler Pietisten werden zu sehen, z. B. Schinz den Herausgeber der evang. Kirchenzeitung in Zürich. Dafür habe ich aber auch einen Schüler, der für hundert gilt, Schenkel, Verfasser einer neulichst herausgekommenen Schrift über Strauß. Was mich an ihm vorzüglich auch freut, ist, daß er gerade durch diese Polemik von der Identitätsphilosophie zurückgekommen ist, die ihn doch ein wenig angesteckt hatte, und eingesehen hat, daß nur auf dem subjectiven Standpunkte die Wahrheiten des Christenthums behauptet werden können. In Ansehung der Philosophie suche ich mit großer Vorsicht und Bescheidenheit auf meine Zuhörer einzuwirken, denn eine lange Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Neigung der meisten der objectiven Philosophie zufällt. Es liegt in dieser Objectivität etwas so Täuschendes, daß sich selbst gute Köpfe irre führen lassen. Der Veitstanz der deutschen Philosophie sollte doch einmal ein Ende nehmen, und sie sollte endlich zur Vernunft zurückkehren; aber wir beide werden es wol nicht erleben."

philosophischen Formeln bedienst. Besonders wird Deine Polemik dadurch für die meisten Leser, die nicht vollkommen Dein System und Deine Sprache kennen, nicht genug überzeugend. Doch das sind leider alte Klagen, und die niemals auf Dich Eindruck gemacht haben, um Dich zu größerer Aufmerksamkeit auf Deine Schreib- und Darstellungsart zu bewegen. Gleichwol hoffe ich, daß dieses Werk dazu dienen wird, manchem die Augen zu öffnen, und wenigstens ist es ein würdiges Denkmal Deines Geistes für die Nachwelt.

29.

Wiesbaden, 8. Aug. 1842. Mein lieber alter Freund, so ist uns denn das erwünschte Wiedersehen geworden, aber wie so flüchtig und getrübt war es! Ich verließ Dich so ziemlich vereinsamt, verlassen auch von der zweiten Lebensgefährtin, die Deiner so würdig war. Doch dergleichen liegt in der Ordnung der Dinge und uns Männern ziemt nicht darüber zu klagen. Auch hast Du es immer verstanden die Lasten des Lebens leicht zu nehmen. Gott erhalte Dir die Heiterkeit des Geistes und die Kraft, den Kopf aufrecht zu tragen! Was mich freut und tröstet ist zu wissen, daß Du junge wissenschaftliche Freunde, Schüler und Geistesgenossen zur Seite hast, die Dir das Bewußtsein wach erhalten, daß Du nicht vergebens gearbeitet hast, während mich manchmal Kleinmuth und Verdruß beschleicht, ja der Wunsch in mir aufsteigt, die Theologie an den Nagel hängen zu können. Diese Reise, auf der ich so viele Beweise von Aufmerksamkeit und Anerkennung gefunden habe, hat mich ziemlich ermuntert und ich will mir fortan die Grillen aus dem Kopfe schlagen. Freilich fehlt mir von Seiten meiner Zuhörer die Ermunterung. Ich finde bei ihnen wenig Empfänglichkeit, und gerade die fleißigsten und ernstesten sind von einer Geistesstimmung, der meine Lehre nicht zusagt. Daraus und aus der herrschenden Stimmung der jungen Leute muß ich schließen, daß wir einem Zeitalter der Unwissenschaftlichkeit entgegengehen. Nun es sei, es wird auch wieder ein besseres kommen und dann wird uns vielleicht mehr Gerechtigkeit werden. An mir und meinem Namen liegt mir jedoch wenig oder gar nichts, das kann ich mit Wahrheit sagen. Wenn ich manchmal klage oder den Kopf hängen lasse, so ist es nicht verletzte Eitelkeit, sondern Gefühl des Mangels an Erfolg, der doch jedem Arbeiter zur Ermunterung dienen muß.

X. Fries' Selbstvertheidigung vom Jahre 1819.

Sich vertheidigen zu wollen, ehe man noch angeklagt ist, bleibt ein misliches, selbst Verdacht erregendes Unternehmen. Dennoch bin ich in der Lage eine solche Vertheidigung versuchen zu müssen, indem mich allzu scharf ausgesprochene Gerüchte verfolgen und allem Anschein nach selbst actenmäßig Verdacht auf mich fällt. Das Gerücht sagt: ich sei ein politischer Irrlehrer, Verblender der Jugend, habe politische Conventikel gehalten, aus denen Meuchelmörder hervorgingen, habe in ich weiß nicht was für welchen, aus meinen Schülern gebildeten und gefährlichen Verbindungen gestanden.

Dergleichen Beschuldigungen im allgemeinen können einen Lehrer der Philosophie, welcher die Geschichte kennt, nicht leicht beunruhigen. Lehrer der Philosophie sind zu allen Zeiten als Aufrührer, Jugendverführer, Gotteslästerer und Gottesleugner, Verderber aller bürgerlichen Ordnung, aller Sittlichkeit und Religiosität verschrieen worden. So wurden in Athen die Philosophen von den Sykophanten und den Priestern verfolgt, von den in der Volksgunst stehenden Komödienschreibern geneckt. Anaxagoras und Sokrates, Thomasius und Wolff hatten ähnliche Schicksale, und bei jedem hat das Urtheil der Nachwelt die noch so scheinbaren Beschuldigungen der Sykophanten verworfen und die Partei des Philosophen genommen. Aber selbstgewähltes Märtyrerthum ist Unsinn; ich halte mich daher der Regierung, deren Unterthan ich bin, verpflichtet, mich zu vertheidigen so gut ich kann, und sollte ich mir Unvorsichtigkeiten haben zu Schulden kommen lassen, dahin zu wirken, daß diese nicht für größer gehalten werden, als sie waren.

Ich habe, seitdem die Untersuchungen nach der Ermordung des Herrn von Kotzebue anfingen, kein Wort öffentlich über diese Dinge reden mögen, ich habe mich mit aller Zuvorkommenheit den Maaßregeln gefügt, welche meine Obrigkeit vor Austrag der Sache vorläufig in Beziehung auf mich für gut fand. Ich meinte so den Ausgang der Sache erwarten zu müssen. Allein während meiner Abwesenheit aus der Heimat bringt die Berliner Zeitung einen Brief von mir mit seltsamer Bezeichnung meines Namens zur Kenntniß des Publicums, und zwingt mich dadurch mein Schweigen zu brechen. Eine Abschrift dieses

Briefes wurde durch policeiliche Maaßregeln einem meiner Bekannten abgenommen und eine davon genommene Copie mir gerichtlich zur Anerkennung vorgelegt. Die Untersuchungscommission weiß, daß ich bei der Unrichtigkeit der darüber vorhergegangenen Aussagen juridisch gar nicht genöthigt war anzuerkennen. Ich gab indessen freiwillig jede für nöthig erachtete Auskunft. So gehörte dies Papier zu den Untersuchungsacten und kein Mensch auf Erden hatte vor Austrag der Sache das Recht außerhalb der actenmäßigen Mittheilungen der Behörden unter einander irgend einen Gebrauch davon zu machen. Selbst nach Austrag der Sache hätte, falls ich schuldig befunden werde, nur mein Richter, falls ich unschuldig befunden werde, nur ich das Recht einen anderweiten Gebrauch davon zu machen.

Die Mittheilung in der Berliner Zeitung ist also rechtswidrig. Sie ist aber auch sonst höchst unzweckmäßig. Es ist nämlich überhaupt ein sehr misliches Ding Privatpapiere, wenn es nicht auf Thatsachen sondern auf Meinungen und Ueberzeugungen ankommt, gerichtlich oder sonst öffentlich benutzen zu wollen. Man sagt zwar mit Grund, daß solche vertrauliche Aeußerungen die Herzensmeinung des Verfassers am besten verrathen. Allein doch offenbar nur dann, wenn man ihn versteht. Wie oft ist aber nicht dieses Verstehen unbekannten Dritten unmöglich. Wie schwer ist es, wie wenige Menschen vermögen es, sich hier auf den Standpunkt eines Fremden zu versetzen. Dem Bekannten deute ich mit einem Worte eine Sache, eine Meinung, eine Streitfrage an, die ich dem Unbekannten vielleicht nur klar machen kann, wenn ich ein ganzes Buch darüber schreibe! Ferner bei politischen Unterhaltungen, wie schwer ist es da, wenn ich mich in einen fremden Kreis dränge, zu unterscheiden, ob von allgemeinen theoretischen Raisonnements, ob von politischen Phantasien, ob wol gar nur von Sätzen für wissenschaftlichen Streit aufgestellt — oder im Gegentheil ob von Planen zur wirklichen Ausführung die Rede sei. Bringt man also dergleichen Aeußerungen dem Publicum oder gar den Klatschereien der Menge zur Beurtheilung, was anders als thörichter Misverstand, Verläumdung und Verketzerung kann davon der Erfolg sein.

So steht es ganz besonders mit meinem in Frage stehenden Briefe. Dieser war für einige meiner näheren Bekannten bestimmt und ist für jeden mir entfernter stehenden durchaus unverständlich, wenn ich nicht erst weitläuftige Erläuterungen dazu gebe. Wer ihn ohne nähere Erläuterung unter den weitläuftigen Erzählungen von demagogischen Verbindungen in Deutschland liest, kann durch die Form der Anrede leicht verführt werden zu meinen, daß er an die Mitglieder einer solchen

Verbindung gerichtet sei, da er doch nie an irgend eine Verbindung gerichtet wurde, sondern nur an einige meiner Freunde, und da ich doch von der Existenz jener demagogischen Verbindungen nie etwas wußte noch weiß. Wenigstens kann er sehr leicht den Verdacht erregen, als sei er bestimmt einer gesetzwidrigen gesellschaftlichen Verbindung guten Rath zu geben, da ich doch im Gegentheil nur gegen alle gesetzwidrigen Verbindungen war. Besonders noch da er in den Acten mit den Angaben über eine Gesellschaft in meinem Hause zusammengestellt ist, welche das Gerücht zu einem politischen Conventikel gemacht hat; und doch ist der Brief vor dem Anfang dieser Gesellschaft geschrieben und gar nicht an sie gerichtet. Endlich wer ohne nähere Erläuterung das Ende desselben liest, kann leicht meinen, daß ich Wunder wie erhitzte und gefährliche politische Ansichten hätte. Ich will mich daher vor denen, deren Urtheil über mich mir wichtig sein muß, rechtfertigen: 1) darüber, daß meine staatswissenschaftlichen Ansichten dieselben ruhigen und gemäßigten geblieben sind, welche ich seit 16 Jahren öffentlich ausgesprochen habe und daß das Ende dieses Briefes dem nicht widerstreite; 2) darüber, daß ich keine gesetzwidrige gesellschaftliche Verbindung veranlaßt oder begünstigt habe.

Was nun das erste betrifft, so muß ich vor denjenigen, welche mich als öffentlichen Lehrer beurtheilen sollen, mein Recht feierlich verwahren, daß ich, der ich seit 16 Jahren unter so verschiedenen äußern Verhältnissen politischer Schriftsteller bin und immer denselben gemäßigten Ansichten treu blieb, nicht einseitig nach einer kleinen so leicht miszudeutenden Privatmittheilung, sondern nach dem Ganzen meiner öffentlichen Thätigkeit beurtheilt werde.

Meine letzten Sätze in dem zu den Acten genommenen Briefe geben, freilich aus den Verhältnissen gerissen, für die sie geschrieben waren, den besten Stoff für gesellschaftliche Unterhaltung zur Verketzerung meiner geringen Person. Dort steht geschrieben: Ich hasse die Priesterschaft. (Hört den Gotteslästerer!) Ich hasse den Ahnenstolz und die Judenschaft. (Hört den Aufrührer!) Ich hasse die Dienstwonne der Residenzen. (Hört den Demagogen!) Das Volk sei das Heer und der Herr. (Hört den Fürstenfeind!) Und was bedeuten denn diese wunderlichen Formeln? Denen, denen ich sie sagte, etwas sehr unverfängliches und leicht verständliches. Meine Schuld ist es aber nicht, wenn sich andere Leute damit belustigten oder sich damit den Kopf zerbrachen.

Die Sachkenner nämlich wissen, daß in dem Staatsrecht unserer Schulen Lehren von den Staatsgrundverträgen und dem Gesetzgebungs-

recht jedes Activbürgers sehr gewöhnlich sind, deren consequente Anwendung unvermeidlich auf die Theorie führt: demokratische Verfassung, in der alle Beamten nur durch Volkswahlen ein und abgesetzt werden, sei die einzig gerechte; Erbadel und Erbmonarchie seien ungerecht u. s. w. Diese oder ähnliche Consequenzen haben auf eine sehr natürliche Weise schon so manchen jugendlichen Geist auf falsche Ansichten vom Staat gebracht und bestimmten auch neuerdings die Phantasien von einem deutschen Freistaat, die aus den Acten bekannt sind. Ich fand solche Ansichten bei mehreren jungen Leuten, die eben nicht meine Schüler waren. Da ich nun seit 16 Jahren in Druckschriften gegen diese falsche Theorie streite und eben so wiederholt in Vorträgen, so mußte es mich interessiren, auch diese Freunde eines bessern zu belehren. Wenn man aber im wissenschaftlichen Streit jemand nicht überschreien sondern überzeugen will, so muß man ihm so nahe treten wie möglich, und der Erfahrnere muß zu zeigen suchen, bis wie weit man noch einig sei. So war es für mich sehr zweckmäßig, durch kurze Sätze bei dem meinen Freunden wohl bekannten Streit zwischen uns (der freilich nicht in den Acten vorkommt) anzudeuten, worin das uns gemeinschaftliche Interesse bestehe.

Daher nannte ich ihnen zuerst einige von den damals ohne Widerrede einer Regierung in Deutschland zur Sprache gebrachten neuen Ideen, die mir wichtig und richtig schienen, nämlich: gesetzliche Preß- und Sprechfreiheit; das öffentliche Verfahren vor Gericht; Einigkeit der Deutschen in Beziehung auf Recht, Handelsverkehr und Vertheidigungskrieg; Selbständigkeit der Gemeinde-Verwaltungen; neues Leben in den Volksfesten; Keuschheit und höhere Achtung des Familienlebens; die von Jahn angefangenen Turngesellschaften und die Nachahmung einiger Disciplinargesetze auf englischen Schulen, wo man unter höherer Aufsicht der Jugend selbst Antheil an den sie betreffenden gerichtlichen Beurtheilungen und gesetzlichen Bestimmungen gibt. Daneben nun stellte ich eine andere Reihe Sätze, um anzudeuten und zu beschränken, wie wir im Tadel bestehender Lebensverhältnisse zusammenstimmten. Ich sagte: ich hasse die Priesterschaft, d. h. nach jener von mir verworfenen staatsrechtlichen Theorie soll das Privilegium der Geistlichkeit ungerecht sein; ich behaupte dagegen nur: für unsere Geistesbildung soll es keinen Stand der Priester als Laien oder Brahminen mehr geben, der sich der Gottheit näher verwandt hält als das übrige Volk; aber wohl einen eigenen Stand der Bildung und Erziehung des Volks für Sittlichkeit und Frömmigkeit. Ich hasse den Ahnenstolz und die Juden-

schaft, d. h. nicht das Institut eines Erbadels sondern die Roheit und Ausartung desselben ist ungerecht und diese besteht bei uns vorzüglich in der gesetzlichen Anerkennung der Misheirathen und daher gänzlichen familienweisen Ausscheidung des Adels vom übrigen Volk. Ganz nach demselben Grund, nach welchem die Judenschaft als eine familienweise vom übrigen Volk getrennte Handelskaste auf das öffentliche Wohl nachtheilig wirkt. Ferner, ich hasse die Knechtsfreude, die Dienstwonne der Residenzen; damit zielte ich weniger auf die von vielen und auch von mir früher ausgesprochene Meinung, daß es vortheilhaft sei den Hofdienst vom Staatsdienst ganz zu trennen, wie sich dies unter einer Verfassung, welche Verantwortlichkeit der Minister zum Gesetz macht, bald von selbst der That, wenn auch nicht der Form nach geben wird, sondern ich deutete nur auf die Wonne des Lakaienstolzes und die darin sich zeigende niedrige Gesinnung, deren Lächerlichkeit und Widerwärtigkeit auf unsern Schaubühnen ja so oft gemalt wird. Dann habe ich mich noch gegen das Vornehmthun mit fremden Sprachen erklärt und sage endlich: das Volk sei das Heer und der Herr. „Das Heer" ist ein Wort für die Landwehrordnung im Gegensatz gegen den ehemaligen Dienst im stehenden Heer; „der Herr", das ist wenigstens ein Satz Friedrich des Großen, welcher den Souverain den ersten Diener des Staats nennt. Allerdings können wir im Staate den Souverain den Herrn jedes Einzelnen nennen. Allein ist er dies nicht eben darum, damit er um so sicherer dem Ganzen zu dienen vermöge? Eigentlich ist doch nirgendwo der der Herr, welcher verwaltet, sondern der, für dessen Wohl verwaltet wird. Der Souverain aber soll für das allgemeine Wohl des Volks verwalten. So galten mir diese Sätze, und ich habe denn manchfach freundschaftlich und nicht ohne Erfolg gegen die einseitigen demokratischen Phantasien gestritten.

Diese magere Reihe von Sätzen nennt nun das Gerücht aus den Acten mein politisches Glaubensbekenntniß, wiewohl im ganzen Briefe nicht ein Wort von meinem Glaubensbekenntniß vorkommt.

Mein politisches Glaubensbekenntniß habe ich schon lange und wiederholt drucken lassen. Jeder Unparteiische wird finden, daß es im Jahr 1803 dasselbe war, wie im Jahr 1816 und 1818. Selbst meine Gegner werden es weder erhitzt noch gefährlich finden. So ist es in meiner philosophischen Rechtslehre von 1803, in meiner kleinen Flugschrift von 1813, in meiner Schrift vom deutschen Bunde 1816 und in meinem Handbuch der praktischen Philosophie 1818 zu lesen.

Ich habe schon im Jahr 1803 zu zeigen gesucht, daß es keine Theorie einer einzig gerechten Staatsverfassungsform geben könne, indem einem jeden Volke nur durch seine Geschichte seine eigenthümliche Verfassung werde und nicht die Form sondern der Geist in Regierung und Volk die Gerechtigkeit bestimme. Ich habe im Jahr 1813 (Bekehrt Euch S. 23) drucken lassen: „Wer unter uns sich jetzt besinnt, wird leicht einsehen, daß in unserm öffentlichen Leben manche Aenderung zu wünschen sei. Aber laßt uns dabei wohl bedenken, in welchem Geiste wir diese Aenderung wünschen sollen. Der Glaube an Völkerwillen, Vaterlandssinn und Religionseifer wird uns dabei führen. Man kann manche schöne Idee der allgemeinen Freiheit, leicht das Hemmende in bestehenden Formen nachweisen. Aber damit ist jene Idee uns noch nicht vollgültig gelobt, die einschränkende Form nicht triftig getadelt. Denn gar manchfaltig stehen die Stufen der Ausbildung des Menschengeistes im Völkerleben über einander. Schweift nun dein Blick zu unbestimmt in philosophische Ideale, so können ihm leicht herrliche Ideale erscheinen, gleich dem des allgemeinen Friedens, die ihn täuschen, als wären sie unmittelbare Aufforderungen an seines Volkes Leben. — Und sind's doch nicht! Gar mancherlei Schranken müssen wir schonen, unsere Wünsche mäßigend, denn nur so gelingt unter den Menschen das Gute. Seht Euch um, welches ist der gewöhnliche Lauf der Revolutionen? Blickt in die Geschichte! Ungestümes Andrängen der Völker gegen unleidliche Bedrückung führt die Umwälzungen herbei; die alten Formen weichen dem gewaltigen im Gemeingeist lebenden Volkswillen. Wo aber die Mäßigung gebricht tritt anstatt der Besserung Anarchie ein. Bald fürchtet das Volk deren Schrecken, wünscht nun um jeden Preis Ordnung zurück und erkauft sie meist für Despotismus. Doch lange erträgt ein kräftiges Volk diesen nicht. Mit größerer Mäßigung widersetzt es sich jetzt nochmals, und dann werdet ihr Ordnung und Verwaltung gewählt sehen, denen sehr ähnlich, die vor der Revolution bestanden, doch wenn es gut geht in vielem verbessert. Darin liegt Euch die große Warnung: Mäßigung, Mäßigung in allen Dingen des öffentlichen Lebens! Nie gelingt unmittelbar eine rasch unternommene Umwälzung der Staaten! — Darum also, weil wir manche Aenderung wünschen, laßt uns zuerst das Lob guter alter Sitte aussprechen, in der wir ja allein Deutsche sind, haben, wessen wir uns freuen können, Vaterland und Volksehre. Unser ist unsere Sprache. — Unser ist das deutsche Reich in seiner Theilung in mehrere Staaten doch unter dem Reichsverband. — Einzig r solcher Eidgenossenschaft des deutschen Bundes vermag der deutsche

Geist neu zu erstarken, und in fröhlicher Jugend wieder aufgelebt zu gedeihen. Diese Theilung in kleinere Gebiete spendete die Bildung unter uns an alles Volk, gab uns unsern eigenthümlichen republikanischen Sinn, unsere Publicität, unsere Vorurtheilsfreiheit.

Ich will Euch hier unsere Form nicht loben, weil sie besser sei als englische, gallische, italienische oder welche sonst, sondern weil sie gut ist und deutsch.— Die Art, wie in Regierung, Wissenschaft und Kunst durch diese Theilung das Höchste und Feinste dem Niedrigsten und Schwächsten so nahe gebracht wurde und werden mußte, gab unserer Bildung das eigenthümlich Schöne, vielleicht noch nicht genug Erkannte. — Formen sind gleichgültig, nur der Geist entscheidet; aber schonet die Form, welche ihr habt, damit der Geist regieren könne! Gerade die Theilung in die Kurfürstenthümer und Fürstenthümer war die dem Republikanismus dienende und eigenthümliche Form des Staates. Einige größere, viele kleinere Fürstenthümer, dann unabhängige Städte, bildeten zusammen Euer deutsches Reich, wundervoll in Manchfaltigkeit und Reichthum der Gestalten Eures bürgerlichen Lebens. Seht nun, wie jetzt ein jeder sich seine alte Form wieder wünscht, jeder sich für das Seine waffnet. Ich bitte Euch, dabei bleibt im Großen! Stört das nicht! Aendert, aber ändert nicht gewaltthätig.

So habe ich in der Zeit der größten politischen Fermentation in Deutschland öffentlich geredet. Selbst in jener Zeit, wo Männer von dem größten Einfluß auf die Geschäfte die lebhaftesten Unitarier waren, war ich es nicht. Und die Geschichte hat hier wenigstens mein Urtheil über die deutsche Geschichte bestätigt. Doch wenn jemand jetzt nach meinem politischen Glaubensbekenntniß fragt, so bitte ich ihn, meine Schrift vom deutschen Bund und deutscher Staatsverfassung zu lesen. So wie dort geschrieben steht, denke ich über deutsche Staatsangelegenheiten und habe davon gelehrt! — Und wer dann etwa nicht Gelegenheit hat, mein Buch selbst anzusehen, den verweise ich auf das, was der kürzlich verstorbene Herr von Cölln (Friede sei mit seiner Asche) im Sommer 1817, als noch keine Leidenschaftlichkeit gegen mich aufgeregt war, über dieses mein Buch im ersten Bande der Rückblicke auf die Literatur der Jahre 1816 und 1817 hat drucken lassen. Dieser Mann, dessen politische Ansichten doch wol niemand excentrisch, niemand unitarisch finden wird, ist fast durchgehends mit meinen Ansichten einverstanden; ja er empfiehlt mein Buch nicht nur Anfängern in der Wissenschaft, sondern selbst geübten Staatsmännern.

Was ferner meine persönlichen Verhältnisse zu den Studirenden

betrifft, so ist es wahrlich schwer, schwankenden, schlecht begründeten Gerüchten zu widersprechen. Indessen ich muß auch dies versuchen.

Man erzählt mir, es seien gesetzwidrige, wol gar verbrecherische Verbindungen unter meinen Schülern entdeckt worden. Habe ich denn eine Schule? Die Zahl derjenigen, die man schlechtweg meine Schüler nennen kann, ist besonders unter den Studirenden sehr gering. Einige wenige derselben wurden nach der Ermordung des Herrn von Kotzebue in Untersuchung gezogen, einige auch verhaftet. Alle diese sind, ohne daß irgendein Vorwurf auf ihnen haften blieb, wieder entlassen worden. Eine weit größere Zahl der damals in Untersuchung gezogenen und der Verhafteten waren nicht meine Schüler, aber wohl mir näher bekannt. Haben unter diesen geheime oder verbotene politische Verbindungen bestanden, so weiß ich's nicht; nur soviel weiß ich, daß meine näheren Bekannten unter ihnen mir wiederholt die Versicherung gaben, daß keine geheime, keine besondere Verbindung unter ihnen bestehe oder bestanden habe. Das aber weiß ich wohl, daß mehrere unter diesen eine entschiedene Vorliebe für die ebenerwähnten staatsrechtlichen einseitig demokratischen Theorien hatten und demgemäß manche theoretische Phantasien ausbildeten. Allein meine Pflicht ist nicht bei der Jugend den Angeber zu machen, sondern sie zu ermahnen und zu belehren, wo ich kann. Dieses habe ich redlich gethan, auch ohne die Gefahr zu scheuen, daß ich dafür verketzert und mit meinen wissenschaftlichen Gegnern verwechselt würde. Zudem waren diese mir Bekannten meist nicht einmal Jenaische Burschen.

Meiner Meinung nach wird es unter der Jugend immer eine Anzahl geben, welche sich lebhaft für öffentliche Angelegenheiten in dem Staat interessirt. Die eigenthümliche dahin gehörende Anregung in unserer Zeit ist weder gegeben noch erhalten worden von uns Professoren, sondern deren Schuld tragen die Schlachten an der Katzbach, bei Dennewitz, Leipzig und Waterloo. Nehme wer da will den Schatten des Fürsten Blücher und Bülow's in Anspruch. Wahrlich, zu viel Ehre für mich, mit diesen verwechselt zu werden.

Meiner Meinung nach ist das Schicksal der Ausbildung unsers Geistes, daß wir vom Irrthum zur Wahrheit gelangen sollten. Die ersten jugendlichen Versuche der Forschung werden daher dem Irrthum am meisten ausgesetzt sein. Daher wunderte mich nicht falsche politische Theorien von der Jugend vertheidigen zu hören; ich fand dies nicht bestrafenswerth, sondern hielt es für die Pflicht des ältern Freundes die Hand zur Belehrung zu bieten. Nur wenn der Irrende sich zu gesetzwidrigen Handlungen hinreißen läßt, oder andere dazu auffordert,

wird er strafenswerth. Mir ist aber nie eine gesetzwidrige That eines meiner Bekannten vor ihrer Ausführung bekannt geworden. Und auch nachher weiß ich von keinem einem Studenten zur Last fallenden Staatsverbrechen außer der Ermordung des Herrn von Kotzebue und der höchst unbesonnenen Ausstreuung des berüchtigten Zettels „Deutschlands Jugend an die deutsche Menge“, wenn anders die Gerüchte, daß diese letztere durch Studirende geschehen sei, gegründet sind.

So war denn jener mein zu den Acten genommener Brief eine Folge meiner Bemühungen auch außer den Lehrstunden ermahnend oder belehrend auf junge Leute einzuwirken. Mehrere fragten mich in Beziehung auf mancherlei Plane, die sie unter sich für ihre gesellschaftliche Unterhaltung besprochen hatten, was ich dazu meine, ob sich nicht ebenso wie die (damals noch von keiner Regierung gehinderten) Turngesellschaften in Leibesübung ihre Unterhaltung suchten, auch für geistige Zwecke gesellschaftliche Vereinigungen von Bedeutung bilden ließen. Wer nun unparteiisch den ersten Theil meines Briefes ansieht, wird, wenn ihm auch die Darstellung noch so wenig gefällt, nur meine Antwort darin finden, daß eine solche Gesellschaft nur eine freie freundschaftliche bleiben müsse, eine öffentliche, ohne Geheimniß, ohne Verbrüderung, daß sie den Staat nicht betreffe sondern nur gleichsam eine religiöse sei, zu freier gegenseitiger geistiger Selbstverständigung. So liegt in meiner Absicht gewiß nicht das mindeste verfängliche.

Zu demselben Zweck der freundschaftlichen Belehrung übernahm ich im Spätjahr 1818 denn auch das Conversatorium, über welches mir die Gerüchte so viel sonderbares von mir nie erlebtes erzählen. Bald nach den Unterredungen, die jener Brief betrifft, ersuchten mich nemlich einige Studirende ein Conversatorium über praktische Philosophie anzufangen. Ich that dieß im November und December zweimal die Woche, wurde aber nachher durch Krankheit an der Fortsetzung gehindert. Antheil daran konnte nehmen jeder meiner näheren Bekannten unter den Studirenden, so daß die Gesellschaft nicht jedesmal dieselbe war. (Ich dächte denn doch eine wunderliche Einrichtung für geheime Verbindung und gesetzwidrige Absichten!) Die Form der Unterhaltung war ganz wissenschaftlich. Zwei sprachen über ein auserwähltes Thema aus Pädagogik, Moral, Rechtslehre oder Religionslehre, zuerst gegen einander, dann konnte auch jeder andere seine Meinung dazu sagen, und ich behielt mir nur vor ausgleichend und wo möglich berichtigend dazwischen zu sprechen. Da ich so bald wieder aufhören mußte, so wurde zur gegenseitigen Verständigung nur ein

kleiner Anfang genommen, und wir vertrieben uns den größten Theil der Zeit mit einigen psychologischen Betrachtungen über den menschlichen Willen und über die Grundbegriffe von Recht und Sittlichkeit. Ein für jeden Fremden so unbedeutender Versuch zu wissenschaftlichen Unterhaltungen würde niemals Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, wenn nicht Sand an diesen Unterhaltungen Theil genommen hätte. Ich erinnere mich indessen nur eines Abends, an dem er lebhaft Theil nahm, als nemlich über das Verhältniß der positiven Religion zur sogenannten natürlichen Religion gesprochen wurde. Wer hier die Wahrheit frei von Misdeutungen und falschem Verdacht betrachtet, wird mir auch hier keinen Vorwurf machen mögen.

Die einzige Studentenverbindung, deren ich mich je angenommen habe, war die Gesammtheit aller Jenaischen Burschen, als diese den Jenaischen akademischen Gesetzen nicht zuwider war, d. h. vor ihrer Aufhebung durch großherzoglichen Befehl. Ich interessirte mich für diese aus folgenden Gründen. Ich habe seit 24 Jahren die gesellschaftlichen Verhältnisse der Studirenden auf unsern hohen Schulen fast ununterbrochen beobachtet. Da ich als Student auf die Universität kam, fand ich das politische Interesse unter den Studenten sehr allgemein, die Phantasien darüber angereizt durch die französische Revolution sehr wild, die Vorlesungen über Politik und Naturrecht weit mehr besucht als jetzt, und die Theorien der Lehrer zum Theil viel excentrischer als jetzt wol irgendwo. Wenige Jahre zuvor waren neue scharfe Gesetze gegen alle geheime Studentenverbindungen gegeben worden, weil man einige Verbindungen mit Mainzer Clubisten entdeckt hatte und Jakobinische Umtriebe fürchtete. Demungeachtet wucherten solche sogenannte geheime Verbindungen damals üppig auf den meisten Universitäten und hatten zum Theil höchst extravagante politische Grundsätze in ihren Statuten. Allein auf das Leben erhielten alle diese politischen Phantasien gar keinen Einfluß. Als nachher die republicanischen Franzosen einen großen Theil von Süddeutschland durchzogen, so ist gewiß durch diese Verbindungen die alliirte Armee nicht um eine Muskete ärmer geworden. Wer die Verhältnisse näher kennt wird auch nie meinen, daß die Studentenverbindungen zu seinem festen Plan im guten oder schlimmen nach außen werden benutzt werden können. Ihre Launen und Formen sind dafür viel zu unbestimmt, da nicht leicht einer länger als ein bis zwei Jahr darin thätig bleibt und in drei Jahren schon eine ganz neue Generation da ist. Nur für die gesellschaftlichen Verhältnisse der Studenten selbst, dadurch für Charakter,

edle oder unedle Lebenseinsicht, feinere oder rohere Sitte, sind sie höchst wichtig.

Hier nun wirken die verbotenen Gesellschaften zweifach verderblich. Sie haben erstens einen nachtheiligen Einfluß auf das Ehrgefühl der Jugend, indem sie bisher alle die Lüge vor Gericht begünstigten. Entweder erlaubten sie ihren Mitgliedern oder sie geboten ihnen gar vor den Behörden unehrlich zu seyn. Dazu kommt, daß auch jeder Lehrer, der sich der gesellschaftlichen Verhältnisse der Studirenden freundschaftlich annehmen will, sich bei verbotenen Verbindungen compromittirt, indem er immer halb gegen das Gesetz handelt. Zweitens diese Verbindungen sind die Ursache aller groben Unordnungen auf den Universitäten gewesen, indem sie parteienweise Händel der Studirenden unter einander veranlassen.

Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß die Regierungen diese Uebel durch Gesetze nicht zu beseitigen vermögen. Sollen sie gehoben werden, so muß es durch eine von der Jugend selbst ausgehende Umbildung der Sitten geschehen; die Studirenden müßten sie selbst nicht mehr wollen. Dazu schien mir neuerdings Hoffnung dagewesen zu sein.

Das politische Interesse unter den Studirenden, scheint mir, hatte sich seit dem Frieden von Amiens außerordentlich vermindert, indem sich die unruhige Stimmung der Jugend von der Vorliebe für die französische Revolution allmählig zur Vorliebe für die Selbstständigkeit Deutschlands herumwandte. Das Jahr 1812 entschied dies plötzlich. Das neue politische Interesse wurde lebhafter als jedes frühere. Man nahm die Studirenden in die Reihen der Krieger auf, und so kamen sie nicht mit wilden Phantasien sondern mit Erfahrungen und einem ernsten Blick auf die öffentlichen Angelegenheiten wieder zu uns zurück. Die Allgemeinheit dieses Interesses verminderte sich natürlich bald wieder, indessen blieb es doch immer noch bedeutend genug. Und auch dies bleibende Interesse ist meiner Beobachtung zufolge weit ernster, vernünftiger, geordneter als jenes alte. Ich habe jene wilden Revolutions-Phantasien gar nicht mehr vernommen, die ehedem so gewöhnlich waren; ich fand anstatt dessen überall eine ernstere Vorliebe für gesetzliche Ordnung und Ehre.

Dabei schien mir aber doch ein großer Fehler, daß so wenig Lust zu einem ernsten anhaltenden Studium der theoretischen Staatswissenschaften vorhanden war. Dagegen suchte ich meines Theils zu wirken. Aber eben dieser Mangel scheint mir auch die jetzigen Irrungen hervorgebracht zu haben. Wenn seinem eigenen Nachdenken überlassen der junge Mann in unsern 600 Handbüchern des Natur-

rechts liest: jeder Mensch hat das Urrecht zu thun und zu lassen, was er will; jeder Mensch hat das unveräußerliche Urrecht nur unter Gesetzen zu stehen, die er sich selbst gegeben hat; jeder Activbürger soll Mitgesetzgeber im Staate sein; so kann ich es ihm nicht verübeln, wenn er gescheut genug ist einzusehen, daß dann unsere bestehenden Verhältnisse nur mit inconsequenten Flickwerken beschönigt werden, wenn er richtiger schließt: die demokratische Verfassung ist die einzig gerechte, nur einige nordamerikanische Freistaaten haben unter den wirklich bestehenden Staaten wahre Verfassungen. So lange diese und die ähnlichen falschen Theorien nicht aus unsern Schulen durch richtigere verdrängt werden, wird jede äußere Veranlassung, welche das politische Interesse wieder weckt, dieselben alten Irrungen wiederkehren lassen. Als die jungen Leute nun erfahrener und ernster aus dem Kriege auf die hohe Schule zurückkehrten, bildete sich unter ihnen ein Bestreben, welches in der Geschichte der deutschen Jugend immer als ein schöner Zug stehen bleiben wird. Die Jugend selbst wollte Einigkeit unter sich anstatt der frühern Spaltungen; sie wollte richtiges Ehrgefühl, indem sie die Spielerei mit Zweikämpfen zu beschränken suchte und wünschte den akademischen Gesetzen gemäß und nicht in verbotenen Verbindungen zu leben; sie achtete die Wahrhaftigkeit vor Gericht, sie strebte nach Feinheit und Veredlung ihrer geselligen Sitten. So bildete sich die Jenaische Burschenschaft ohne Widerspruch mit unsern akademischen Gesetzen. Sie war von patriotischen Gefühlen belebt, aber ihre Zwecke gingen auf das Studentenleben und nicht auf schwindliche politische Plane; ich habe nie die Anmaßlichkeit bei dieser Jugend gefunden, daß sie als Lernende schon hätten werkthätig in das Staatsleben eingreifen wollen.

So glaubte ich mich einem edeln Geiste zu befreunden, als ich mich für diese Bestrebungen interessirte. Dabei bin ich noch überzeugt, daß wenn es gelungen wäre, diese gesellige Ordnung in Ruhe zu erhalten, dadurch die akademische Polizei ungemein erleichtert und begünstigt worden wäre. Endlich für den Staat konnte diese Anordnung nie gefährlich werden, weil diese Verbindungen das Licht suchten und öffentlich sein wollten. Oeffentliche Gesellschaften sind aber den Regierungen nie gefährlich, denn sie können leicht beobachtet werden, und wenn man sie schädlich zu halten anfängt sind sie durch ein Gebot aufgehoben, wogegen Gesetze gegen geheime Verbindungen in der Regel gar nichts helfen. Dieses haben die Turngesellschaften und die Jenaische Burschenschaft neuerdings wieder bewiesen. Wie lebhaft sich gleich ein Theil der Jugend für diese Verbindungen interessirte, ein

Befehl der Regierung langte hin, um sie ohne Widersetzlichkeit verschwinden zu lassen.

So habe ich klar und unumwunden den ganzen mich betreffenden Thatbestand dargelegt. Ich glaube der Unparteiische wird meine Absicht nicht tadeln können. Gegen jede anderweite Anschuldigung protestire ich feierlich. Sollte mir jemand sonst etwas zur Last legen wollen, so läßt er sich durch Misdeutungen und falschen Schein täuschen. Mag endlich die Gegenwart über meine Bestrebungen urtheilen, wie es mein günstiges oder ungünstiges Schicksal fügen wird, — des Urtheils der Nachwelt bin ich gewiß.

XI. Verzeichniß aller im Druck erschienenen Schriften und Aufsätze von Fries.

1798.

Ueber das Verhältniß der empirischen Psychologie zur Metaphysik. Propädeutik einer allgemeinen empirischen Psychologie. Von der rationalen Seelenlehre. Abriß der Metaphysik der innern Natur. Allgemeine Uebersicht der empirischen Erkenntnisse des Gemüths. Diese fünf Aufsätze stehen anonym im Bd. 3 von C. Chr. Erhard Schmid's psychologischem Magazin. Jena 1798. S. 156—402.

1800.

Versuch einer Kritik der Richter'schen Stöchiometrie, und eine Abhandlung über Licht und Wärme, in Alex. Nic. Scherer's Archiv für theoretische Chemie. („Die erste Arbeit erkenne ich an, die andere taugt gar nichts", sagt Fries.)

1801.

Dissertatio philosophica de intuitu intellectuali. Quam pro facultate docendi d. 30. Oct. publice defendet J. F. Fries, socio assumto W. M. Wlokka, Pisarzowiano. 44 S.

1803.

Regulativ für die Therapeutik nach heuristischen Grundsätzen der Naturphilosophie aufgestellt. Leipzig. 140 S.

Reinhold, Fichte und Schelling. Leipzig. 324 S.

Philosophische Rechtslehre und Kritik aller positiven Gesetzgebung, als Beleuchtung der gewöhnlichen Fehler in der Bearbeitung des Naturrechts. Jena. XX u. 179 S.

Sonnenklarer Beweis, daß in Prof. Schelling's Naturphilosophie nur die von Hofrath Voigt in Jena schon längst vorgetragenen Grundsätze der Physik wiederholt werden. Leipzig. 56 S.

1804.

System der Philosophie als evidente Wissenschaft. Leipzig. XX u. 386 S.

Recension von „Troxler's Versuchen in der organischen Physik" in Nr. 137, und von Oberreich's „Darstellung der Erzeugungstheorie" in Nr. 146 der Leipz. Lit. Zeitung.

1805.

Wissen, Glaube und Ahndung. Jena. XVI u. 327 S.

Recension von Kilian's „Innerer Organisation der Heilkunst" in Nr. 2 der Leipz. Lit. Zeitung.

1807.

Neue Kritik der Vernunft. Thl. 1—3. Heidelberg. L u. 1066 S.

Fichte's und Schelling's neueste Lehre von Gott und der Welt. Daselbst. 80 S.

Atomistik und Dynamik in Daub's und Creuzer's Studien. Bd. 3. S. 201—235.

1808.

Selbstanzeige seiner Kritik der Vernunft in der Abth. 1 der Heidelberger Jahrbücher. Jahrg. 1. S. 241—255. (2. Auflage.)

Recension von J. F. E. Lotz, über den Begriff der Polizei (Hildburghausen 1807) in Abth. 2 der Heidelberger Jahrbücher. Jahrg. 1, S. 44—61.

Recension von A. Bauer's Lehrbuch des Naturrechts (Marburg 1808). Daselbst S. 90—93.

Recension von Schmalz' Rechtsphilosophie (Halle 1807). Daselbst S. 93—96.

Recension von W. Butte's Polizeiwissenschaft. Th. 1 (Landshut 1807). Daselbst S. 100—105.

1811.

System der Logik, ein Handbuch für Lehrer und zum Selbstgebrauch. Heidelberg. 141 u. 596 S.

Tradition, Mysticismus und gesunde Logik oder über die Geschichte der Philosophie. 1) Vom Zweck und Wesen der Geschichte der Philosophie. 2) Ueber die Stufen der Entwickelung, welche die Geschichte der Philosophie durchlaufen muß. In Daub's und Creuzer's Studien Bd. 6. S. 1—73. 331—446.

Recension von Fichte's „Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umriß", in den Heidelberger Jahrbüchern Nr. 9. S. 129—134.

Recension von H. Lichtenstein's „Reisen im südlichen Africa", in den Heidelberger Jahrbüchern Nr. 51. S. 801—813.

1812.

Von deutscher Philosophie Art und Kunst. Ein Votum für F. H. Jacobi gegen F. W. J. Schelling. Heidelberg. 103 S.

Recension von Jacobi „Von göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" in den Heidelberger Jahrbüchern Nr. 8. S. 113—124.

Recension von Schelling's „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Herrn Jacobi". Daselbst Nr. 22. S. 337—346.

Recension der Schriften von Chr. Weiß, „Ueber die menschliche Seele" und „Vom lebendigen Gott". Daselbst Nr. 14. S. 209—220 und Nr. 77 S. 1222—25.

1813.

Populäre Vorlesungen über die Sternkunde. Heidelberg. 436 S.

Entwurf eines Systems der theoretischen Physik. Daselbst. Etwa 100 S.

1814.

Julius und Evagoras oder: Die neue Republik. Bd. 1. Heidelberg. 263 S.

Μετανοεῖτε. Bekehrt Euch. Lucas 19, 40. (Ohne Ort.) 51 S.

1815.

Recension der Schriften über thierischen Magnetismus von Alex. Ferd. Kluge (Berlin 1811); und Joh. Stieglitz (Hannover 1814) in den Heidelberger Jahrbüchern Nr. 9—10. S. 129—56.

Recension von Hegel's Wissenschaft der Logik. Daselbst Nr. 25. S. 385—393.

Recension von F. Bouterwek's Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften. Thl. 1—2 (Göttingen 1813), G. E. Schulze's Encyklopädie (Göttingen 1814) und J. F. Herbart's Einleitung in die Philosophie (Königsberg 1813) in den Heidelberger Jahrbüchern Nr. 27. S. 417—28.

1816.

Vom Deutschen Bund und deutscher Staatsverfassung. Allgemeine staatsrechtliche Ansichten. Heidelberg. 304 S.

Ueber die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden. Abdruck einer Recension der Schrift von Fr. Rühs über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht (Berlin 1816) in den Heidelberger Jahrbüchern Nr. 16—17. S. 241—264.

Recension von Fr. H. Jacobi's Werken Bd. 2. Daselbst Nr. 1. S. 8—15.

Recension von De Wette über Religion und Theologie (Berlin, 1815). Daselbst Nr. 24. S. 369—387.

1817.

An die deutschen Burschen. Zum 18. October 1817. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist. (Flugblatt zur Vertheilung auf der Wartburg.)

1818.

Rechtfertigung des Professor Fries gegen die Anklagen, welche wegen seiner Theilnahme am Wartburgsfeste wider ihn erhoben worden sind. Actenmäßig dargestellt von ihm selbst. Jena. 75 S.

Handbuch der praktischen Philosophie oder der philosophischen Zwecklehre. Thl. 1: Ethik oder die Lehre der Lebensweisheit. Bd. 1. Heidelberg. XIV u. 394 S.

1819.

System der Logik. 2. Auflage. Heidelberg. 650 S.

Grundriß der Logik. 2. Auflage. Daselbst. 124 S.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie. Heft 1: Ideen zur Geschichte der Ethik überhaupt und insbesondere Vergleichung der aristotelischen Ethik mit der neuern deutschen. Heidelberg. 154 S.

Vertheidigung meiner Lehre von der Sinnesanschauung gegen die Angriffe des Hrn. Dr. Ernst Reinhold. Jena. 24 S.

1820.

Sehnsucht und eine Reise ans Ende der Welt. Eine Arabeske. Jena. XII u. 91 S.

Handbuch der psychischen Anthropologie oder der Lehre von der Natur des menschlichen Geistes. Bd. 1. Jena. 295 S.

1821.

Handbuch der psychischen Anthropologie. Bd. 2. XXXII u. 238 S.

1822.

Julius und Evagoras oder die Schönheit der Seele. Ein philosophischer Roman. Bd. 1. (2. Auflage). Bd. 2. Heidelberg. 384 u. 398 S.

Die mathematische Naturphilosophie nach philosophischer Methode bearbeitet. Daselbst. X u. 692 S.

1823.

Die Lehren der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung, oder die Hauptsätze der Tugendlehre und Glaubenslehre für den spätern Unterricht an Jünglinge und Mädchen geordnet. 1 Joh. 4, 7. 8. Heidelberg. 228 S.

Die neuesten Schriften Nachdruck und Verlagsrecht betreffend. Aus dem Hermes Stück 18 besonders abgedruckt. Leipzig. 128 S.

1824.

System der Metaphysik. Ein Handbuch für Lehrer und zum Selbstgebrauch. Heidelberg. 86 u. 536 S.

Polemische Schriften Bd. 1, enthaltend eine neue verbesserte und mit neuen Beilagen vermehrte Auflage der Schrift: Reinhold, Fichte und Schelling. Halle. XVI u. 359 S.

1826.

Lehrbuch der Naturlehre. Zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen bearbeitet. Th. 1: Experimentalphysik. Jena. XVI u. 548 S.

Recension von K. F. Stark's pathologischen Fragmenten (Weimar 1824) in der Hall. Allg. Lit. Zeitung Nr. 187—88, Th. 2. S. 665—675.

1827.

Recension von J. S. T. Gehler's physikalischem Wörterbuche, Bd. 1—2 (Leipzig, 1825—26), in der Jen. Allg. Lit. Zeitung Nr. 29. S. 225—232.

Recension von Münchow's Trigonometrie (Bonn 1826). Daselbst Nr. 93—94, S. 257—266.

1828.

Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft. 2. Auflage. Bd. 1. Heidelberg. XXXI u. 415 S.

Für Theologie und Philosophie. Eine Oppositionsschrift, herausgegeben von Fries, Schröter und H. Schmid. Jena. Bd. 1, 2, 3, 4 (1). (1831.)

1829.

Recension von Heinroth's System der psychisch-gerichtlichen Medicin (Leipzig 1825) in Hall. Allg. Lit. Zeitung, Ergänzungsbl. Nr. 9—10. S. 65—80.

1831.

Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft. 2. Auflage. Bd. 2 und 3. Heidelberg. XXVI u. 722 S.

Recension von Justinus Kerner's Seherin von Prevorst in K. E. Schmid's Hermes Bd. 35. S. 333—344.

Recension von Frau v. Wolzogen's Leben Schiller's (Stuttgart 1830) in der Jen. Allg. Lit. Zeitung Nr. 66. S. 45—46.

1832.

Handbuch der Religionsphilosophie und der philosophischen Aesthetik. (Auch unter dem Titel: Handbuch der praktischen Philosophie. Thl. 2: Die Religionsphilosophie oder die Weltzwecklehre.) Heidelberg. 291 S.

1833.

Populäre Vorlesungen über Sternkunde. 2. Auflage. Heidelberg. 419 S.

1837.

Handbuch der psychischen Anthropologie. Thl. 1. 2. Auflage. Jena. XII u. 312 S.

System der Logik. 3. Auflage. Heidelberg. XX u. 464 S.

Die Geschichte der Philosophie, dargestellt nach den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Entwickelung. Bd. 1. Halle. XXIV u. 556 S.

1839.

Ueber den optischen Mittelpunkt im Auge nebst allgemeinen Bemerkungen über die Theorie des Sehens. Jena. Etwa 80 S.

Handbuch der psychischen Anthropologie, Thl. 2. 2. Auflage. Jena. XX u. 248 S.

1840.

Die Geschichte der Philosophie. Bd. 2. Halle. XXXII u. 734 S.

Recension von F. K. v. Savigny's System des römischen Rechts. Bd. 1 (Berlin 1840) in der Jen. Allg. Lit. Zeitung Nr. 165—166. S. 353—366.

1842.

Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Braunschweig. 236 S.

Recension von J. Schaller's Geschichte der Naturphilosophie. Thl. 1 (Leipzig 1841) in der Neuen Jen. Allg. Lit. Zeitung Nr. 8—10. S. 35—41.

Recension von C. Kunze's Lehrbuch der Geometrie (Jena 1842). Daselbst S. 70—72.

Recension von Schleiermacher's philosophischer Ethik (Berlin 1841). Daselbst S. 158—162.

Recension von Poisson Recherches sur la probabilité etc. (Paris 1837), der deutschen Bearbeitung derselben von Schnuse, und von Fries eigener Schrift über die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Daselbst S. 256—260.

Recension von K. Rosenkranz' Geschichte der Kantischen Philosophie (Leipzig 1840). Daselbst S. 1073—83.

1847.

Ueber den Unterschied zwischen Anschauen und Denken, gegen Herbart. In den von Apelt, Schleiden u. a. herausgegebenen „Abhandlungen aus der Fries'schen Schule". Heft 1. S. 7—30.

1848.

Politik oder philosophische Staatslehre. Herausgegeben von E. F. Apelt. Jena. VIII u. 404 S.

Berichtigungen.

Seite 63 Zeile 21 v. o. statt: schätzen, lies: schwätzen
» 73 » 20 v. o. st.: Lehrfähigkeit, l. Lehrthätigkeit
» 78 » 21 v. o. st.: 1, l. II

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

187



